



www.emma.de

EMMA



DIE TAFEL
Ein Besuch
in Essen

68erinnen
Wie frei
waren sie
wirklich?

TACHELES
Judenhass
Jetzt von
Muslimen

IRAN
UNSER KAMPF GEGEN DAS
KOPFTUCH





12
JR liebt
Agnès Varda



Marina
in Bonn
54



Besuch bei
der Tafel
40

6 **Alice Schwarzer: Editorial**
Hannelore Hoger, Heidi Klum und ich.

MENSCHEN

- 12 **Agnès Varda: Die Ewigjunge**
Sie wird 90 – und präsentiert einen neuen Film.
- 14 **Emma González: Die Stimme der Proteste**
Die Schülerin kämpft gegen die mächtige Waffenlobby.
- 16 **Barbara Frey: Die Schlagkräftige**
Die Zürcher Theaterintendantin fördert Frauen.
- 18 **Rose McGowan: Die Anklägerin**
Sie war die Kronzeugin in der Causa Weinstein.

ISLAMISMUS & ANTISEMITISMUS

- 20 **Gümüşay verklagt EMMA ...**
Und verliert in vier von sieben Punkten.
- 23 **Gümüşay & Ramadan: Partizipation?**
Dieser EMMA-Artikel stand vor Gericht.
- 🗉 24 **Motiv: Antisemitismus**
Diesmal kommt er aus muslimischen Kreisen.

🗉 IRANERINNEN: VOM KOPFTUCH BEFREIT

- 26 **Die Mädchen der Revolutionsstraße**
Iranerinnen riskieren ihr Leben für die Freiheit.
- 30 **Stimmen aus dem Iran**
EMMA hat mit Frauen im Iran Kontakt aufgenommen.
- 32 **Nasrin Sotoudeh: Sie verteidigt alle!**
Die Anwältin lässt sich nicht einschüchtern.
- 34 **Masih Alinejad: Sie war die erste!**
So macht ihre Kampagne die Iranerinnen sichtbar.

POLITIK: WURUM ES MAL GEHEN KÖNNTE!

- 36 **Diese Politikerinnen sind angetreten**
7 sind neu im Kabinett, 2 durften bleiben.
- 🗉 40 **Ein Besuch bei der Essener Tafel**
Alle reden über Rassismus – und Alleinerziehende?
- 46 **Caroline Rosales: Single Mom**
Keine Lust mehr auf das schlechte Gewissen!
- 48 **Hamel: Die Hinrichtung der Kader K.**
Sie hat überlebt – ihr Widerstand ist ungebrochen.
- 51 **Die Rückkehr der öffentlichen Gewalt**
Warum lief Jens R. in Münster Amok?
- 52 **Der gestürzte Bordellkönig Rudloff**
Vor Gericht steht das gesamte System Prostitution.

FRAUEN: RADIKALER PROTEST

- 54 **Abramović is present**
Eine rasante Gesamtschau der Künstlerin in Bonn.
- 58 **Marlies Krämer: Ich bin KundIN!**
Sie wollte nicht einfach mitgemeint sein.
- 59 **Theaterfrauen: Vorhang auf!**
In Bonn haben sich 350 Theatermacherinnen getroffen.



... fliegt auf Seite 91.

FRAUEN: AUF DER FLUCHT

- 60 **Geflüchtete Mädchen: Endlich angekommen!**
Bei „Porto Amal“ in Bielefeld finden sie Schutz.
- 64 **Der Berliner Frauenmarsch**
Hannah Wettig über die Gemengelage der Motive.
- 67 **Das ist ja wie zu Hause!**
Eine Pakistanerin über Gewaltprediger in Deutschland.
- 68 **Frauen und Kinder: Sie sind in der Falle**
Maria Von Welser hat sie im Libanon getroffen.

FREIHEIT VS. UNTERDRÜCKUNG

- 72 **Abtreibung in Irland**
Fällt endlich das tödliche Abtreibungsverbot?
- 74 **Fußball-WM in Russland**
Zwischen neuen Freiheiten und alten Repressalien.
- 77 **Wir wollen nicht mehr sein wie ihr!**
Warum immer mehr RussInnen zu Putin stehen.
- 80 **Die Frau als Fußball-Fan**
Umzingelt von klugscheißenden Männern.



DOSSIER: DIE 1968innen

- 82 **Wie frei waren die Genossinnen?**
Über den Vorfrühling der Frauenbewegung 1968.
- 89 **Helke Sander: Genossen, ihr seid unerträglich!**
Sie hielt die berühmte Tomatenrede. Ein Rückblick.
- 91 **Liebe Genossinnen, Genossen ...**
Sanders Tomatenrede 1968 in Frankfurt.
- 92 **Ulrike Meinhof: „Nur Hass hilft gegen die Angst“**
Da war die spätere Terroristin noch Feministin.
- 94 **Robin Morgan: Sisterhood Is Powerful!**
Sie ließ die linken Männer hochgehen – ein Gespräch.
- 98 **Phyllis Chesler: Und der Islamismus?**
Sie hat immer schon Tabus gebrochen – ein Gespräch.
- 102 **2018: Alles beim Alten!**
Bei den linken Männern ist die Welt stehen geblieben.

IMMER IM HEFT

- 8 Magazin
- 10 Kultur
- 108 LeserInnen-Forum
- 110 LeserInnen-Briefe
- 114 Die lieben KollegInnen
- 114 Impressum
- 115 Die nächste EMMA

SERVICE

- 57 EMMA im Abo
- 106 Marktplatz/Kleinanzeigen
- 113 EMMA-Shop

**Noch kein
Sommer-T-Shirt?
Schnell bestellen!
Siehe Rückseite**

Ein Frauenmarsch?

64



Gümüşay verklagt EMMA

20



Die 68erinnen und ihre Kinder

82

Liebe Leserin, lieber Leser,

Wir EMMAs sind alle sehr, sehr beeindruckt von dem Mut der Iranerinnen, die es wagen, gegen den Kopftuchzwang zu protestieren (Seite 26)! Doch es war gar nicht so einfach, ihre Stimmen einzuholen. Die alten Kontakte von Alice Schwarzer, die 1979, wenige Wochen nach der Machtergreifung von Khomeini, im Iran war, existieren längst nicht mehr. Die Frauen sind im Gefängnis, ermordet oder konnten ins Exil fliehen. Alice hatte das in ihrer hellsichtigen Reportage, die damals in EMMA und in der *Zeit* veröffentlicht wurde, vorausgesehen („Die Betrogenen“). **Also haben wir den Kontakt zu den Frauen heute in Iran mit Hilfe der Iranerinnen im Exil aufgenommen**, von Köln bis New York. Sie haben uns auch geholfen, unsere Fragen den richtigen Frauen zu stellen und deren Antworten aus dem Farsi zu übersetzen. Danke! **Danke, Mina Ahadi** (Foto unten)! Minas Mann wurde 1980 vom Regime ermordet. Sie lebt, nach ihrer Flucht 1981, seit 1996 in Köln, wo sie sich weiter politisch engagiert. **Und danke, Mojdeh Noorzad** (Foto oben)! Sie konnte 1984 fliehen. Ihre beiden Töchter sprechen besser Deutsch als Persisch. Vom Leben dieser Frauen und dem Leben etlicher anderer Iranerinnen in Deutschland, mit denen wir zum Teil seit vielen Jahren in Kontakt stehen, sind wir so beeindruckt, dass wir beschlossen haben: **In der nächsten EMMA erzählen wir die Geschichten der Iranerinnen im Exil!** – Auf Seite 82 findet ihr die Geschichte der 68erinnen. Auch sehr beeindruckend.



Mojdeh Noorzad & Mina Ahadi

Alice Schwarzer wird im Zuge des Jubiläums 1968–2018 häufig gefragt, was denn nun sie als 68erin dazu zu sagen habe. **Dann muss Alice immer antworten: Ich bin gar keine 68erin.** Nicht, dass sie das nicht auch gerne gewesen wäre. Aber die 68er waren eine reine StudentInnenbewegung – und Alice war damals schon berufstätige Journalistin. Als sie als Reporterin in Frankfurt zu dem Satireblatt *Pardon* (Foto) kam, die, zusammen mit *konkret*, eine der zwei publizistischen Stimmen der 68er war, **da schrieb man das Jahr 1969 – und die Rebellinnen der 68er waren verschwunden.** Sie hatten sich in Marx-Schulungen (Kapital I und Kapital II) vergraben. Bis zum Erwachen der Frauenbewegung sollte es dann noch zwei Jahre dauern. **Der Aufbruch der Frauenbewegung jährt sich 2021 zum 50. Mal.** Dann macht EMMA eine Sonderausgabe. Versteht sich.

Eure EMMAs

PS: Auf dem Titel ist eine der vielen Iranerinnen, die es wagen, mitten in dem Mullah-Regime den Schleier abzulegen. Verbreitet werden diese Fotos von Masih Alinejad auf ihrer Facebook-Seite „My Stealthy Freedom“. Masih ist 2009 aus dem Iran geflohen und lebt heute in New York (s. S. 34).



Alice Schwarzer 1969 bei *Pardon*, mit ihren Kollegen Pit Knorr (re) und Gerhard Kromschroder (hinter ihr).

Sie schreiben in dieser Ausgabe

► HANNAH WETTIG

Sie kennt sich aus in Sachen Feminismus und Islam. Unter anderem hat sie fünf Jahre lang in arabischen Ländern gearbeitet. Hannah ist die Tochter einer feministischen Mutter: Inge Wettig-Danielmeier, Ex-AsF-Vorsitzende und Schatzmeisterin der SPD. Diesmal schreibt Hannah über Impressionen auf einer AfD-Demo und in ihren Integrationskursen. **Seite 64.**



► MARIA VON WELSER

Die erfahrene TV-Journalistin war zuletzt Direktorin des NDR-Rundfunks. Zahlreiche Buchpublikationen, darunter: „Wo Frauen nichts wert sind. Vom weltweiten Terror gegen Mädchen und Frauen“ (2014) und „Kein Schutz – nirgends: Frauen und Kinder auf der Flucht“. Diesmal berichtet sie für EMMA aus dem Libanon. **Seite 68.**



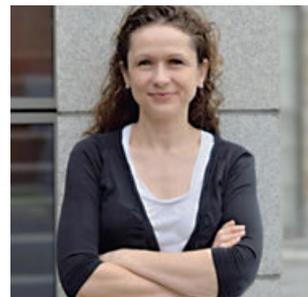
► CAROLINE ROSALES

Die studierte Sinologin und heutige Kolumnistin der *Berliner Morgenpost* schreibt auch auf *ZEITonline* über „Frauenthemen“. Im Juli erscheint bei Rowohlt ein Buch der bekennenden „Single Mom“ von zwei Kindern. EMMA bringt auf **Seite 46** einen Vorabdruck.



► KITTY HOLLAND

Die Redakteurin der *Irish Times* hat über den Fall Savita, der Irland erschüttert hat, ein Buch geschrieben: „Savita: The Tragedy that shook a Nation“. Sie setzt sich jetzt vor der Volksabstimmung (**Seite 72**) für das Recht auf Abtreibung ein. Holland ist Mutter von zwei Kindern.



► RONNY BLASCHKE

Der freie Journalist ist in Rostock geboren und lebt in Berlin. Er hat sich auf die Zusammenhänge zwischen Sport und Politik spezialisiert. Und auf „Sexismus und Frauenrechte im Umfeld des Sports“. Genau darum geht es in seiner Reportage über Frauenfußball in Russland auf **Seite 74.**





Hannelore Hoger, Heidi Klum und ich.

Wir haben erstaunlich viel gemeinsam. Schuld ist unser Alter.

Vor einigen Wochen habe ich die letzte Folge von *Bella Block* gesehen, diesen Hoger auf den Leib geschriebenen Krimi. Genauer: diesen früher Hoger mal auf den Leib geschriebenen Krimi. Denn schon länger ging es bergab. Sodann habe ich die neuesten Gerüchte über Heidi Klum gelesen – und sehe seither Grund, die Partei von Germany's Top Sadistin zu ergreifen. Und sodann habe ich über mich nachgedacht.

Aber reden wir erst einmal von Hannelore Hoger, alias Bella Block und ihrem Abgang in der letzten Folge der Krimi-Reihe. Folgende Frauenrollen kamen darin vor: dauernackte Nackttänzerinnen bzw. Prostituierte; eine verstörte junge Frau im intellektuellen Stadium einer Neunjährigen; eine eiskalte, korrupte Richterin – sowie Bella Block. Die legendäre Kommissarin war von ihrer Schöpferin, Doris Gercke, mal als Charakterrolle, als sperrige, eigensinnige, kluge, sinnliche Frau erfunden worden. Es fiel der charaktervollen, sperrigen, eigensinnigen, klugen, sinnlichen Schauspielerin Hoger nicht schwer, sie zu verkörpern. Aber jetzt?

Ich gucke selten Krimis. Und immer seltener, aus Prinzip. Ich möchte einfach nicht, dass all diese Bilder von Gewalt, unbemerkt durch die Wohnung streifenden Männern und Frauenleichen sich in meine Fantasie schleichen. Ich habe daher auch nicht viele Bella Blocks gesehen. Was aber habe ich jetzt gesehen? Sehr, sehr viel Gewalt, von A bis Z nochmal vorgeführt. Sehr viele halbnackte Frauen. Und immer wieder durch die Wohnung einer alleinstehenden Frau schleichende Männer. Sowie eine Hauptdarstellerin, die zum Weinen war. Schlimmer noch: zum Bemitleiden.

Die alternde Bella/Hannelore löst ihren letzten Fall. Nein, in Wahrheit löst sie ihn nicht, sie darf nur mehrfach naiv

ihr Leben riskieren (wie die meisten Kommissarinnen) und zuguterletzt ganz resignieren. Das Böse siegt eben über das Gute, das ist die Moral dieser Geschichte.

So auch im Privatleben der Kommissarin. Das endet so: Kurz vor dem Finale taucht ihr langjähriger, wenn auch seit sechs Jahren getrennter Lebensgefährte Simon auf, um ihr zu sagen, dass er heiraten wird. Nein, nicht sie, sondern irgendeine andere. Nach seinem Abgang wirft Bella sich aufs Bett und sagt sarkastisch, wie es ihre Art ist: „Ich bin eine alte, alleinstehende Frau mit Hund.“

Sie muss sodann noch einen (im Film von ihren Verfolgern vorgetäuschten) Selbstmordversuch machen (mit sehr viel Blut in der Wanne) und in der Psychiatrie landen (mit grotesk geschnittenem Nachthemd).

Am Ende steht Bella auf einem Steg am See und schaut schwermütig ins Wasser. Alt, resigniert, einsam.

Da darf man sich nicht wundern, dass eine Branche, die solche Frauenbilder produziert, ein Problem hat, ein #MeToo-Problem. Denn wie fühlt sich wohl eine Schauspielerin, wenn sie sich in solche Rollen einfühlen muss? Und wie fühlen wir Zuschauerinnen uns, die jungen, wenn sie glauben sollen, dass sie bei Charakter so ein Ende erwartet – und erst wir alten, die endlich abtreten sollen?!

Das mit dem Alter fängt übrigens früh an, zumindest für Frauen, liebe Schwestern. Jüngst habe ich gelesen, dass Heidi Klum, 44, eine Affäre oder Beziehung mit Tom Kaulitz, 28, von Tokio Hotel haben soll. Prompt wurde auf Instagram gepöbelt, eine Mutter von vier Kindern habe sich „nicht an kleine Jungen ranzumachen“.

Die Männer, die mit zehn, zwanzig, dreißig Jahre jüngeren Frauen zusammen sind, gehen in die Millionen. Das findet

„Alt“ ist man immer nur in den Augen der Anderen. So manche 18-Jährige ist älter als manche 80-Jährige.

niemand auch nur bemerkenswert. Präsident Trump glaubte, sich bei seinem Staatsbesuch in Frankreich jedoch erlauben zu können, der 24 Jahre älteren Frau von Präsident Macron zu attestieren, sie sähe „aber noch gut aus“. Trumps Frau Melania ist exakt 24 Jahre jünger als ihr Mann. Aber der sieht nicht mehr gut aus.

Übrigens, der Trend gibt Brigitte und Heidi recht: Auch in Deutschland war 2015 laut Statistischem Jahrbuch jede fünfte Frau mit einem jüngeren Mann verheiratet.

Doch ginge es nach den einschlägigen Medien, sollten Frauen sich ab 50, spätestens 60 die Tarnkappe überziehen. Auch bei mir hat das mit Ende 50 angefangen. Manche konnten es kaum erwarten zu schreiben: „Alice Schwarzer Komma 60“. Die Begeisterung stieg, als sie endlich schreiben konnten: „Alice Schwarzer Komma 70“. Mein Alter steht noch in der kleinsten Fünf-Zeilen-Meldung, auch wenn es in dem Zusammenhang mit dem Vermeldeten überhaupt keine Relevanz hat.

In Amerika gibt es für sowas längst einen Begriff und auch scharfe Kritik daran: Agism, die Diskriminierung wg. Alter. Davor hat man und frau sich in den USA inzwischen genauso zu hüten wie vor Sexism oder Racism. Aber das ist in Old Germany noch nicht angekommen.

Okay, bei mir ist die Sache verschärft durch den Feminismus. Die „Alt-Feministin“ (Standard-Formulierung seit vielen Jahren, auch und gerade in den Texten so mancher selbst ernannter „Jung-Feministin“) soll endlich von gestern sein! Das wäre schön. Dann müssten die Jungfeministinnen, die naiven, immer wieder von vorne anfangen und kämen nicht vom Fleck. Die Alt-Feministin soll darum Ruhe geben. Sie soll abtreten.

„Wollen Sie nicht endlich loslassen?“ So lautet seit einigen Jahren eine Standard-

frage bei Interviews. Ich frage mich dann immer, wen oder was ich loslassen soll? Das Leben? Das Denken? Das Engagement? Soll ich keine Bücher mehr schreiben (obwohl die verlegt und gelesen werden)? Soll ich EMMA aufgeben oder am besten gleich einstellen? Und warum? Ganz einfach: Weil ich alt bin!

Liebe Junge und Möchte-gern-Junge, ich werde euch mal was verraten: Erstens werdet ihr alle irgendwann (hoffentlich) so alt wie ich. Zweitens ist das Alter nur ein Faktor von vielen, die einen Menschen ausmachen (und sind manche 18-Jährige schon so alt, wie andere 80-Jährige nie werden). Und drittens ist man „alt“ immer nur in den Augen der Anderen. Selber aber ist man, so lange man nicht gebrechlich ist, ganz die Junge: innerlich mal acht oder 18, mal 38 oder 48. Selten älter.

Genauso geht es auch mir. Da liege ich im Trend. Studien haben ergeben, dass nicht nur das biologische Alter relativ ist, sondern dass sich auch psychologisch Menschen in Deutschland heutzutage in der Regel zwanzig Jahre jünger fühlen, als sie es auf dem Papier sind.

Na, geht doch. Dann wäre ich jetzt 55. Soll mir recht sein.  In diesem Sinne

Alice Schwarzer

Termine

Lesungen zu „Meine algerische Familie“ (siehe S. 113): 3. Mai, Memmingen, Eröffnung Literaturfestival;
8. Mai, Darmstadt, Centralstation;
9. Mai, Frankfurt, Literaturhaus.
Mehr auf www.aliceschwarzer.de



Frauenbewegung So ging es los!

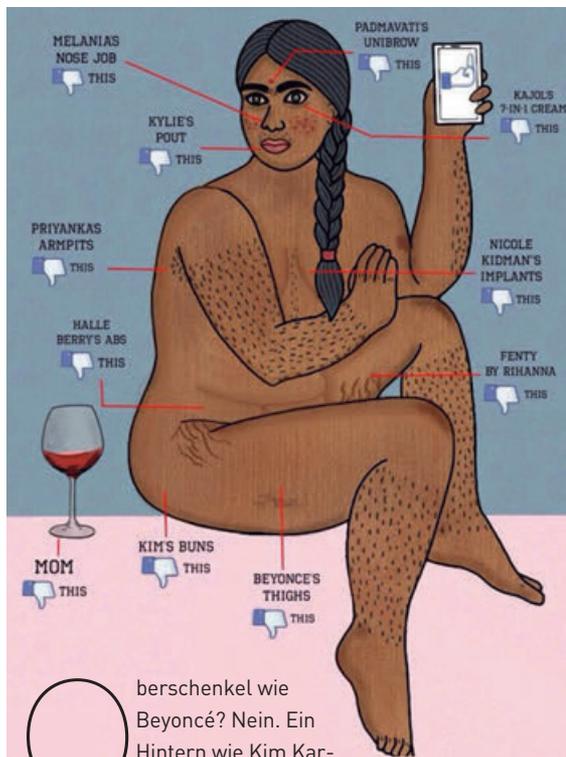
Der FrauenMediaTurm (FMT) ging zum 8. März mit den großen Themen und Kämpfen der Neuen Frauenbewegung online. Das meiste ist erschreckend aktuell. 19 Themendossiers zeichnen in Text und Bild die Etappen nach: von Abtreibung über Arbeit und Körper bis hin zur „sexuellen Belästigung im Beruf“. Und siehe da: Die war schon 1975 (in Amerika) bzw. 1977 (in Deutschland) Thema. Es hat dann nochmal 40 Jahre gedauert, bis der Skandal mit Wucht auf den Teppich kam. Das historische Gedächtnis ist kurz. Darum hat der FrauenMediaTurm sich entschlossen, die Spuren der entscheidenden Jahre des Aufbruchs (von Anfang der 1970er- bis An-

fang der 1980er-Jahre) zu sichern: die Motive der Aktivistinnen, ihre Methoden und Ziele, sowie die tiefgreifenden Folgen für die gesamte Gesellschaft. In Zukunft genügen zwei, drei Klicks für einen Überblick über die feministischen Kämpfe der letzten 50 Jahre und Fakten, Argumente und Kampfmethoden für die Zukunft. Unbedingt durchstöbern! Von den Alten lernen. Denn ohne Geschichte keine Zukunft. www.frauenmediaturm.de

§ Wann habe ich nach einer Trennung Anspruch auf Grundsicherung? In welchem Fall bin ich für die Schulden meines Ex-Mannes haftbar? Wie erreiche ich, dass mein gewalttätiger Mann aus der Wohnung gewiesen wird? Drei feministische Juristinnen haben die „Ratgeberin Recht“ herausgegeben. Frauen, die sich trennen wollen und Mitarbeiterinnen von Frauenhäusern und Beratungsstellen finden dort unter 30 Stichworten Wissenswertes: von Arbeitslosengeld bis Zugewinnsgemeinschaft. Berneiser/Dern/Müller-Krah: Ratgeberin Recht (Fachhochschulverlag, 18 €)

25 Jahre Medica Mondiale

Als sie im Herbst 1992 die erschütternden Berichte über die Massengewaltungen im Jugoslawien-Krieg liest, weiß Monika Hauser, dass sie etwas tun muss. Vier Monate später, am 4. April 1993, eröffnet die Gynäkologin im bosnischen Zenica ein Therapiezentrum für kriegstraumatisierte Frauen. 25 Jahre ist das jetzt her, und aus dem Ein-Frau-Projekt ist längst eine große Organisation geworden: Medica Mondiale arbeitet heute in 15 Ländern, von Afghanistan über Liberia bis Irak. Und natürlich immer noch in Bosnien und im Kosovo, wo Medica miterkämpfte, dass die vor einem Vierteljahrhundert vergewaltigten Frauen heute eine Kriegsversehrten-Rente erhalten. Pünktlich zum Jubiläum zeigt ein Dokumentarfilm die Geschichte von Monika Hauser, die 2008 mit dem Alternativen Nobelpreis ausgezeichnet wurde. **Monika Hauser – ein Porträt. Filmstart: 3. Mai**



berschenkel wie Beyoncé? Nein. Ein Hintern wie Kim Kardashian? Auch nicht! Kylies Schmolllmund? Nö. Eine echte Frau? Yes! Mit Zeichnungen wie dieser parodiert die indische Illustratorin Kaviya Ilango auf Instagram Körpernormen. Die „schmutzigen Tabus“ beschäftigen sie, über die Frauen beschämt schweigen. #100daysofdirtylaundry, 100 Tage schmutzige Wäsche, nennt sie ihr Projekt. **Instagram: @wallflowergirlsays**

Wir haben pünktlich zum Weltfrauentag einen Blog ins Netz gestellt: Rabatz!“ Diese Jubel-Nachricht erreichte uns kürzlich in der EMMA-Redaktion. Wir, das sind Tochter Lea, 19, und Mutter Renate, 54. Lea hat gerade Abi gemacht und beginnt bald ihre Ausbildung zur Mediengestalterin. Renate ist Sozialarbeiterin und kümmert sich um alte Menschen. „Wir haben beide einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit“, sagt das Duo über sich. Die Idee für das Blog hatte Renate auf einer Veranstaltung über Sexismus am Arbeitsplatz. „Ich habe mich sehr geärgert, dass es keine konkreten Tipps gab, wie frau sich zur Wehr setzen kann.“ Diese Tipps gegen Sexismus gibt es jetzt auf Rabatz. Mehr davon! rabatz946315382.wordpress.com

Rabatz mit Lea & Renate





Künkelin-Preis für Sister Sabine

Im Jahr 1688 stürmte die Schorndorfer Bürgerin Barbara Künkelin mit einer Frauentruppe das Rathaus und verhinderte so, dass ihre Stadt an die Franzosen fiel. Im Jahr 2018 erhält die Stuttgarter Bürgerin Sabine Constabel (2. v. li.) den Künkelin-Preis, den Schorndorf an mutige Frauen verleiht. Die Streetworkerin Constabel, die seit fast 30 Jahren im Rotlichtmilieu arbeitet, hat zwar noch keine Rathäuser gestürmt – aber sie hat erfolgreich zum Sturm auf die öffentliche Meinung geblasen: „Sabine Constabel ist jene Sozialarbeiterin in Deutschland, die schon vor 20 Jahren mutig öffentlich Nein sagte, als die Mehrheit in Politik und Gesellschaft voller Begeisterung einer Liberalisierung der Prostitution das Wort geredet hat“, erklärte ihre Laudatorin, die Frauenforscherin Monika Barz. Constabel redet aber nicht nur, sie handelt auch: 2015 gründete sie, zusammen mit Aussteigerinnen, den Verein „Sisters – für den Ausstieg aus der Prostitution“. Sisters kann die 5.000 Euro Preisgeld gut gebrauchen – für eine eigene Ausstiegswohnung. „Der Kern der Prostitution ist Gewalt!“ sagte die Geehrte in ihrer Dankesrede. Das sieht auch Schorndorfs Bürgermeister Matthias Klopfer (SPD) so. Der übergab nicht nur den Preis, sondern macht auch mit bei der Facebook-Aktion „Ich bin kein Freier“. www.sisters-ev.de

Hijab im Kindergarten?

Die unnachahmliche *taz* gießt Hohn und Spott über die Forderung von *Terre des Femmes*, die Vollverschleierung im öffentlichen Raum zu verbieten. Unbelehrbar, diese Linken. Vor allem in Frauensachen. Ganz die Väter! Wovon wir reden? Von der Verhüllung von Kopf und Körper drei- bis zehnjähriger Mädchen. Die will auch Heinz-Christian Strache, Vizekanzler von Österreich, verbieten. Recht hat er! Haha, höhnt die *taz*. Da befände er sich „längst in einem Boot mit Deutschlands Parodefeministin Alice Schwarzer“. Und mit *Terre des Femmes*. Die veröffentlichten gerade ein 14-seitiges Organisationspapier für ein Burkaverbot. Eine Argumentationshilfe: von der (angeblichen) Freiwilligkeit über die (angeblich) verletzten religiösen Gefühle bis hin zur (angeblich) heiligen Pflicht der Musliminnen, sich zu verschleiern. www.frauenrechte.de



Die Wissenschaftlerin in Kinderaugen



Malt doch mal jemanden, der forscht. Der etwas erfindet. Der in einem Labor arbeitet. Vor rund 50 Jahren sahen diese Bilder von Kindern immer gleich aus: krakeliger Mann mit Brille. Und heute? Der Psychologe David Miller von der Northwestern University in Evanston, Illinois, hat 78 „Male-einen-Wissenschaftler“-Studien aus fünf Jahrzehnten ausgewertet – und siehe da: Es hat sich etwas getan! 1983 zeigten von 5.000 Bildern nur 28 eine Frau, inzwischen malt jedes dritte Kind eine Forscherin. Zumindest bis zur Grundschule. Danach malen auch Mädchen wieder überwiegend: einen Mann.

Bürgermeisterin erreicht Händedruck

Ausgerechnet: Es war bei der Trauerfeier für Colonel Arnaud Beltrame aus Cher. Der hatte sich zum Austausch für eine Geisel angeboten, sein Leben verloren und war so zum Nationalhelden von Frankreich geworden. Ermordet hatte ihn und drei weitere Menschen ein islamistischer Terrorist. Ausgerechnet bei dieser Trauerfeier weigerten sich zwei Repräsentanten der türkischen DİTİB in Vierzon, der Bürgermeisterin von Cher die Hand zu geben. Catherine Ferrier (Foto) ging empört an die Öffentlichkeit – und die beiden Muslime steckten zurück. Sie entschuldigten sich und ihre Organisation wegen dieser „missverständlichen Situation“ und versicherten, dass sie „alles tun wollen, damit so etwas nicht wieder passiert“. Geht doch.



TIPPS ★★★★★

FILM 3 Tage in Quiberon. Ein Film von Emily Atef über drei würdelose Tage im Leben der großen Schauspielerinnen Romy Schneider, verkörpert von Marie Bäumer. • **Djam** Road-Movie über die Freundschaft zwischen der unangepassten Djam aus Griechenland und der schüchternen Avril aus Frankreich. Ab 26.4. im Kino. • **Was werden die Leute sagen?** Als ihr Flirt mit einem Engländer auffliegt, verschleppt der Vater die 15-jährige Nisha nach Pakistan. Die vermeintliche „Heimat“: ein Alptraum. Ab 10.5. im Kino. • **Auf der Jagd – wem gehört die Natur?** Doku der Regisseurin Alice Agneskirchner über den Menschen, der Natur und Tiere unterworfen hat, und JägerInnen, die dieses System verwalten. Ab 10.5. im Kino. • **The Poetess** Doku über Hissa Hilal, Poetin aus Saudi-Arabien, die im TV vollverschleiert die Islamisten anprangerte. Kinotour mit Hilal ab 31.5.

• **MUSIK Jenny Wilson: Exorcism** Mitreißende Beats, aber das Thema ist düster: Es geht um ihre Vergewaltigung. • **Various Voices in München** Schwullesbisches Chorfestival mit 90 Chören aus aller Welt, 9.–13.5.

AUSSTELLUNGEN Ana Mendieta in Berlin Der Gropius-Bau zeigt 23 Filme der Avantgarde-Künstlerin aus Kuba: „Covered in Time and History“, bis 22.7.

• **Bildhauerinnen in Berlin** Das Georg-Kolbe-Museum zeigt Bildhauerinnen Anfang des 20. Jahrhunderts: Käthe Kollwitz, Renée Sintenis, Christa Winslow u.a., bis 17.6. • **Inderinnen in Wolfsburg** Das Kunstmuseum zeigt Arbeiten von sechs Künstlerinnen aus Indien: „Facing India“, 29.4.–7.10. • **„Abfallprodukte der Liebe“ in Berlin** Die Akademie der Künste zeigt Arbeiten der Fotografin, Kamerafrau und Regisseurin Elfi Mikesch, 18.5.–12.8. • **„Gewalt und Geschlecht“ in Dresden.** Sonderausstellung des Militärhistorischen Museums zu „Männlicher Krieg – Weiblicher Frieden?“, 27.4.–30.10.

PIPPI EHRT JACQUELINE

In den USA ist sie ein Star, doch in Deutschland sind bisher nur wenige ihrer über 30 Kinder- und Jugendbücher bekannt. Das könnte sich jetzt ändern. Jacqueline Woodson ist gerade mit dem Astrid-Lindgren-Preis ausgezeichnet worden, dem mit 500.000 Euro höchstdotierten Preis für Kinder- und Jugendliteratur der Welt. „Ich wollte über die Dinge



schreiben, die ich in den Büchern meiner Kindheit vermisst habe“, sagt die 55-jährige Woodson, die in Ohio und Brooklyn aufwuchs und nicht nur schwarz, sondern auch ein „Tomboy und ziemlich unfeminin“ war, lebt heute mit ihrer Frau Juliet und zwei Kindern in New York. Außerdem schreibt sie über Mädchenfreundschaften, Teenagerschwangerschaften und sexuellen Missbrauch. „Jacqueline Woodson fängt auf einzigartig poetische Weise die tägliche Welt zwischen Kummer und Hoffnung ein“, befand die Lindgren-Jury. Gerade erschien Woodsons neuer Roman „Ein anderes Brooklyn“ auf Deutsch. Es ist ausnahmsweise ein Buch für Erwachsene. **J. Woodson: Ein anderes Brooklyn Ü: Brigitte Jakobeit (Piper, 20 €)**



JOAN BAEZ FOREVER

Joan Baez auf Welttournee – mit mehreren Stationen in Deutschland und Österreich, zuletzt am 3. August auf dem Domplatz in Köln. Die 77-jährige Folksängerin ist seit 60 Jahren on the road. Sie war die Stimme der Civil Right Bewegung und ist bis heute als Künstlerin und Pazifistin unkorruptierbar. 1992 weigerte sie sich im letzten Moment, auf der von den Grünen veranstalteten Trauerfeier für Petra Kelly und Gert Bastian aufzutreten, weil sie „nicht für das Opfer und seinen Mörder“ singen wollte. Das Foto zeigt Joan auf ihrem verwunschenen Grundstück in Silicon Valley, wo sie seit fast einem halben Jahrhundert lebt. Es sollte eigentlich ihre letzte Welttournee werden – aber Joan kommt schon im Februar 2019 wieder nach Deutschland. Das Interesse ist gewaltig. **Joan Baez: Whistle Down The Wind (Proper Records) – www.joanbaez.com/tour/**

Das kleine Beziehungsmodell,
das wir in unserer Gesellschaft
als „Liebesbeziehung“
bezeichnen



Diesmal geht es der bekannten schwedischen Cartoonistin Liv Strömquist um den „Ursprung der Liebe“. Im Gespräch mit EMMA bezeichnet die Schwedin die „romantische Liebe“ als das Resultat einer „Gehirnwäsche“. In ihrem neuen Comic demonstriert Liv das an der unerschütterlichen Liebe der Frauen zu Kotzbrocken. Frauen wie Whitney Houston, für die diese Art von „Liebe“ tödlich war. Strömquist weiß, wovon sie redet. Die Tochter von Hippie-Eltern hatte selbst mit 17 einen kontrollsüchtigen, aggressiven Macho zum Freund. Sie schaffte es, sich zu trennen. Heute lebt die Zeichnerin mit ihrem Lebensgefährten und ihren drei Kindern in Malmö. „Der Feminismus hat mich gerettet“, sagt sie und lacht. **Liv Strömquist: Der Ursprung der Liebe (Avant Verlag, 20 €)**



Douze points für Netta!

Sie gackert und gluckst, sieht aus wie eine Sumo-Ringerin und singt Sätze wie: „I'm not your toy, you stupid boy!“ Kein Zweifel: Netta Barzilai wird die Altice Arena in Lissabon rocken, wenn sie dort am 12. Mai zum Finale des Eurovision Song Contest (ESC) für Israel antritt. Mit ihrem schrillen Elektropop-Song zur MeToo-Debatte und ihrem gewichtigen Auftritt dürfte die 25-jährige DJane aus Tel Aviv der feministischste ESC-Beitrag aller Zeiten sein. „Mein Song drückt weibliche Stärke aus und ich bin superstolz, ihn singen zu dürfen“, sagt Netta. Wunderbarerweise sehen die Wettbüros die Anti-Barbie schon jetzt auf Platz 1. Netta selbst findet sich „revolutionär“. Recht hat sie. Douze points für Netta!



In jungen Jahren wurde Franziska Becker auch schon mal „die deutsche Bretécher“ genannt. Jetzt stellen die beiden Cartoon-Ladies zusammen aus.

Claire Bretécher + Franziska Becker,
Simplicissimus-Haus in Renchen,
Vom 15. Mai bis 5. August 2018



Für den freien Willen!

Die erste Szene in „Eleanor und & Colette“ ist der pure Horror: Ärzte werfen die schreiende Patientin auf eine Matratze am Boden, geben ihr eine Spritze mit Psychopharmaka und lassen die zuckende Frau im weißen Nachthemd allein zurück. Doch was dann folgt, ist eine Geschichte von Mut, Kraft und Würde. Es ist die wahre Geschichte der Eleanor Riese, die 1985 in San Francisco dagegen klagte, dass ihr in der Psychiatrie gegen ihren Willen Medikamente mit schweren Nebenwirkungen verabreicht wurden. Eleanor hatte nach einer schlecht behandelten Hirnhautentzündung unter schweren Angstzuständen gelitten und sich selbst eingewiesen. Mit Hilfe der Patientenrechtsanwältin Colette Hughes erstritt Eleanor schließlich das bahnbrechende Urteil: Psychiatrie-PatientInnen dürfen über ihre Medikamentierung mit entscheiden! Im Film von Bille August („Das Geisterhaus“) werden Patientin und Anwältin von einem Dreamteam gespielt: Helena Bonham Carter („The King's Speech“) und Hilary Swank („Boys Don't Cry“, „Million Dollar Baby“), die ihren feministischen Paraderollen hiermit eine weitere hinzufügt. **Filmstart: 3. Mai**



Fidena im Pott

Sowas hat weder Bochum noch die Welt bisher gesehen: Eine Puppen-Parade durch die Innenstadt, angeführt von „Punch Agathe“, der größten und ungewöhnlichsten Kasperin der Welt. Agathe stammt aus Kinshasa, ist drei Meter hoch und schwarz. Begleitet wird sie von ihrem überlebensgroßen Nilpferd. Mit der Demonstration am 9. Mai startet das Figurentheater-Festival FIDENA im Ruhrgebiet. Motto: „Resist!“ Dabei zeigt das Festival, das in diesem Jahr sein 60. Jubiläum feiert, auch den weiblichen Widerstand. Zum Beispiel mit „Geheimnis der Straße“, ein Puppentheaterstück nach einem Roman der Iranerin Fariba Vafi. Oder mit „Sorry, Boys!“ der Italienerin Marta Cuscunà über eine spektakuläre Frauenaktion gegen Männergewalt. **www.fidena.de, 9. – 18. Mai**



Pink Apple in Zürich

Das schwullesbische Schweizer Filmfestival „Pink Apple“ ehrt in diesem Jahr die New Yorker Produzentin Christine Vachon (Foto) mit dem Festival Award und zeigt gleich 14 ihrer Filme: von „I Shot Andy Warhol“ bis „Office Killer“, von „Boy's dont cry“ bis „Carol“. Außerdem laufen in Zürich und Frauenfeld weitere 40 Spiel-, Dokumentar- und Kurzfilme sowie Serien. Auch „Pink Apple“ selbst bekommt übrigens im 21. Jahr seines Bestehens einen Preis: die Goldene Ehrenmedaille des Kantons Zürich. **www.pinkapple.ch, Zürich: 2. – 10. Mai, Frauenfeld: 11. – 13. Mai**

DOK.fest in München

Die blauen Overalls stehen ihnen verdammt gut, aber das sehen in Burkina Fasos Hauptstadt Ouagadougou nicht alle so. Frauen, die Automechanikerinnen werden? Mon Dieu! Wie die „Ouaga Girls“ in der „Girl Mechanics School“ zu einer verschworenen Sisterhood-Gemeinschaft zusammenwachsen, zeigt die gleichnamige Dokumentation von Theresa Traore Dahlberg. Das DOK.fest München präsentiert den Film in der Reihe DOK.female: sieben Filme „mit und über Frauen, die Rollenbilder sowie Machtverhältnisse in Frage stellen“. **www.dokfest-muenchen.de, 2. – 13. Mai**

Agnès Varda **Die Ewigjunge**

Die französische Filmemacherin wird 90 und liefert gerade ein übermütig-melancholisches Roadmovie mit dem 35-jährigen JR. Text: Alice Schwarzer. Foto: Bettina Flitner.

Eigentlich dachte man vor zehn Jahren: Das ist das Finale. Agnès Varda hatte sich zum 80. selber ein Geschenk gemacht: ihren mitreißend poetischen Film „Die Strände von Agnès“. Sie, die als Kind Jahre am Mittelmeer gelebt hatte – und zeitweise sogar auf einem Hausboot, weil ihre Eltern aus Brüssel vor der deutschen Besatzung geflohen waren –, hatte sich an die Strände ihres Lebens begeben und in ihrer sehr eigenen Mischung aus Wirklichkeit und Fiktion ihr Leben erzählt.

Der Strand von Sète, wo sie aufgewachsen war; der Strand von Los Angeles, wo sie eine Weile mit ihrem verstorbenen Mann gelebt hatte; und der Strand von Noirmoutier, eine Insel im Atlantik, wo sie so viele Jahre Familienferien gemacht hatte und bis heute ein Häuschen hat. Sie hatte an den Stränden Spiegel aufgestellt, in denen sie sich und den Menschen ihrer Gegenwart und Vergangenheit begegnete. Denn, hat sie damals gesagt: „Ich sah die 80 auf mich zurasen, aber wollte mich nicht ernst nehmen. Also habe ich den Clown gegeben.“ Den melancholischen Clown, wie alle guten Clowns, versteht sich.

Aber nein. Agnès ist wieder da. Denn die „Erfinderin der Nouvelle Vague“ wird 90. Sie hatte vor sehr langer Zeit als gelernte Fotografin und filmische Autodidaktin mit einem unter Amateurbedingungen gedrehten Film über ein ehedem kriselndes Paar, „La Pointe Courte“, 1955 den ästhetischen Anstoß für die berühmteste Periode des französischen Films gegeben: der Nouvelle Vague. 63 Jahre später liefert die Frau mit dem charakteristischen Topfschnitt (halb weiß, halb rot) uns einen neuen Film: „Augenblicke“, ein Roadmovie mit dem 54 Jahre jüngeren, nicht minder schrägen Fotografen JR.

Er ist zwei Köpfe größer als sie und die beiden sind Zwillinge bei der Geburt getrennt. Sie stürzen sich ins Leben, sie lieben die Menschen, sie nehmen sich alle Freiheiten. JR ist bekannt geworden mit seinen überlebensgroßen Porträts von Menschen, die sonst niemand wahrnimmt, an Hauswänden und auf öffentlichen Flächen.

Mit ihm reiste Varda von der Normandie bis in die Provence, den zu einem Fotostudio umgebauten Kleinlaster von JR immer im Schlepptau. Der spuckt diese plakartigen Fotos von den Menschen aus, die sich in ihn hineinbegeben. Und die staunen dann: der Bauer, der mit seinen Traktoren heute eine zehnmal so große Fläche beackert wie früher; die alte Frau, die die letzte ist in dem Backsteinhaus in dem verlassenen Bergarbeiterdörf-

chen; die Ziegenbäuerin, die den Ziegen die Hörner lässt. Die haben die beiden auch, Agnès und JR, Hörner. Und sie scheinen sie auch nicht ablegen zu wollen.

Der Film ist auch eine poetische Liebesgeschichte zwischen Agnès, 89 – und JR, 35. Wie die beiden sich vergnügen in den Hafencanainern einer Frachtfirma oder philosophieren auf einer Bank im Feld. Zum Verlieben!

Ich habe den ersten Film von Agnès Varda 1961 gesehen, in Wuppertal. „Cléo von fünf bis sieben“. Zwei Stunden lang auf den Spuren einer Frau in Echtzeit. Sie ist in einer Midlife-crisis, vermutlich verlassen worden, und schlendert durch Paris. Sie geht zur Wahrsagerin, hat einen Termin beim Arzt und bekommt eine Krebsdiagnose, und sie trifft einen jungen Soldaten, der wieder zurück muss in den Krieg, den Algerienkrieg. Ein unvergesslicher Film. Und ein großer Film der Nouvelle Vague, der dennoch nicht so im kollektiven Gedächtnis geblieben ist wie die Filme von Godard oder Truffaut.

Für „Vogelfrei“, eine obdachlose verstörte junge Frau, die durch das winterliche Südfrankreich zieht, erhielt Agnès Varda als erste Frau 1985 in Venedig den „Goldenen Löwen“. Vorher hatte sie Dokumentarfilme über die Black Panther und die Flower-Power-Bewegung gemacht. Fürs Vernünftig- und Angepasstsein gab es im Leben von Agnès bisher nie auch nur einen Wimpernschlag.

Seit über 50 Jahren wohnt Agnès Varda in Paris in der Rue Daguerre, dieser lebendigen Marktstraße hinter dem Friedhof Montparnasse. Da hat sie ein Haus in einem Hof, das sie knallrot angestrichen hat. Und natürlich war auch die Rue Daguerre Teil ihrer Lebensbilanz vor zehn Jahren. Aber weil mitten in Paris kein Strand ist, hat Agnès eben mehrere Laster Sand abladen lassen in ihrer Straße. Ihre Katzen haben sich gefreut. Es sind immer mindestens ein halbes Dutzend.

Die so genannte Work-Life-Balance scheint im Leben dieser Frau noch nie ein Problem gewesen zu sein: Ihr Leben ist ein Film – und ihre Filme sind Leben.

Am 30. Mai wird Agnès Varda 90.



! Termine

„Augenblicke: Gesichter einer Reise“, ein Film von Agnès Varda und JR, ab 31. Mai im Kino. – Ausstellung von Agnès Varda in Paris: „A Cinema Shack. The Greenhouse of Happiness“ in der Galerie Nathalie Obadia bis zum 31. Mai.



Emma González **Die Stimme der Proteste**

Die Schülerin überlebte das Parkland-Shooting. Jetzt kämpft sie gegen die Waffenlobby. Und sorgte für die lauteste Stille der US-Geschichte. Text: Christiane Heil. Foto: Kevin Mazur/Getty.

Wer nach den Massenschießereien in den Vereinigten Staaten über striktere Waffengesetze nachdenkt, hat weder Präsident Trump vor Augen noch Dana Loesch, die scheinbar nimmermüde Sprecherin der Waffenlobby National Rifle Association (NRA). Das Gesicht des Protestes ist eine 18-Jährige: Emma González.

Schon wenige Tage nach dem Anschlag auf die Douglas High School, bei dem ein 19-Jähriger 17 Menschen erschoss und den Emma versteckt im dunklen Auditorium der Schule überlebte, forderte sie zusammen mit MitschülerInnen ein Ende der so genannten School Shootings. Dabei beschränkte sich die Schülerin nicht auf die üblichen Gedenkstunden bei Kerzenschein, Spenden für Beerdigungskosten und gemeinsame Gebete. „Wir wollen erreichen, dass Politiker, die von der Waffenlobby NRA unterstützt werden, bei den Zwischenwahlen im November nicht gewählt werden!“, rief sie den TeilnehmerInnen einer Demonstration für strengere Waffengesetze in Fort Lauderdale zu.

Präsident Trumps Beileidsbekundungen wies die Schülerin als reine Lippenbekenntnisse zurück. „Wenn der Präsident mir sagen möchte, dass die Schüsse in Parkland nur eine fürchterliche Tragödie waren, würde ich ihn fragen, wie viel Geld er von der NRA bekommen hat. Aber wisst ihr was? Ich weiß es schon. Es waren 30 Millionen Dollar. Jedes amerikanische Opfer von Waffengewalt in den ersten sechs Wochen des Jahres 2018 war also 5.800 Dollar wert“, rechnete die Zwölfklässlerin der Nation und dem Waffenfreund im Weißen Haus vor.

Die knapp elf Minuten lange Rede machte die Jugendliche mit dem markanten Bürstenschnitt über Nacht zu dem Gesicht der größten Protestbewegung von SchülerInnen und Studierenden nach dem Vietnam-Krieg. González, die bis dahin noch nicht einmal eine Twitter-Seite hatte, richtete den Account @Emma4Change ein.

Am 24. März zog Emma mit ihren MitstreiterInnen der Organisation „Never Again MSD“ („Nie wieder Marjory Stoneman Douglas High School“) und einigen Hunderttausend Jugendlichen, Eltern und LehrerInnen nach Washington. Während der Veranstaltung „March For Our Lives“ stellte González sich auf die Bühne und erklärte: „Innerhalb von sechs Minuten wurden uns 17 Freunde genommen, 15 weitere verletzt und jedes, wirklich jedes Mitglied der Schulgemeinde für immer verändert.“

Unter Tränen nannte González die Namen aller 17 Toten, bevor sie überraschend verstummte. Es folgte die lauteste Stille, die sich je über Washington ausbreitete. Während die 18-Jährige in zerrissener Jeans und Pilotenjacke schweigend vor einem

Meer von Menschen stand, schienen viele die Ruhe kaum auszuhalten. Schließlich fand González ihre Stimme wieder. „Seit ich geschwiegen habe, sind sechs Minuten und 20 Sekunden vergangen. Jetzt hat der Schütze aufgehört zu schießen und ist dabei, sich unter die flüchtenden Schüler zu mischen. Vor seiner Verhaftung verbringt er noch eine Stunde in Freiheit.“

„Kämpft selber um euer Leben, bevor es andere für euch tun müssen!“ lautet der Slogan von Emma und ihren MitstreiterInnen. Die amerikanischen Medien feiern González auch wegen ihrer unerschrockenen Rhetorik. Die Berühmtheit, die sie und vier weitere Überlebende der Douglas High auf das Cover der März-Ausgabe des Magazins *Time* brachte, ist für Emma ein notwendiges Übel. „Ich bin 18, Kubanerin und bisexuell. Ich bin zu unentschlossen, um mich für eine Lieblingsfarbe zu entscheiden und reagiere allergisch auf zwölf Stoffe“, erklärte die Tochter einer Mathematiklehrerin und eines Juristen. „Ich male, zeichne, häkele, nähe, sticke und tue alles, was meine Hände beschäftigt, wenn ich Netflix sehe. Aber all das ist nicht mehr wichtig.“

Emmas Eltern waren Ende der 60er-Jahre von Kuba nach Amerika ausgewandert. Sie unterstützten den politischen Kampf ihrer Tochter. Manchmal, schrieb Emma, die bei dem Massaker viele FreundInnen verloren hat, in *Harper's Bazaar*, „wäre es schön, ein Baum zu sein – tief verwurzelt und von den Schrecken der Welt verschont“.

Solche Anflüge von Melancholie bekämpft Emma mit Aktionismus. Sie mischt sich mit Verve in die politische Debatte ein. Trumps Vorschlag, LehrerInnen mit Waffen in den Unterricht zu schicken? Die Pädagogen brauchen keine Pistolen, sondern eine gute Ausbildung, um sie an ihre SchülerInnen weiterzugeben! Metalldetektoren an Schultoren? Waren schon in der Vergangenheit wirkungslos! Ein flächendeckendes Waffenverbot? Nein, aber gründliche Überprüfungen von WaffenkäuferInnen!

Auch bei psychischen Auffälligkeiten der fast immer männlichen Attentäter fordert González genaues Hinsehen. Sie mahnt: „Wir verlangen eine intensivere Behandlung von geistigen Störungen. Auch für die wütenden, frustrierten Männer, die diese Verbrechen meistens begehen. Geisteskrankheit und Waffengewalt haben nichts miteinander zu tun. Aber wenn sie aufeinander treffen, verlieren Amerikaner, häufig Kinder, ihr Leben.“

Ob Emmas Schweigen während des „March For Our Lives“ auch bei den Abgeordneten in Washington gehört wurde, wird sich spätestens bei den US-Zwischenwahlen Anfang November zeigen. 



Barbara Frey **Die Schlagkräftige**

Die Schweizer Theaterintendantin ist für ihre weiblichen Allianzen bekannt. Und für ihren „harten Schlag“. Frauen fördert sie einfach. Text: Daniele Muscionico Foto: Reinhard M. Werner.

Es kann schon mal vorkommen, dass die Chefin des größten Schweizer Sprechtheaters nicht zu sprechen ist. Barbara Frey ist zwar eine öffentliche Person, doch das lässt sie weitgehend unberührt. Im Schutzraum des Privaten aber legt die 54-jährige öffentlichkeitsfremdelnde Intendantin eine für Uneingeübte überraschende, warmherzige Kumpelhaftigkeit an den Tag.

Für Nina Hoss zum Beispiel hat Frey damals als Hausregisseurin am Deutschen Theater Berlin „Medea“ inszeniert. Hoss findet, dass Frey die Proben mit „einer großen Zuneigung“ beobachtet und begleitet. Diese Genauigkeit in der Wahrnehmung und Empfindung in künstlerischen Prozessen setzt voraus: Die Regisseurin ist gegenüber vielem, was nicht mit ihrer konkreten Arbeit zu tun hat, fatal gleichgültig, vor allem gegenüber dem Interesse an ihrer Person. Damit macht sie sich angreifbar, so angreifbar, wie es Kunst eben ist.

Frey ist entschieden eine politische Zeitgenossin und Künstlerin und wird dafür als Regisseurin an renommierten deutschsprachigen Bühnen eingeladen, 2014 gab sie mit „Elektra“ ihr Opernregiedebüt an der Semperoper Dresden. Sie lebt in ihrer Arbeit und wird dafür von ihren Schauspielerinnen und Schauspielern geliebt.

Doch wollen Viele von ihr Vieles wissen: Barbara Frey wird im Sommer 2019 das Schauspielhaus Zürich verlassen. Um wohin zu gehen? Man handelt sie als Nachfolgerin von Matthias Lilienthal am Residenztheater München. Doch an Spekulationen beteiligt sie sich definitiv grundsätzlich nicht. Ohne Grundsätze kann sie nicht leisten, was sie seit 2009 leistet.

Sie sitzt als erste Frau in der Geschichte des Schauspielhauses Zürich überhaupt auf dem Intendantensessel. Und sie führt selber Regie. Ihre Regiehandschrift ist wie sie selber: fragil und beiläufig, doch von einer inneren Notwendigkeit und Wucht. Ihre Inszenierungen führen das Publikum dorthin, wo es weh tut, umstandslos.

Ihr Vorgänger in Zürich, Matthias Hartmann, sagte über Frey zum Abschied: „Ich bewundere sie für ihre Hartnäckigkeit, mit der sie seit Jahren der Literatur begegnet und sich dabei als Regisseurin zum Verschwinden bringt.“ Lars-Ole Walburg, der Intendant am Staatsschauspiel Hannover, hat mit ihr in Basel zusammengearbeitet, er bringt es so auf den Punkt: „Sie ist nicht korrumpierbar. Es ist selten, dass sich in unserem Metier so gerade und unverfälschte Menschen wie sie durchsetzen.“

Und privat? Die Partnerin von Barbara Frey ist die Schauspielerin Friederike Wagner. Die war lange Jahre mit dem Schauspieler Ulrich Noethen verheiratet und hat mit ihm ein Kind. Als Frey von Berlin nach Zürich berufen wurde, kam Wagner als festes Ensemblemitglied ans Haus. Auch ihre langjährige Büh-

nenbildnerin Bettina Meyer ist ihr gefolgt. Frey ist für ihre Treue bekannt und dafür, dass sie auch in ihrem Arbeitsumfeld weibliche Allianzen schmiedet.

Die Intendantin Frey zählt in der Schweiz zu den ersten Unterstützerinnen des neu gegründeten Vereins „Pro Quote Bühne“ (siehe auch S. 61), der 50 Prozent Frauen in allen künstlerischen Bühnen-Ressorts fordert. Regie ist noch immer ein Männerberuf. Frey fördert Frauen, indem sie sie engagiert. So hat sie, ohne Aufhebens zu machen, zum Beispiel auch die Tanzkompanie von Sasha Waltz nach Zürich geholt.

Diese Theatermacherin steht selber ungenut auf der Bühne. Ihr Platz ist entschieden im Bühnenhintergrund. Wer ihre jungen wilden Jahre kennt, versteht, wieso. Die Künstlerin war und ist im Herzen noch immer – Schlagzeugin. Das bedeutet: Sie ist zwar die treibende Kraft dessen, was während eines Abends auf der Bühne geschieht, aber auf Scheinwerfer kann sie gerne verzichten. Jede Regiearbeit ist eine musikalische Partitur. Und Frey gibt den Rhythmus vor. Sie hat den Groove!

In ihren Jahren als Studentin herrschte in Zürich die Jugendbewegung. „Opernhaus-Krawalle“ nannte man die Demonstrationen später, weil sie sich an einem hohen Kredit für das Zürcher Opernhaus entzündet hatten. In dieser politisch heißen Zeit war Barbara Frey Songtexterin und spielte als Drummerin in verschiedenen Schweizer Bands. So hat sie zur Bühne gefunden. „The Action Office“ hieß ihre eigene Combo, eine Rockband in Basel, und die Musikerin an den Schlaginstrumenten trug den Ehrentitel: „Die Frau mit dem härtesten Schlag.“

Schlagzeug heißt immer auch Spielzeug. Frey ist eine Spielerin, nicht nur im Geist. Mit dem Schweizer Musiker Fritz Hauser verbindet sie eine lange Freundschaft und Arbeitsbeziehung. Ihre Live-Performances sind Konversationen zwischen zwei Schlagzeugen und fremden Klangerinstrumenten. Sie können, wie diesen Sommer, auch in einem Kunstmuseum stattfinden und dort die Kunstwerke mit einbeziehen.

Wenn Frey Musik macht, ist in ihrem Gesicht ein Leuchten. Selten, dass man es sonst an ihr sieht. Als Theaterchefin steht sie zwischen den Parteien. Doch Zürich hat ein erotisches Verhältnis zu Zahlen. Kunst gegen Krämergeist durchzusetzen, ist nichts für weiche Hände – sie fordern eine „Frau mit dem härtesten Schlag“.



! Termine

30./31.5, Schauspielhaus Zürich, „Ein europäisches Abendmahl“: Barbara Frey inszeniert Geschichten von Nino Haratischwili, Elfriede Jelinek, Terézia Mora und Sofi Oksanen.



Rose McGowan **Die Anklägerin**

Sie war Ronan Farrow's (Foto) Kronzeugin in Sachen Weinstein. Kolleginnen verschont sie nicht. Ihre Autobiografie heißt, wie sie ist: **Mutig!** Text: Christiane Heil. Foto: Noam Galai/Getty Images.

Rose McGowan's Auftritte haben etwas Irritierendes. Die Schauspielerin, die als Wegbereiterin von Harvey Weinsteins Niedergang seit Monaten Hollywoods „MeToo“-Bewegung anführt, will in keine Schublade passen. Nach ihrem Bekenntnis Anfang Oktober, 1997 während des Filmfestivals Sundance von Weinstein vergewaltigt worden zu sein, blies die 44-Jährige zum Sturm. Sie erklärte: „Mir wurde 20 Jahre lang der Mund verboten. Was mir hinter den Kulissen passierte, kann jeder Frau passieren. Wir sind stark, wir sind mutig, und wir werden kämpfen.“ Wie die Schauspielerin bei ihrem Kampf sämtliche Regeln der amerikanischen Unterhaltungsindustrie auf den Kopf stellt, war wenige Wochen später in Stephen Colberts Talkshow zu erleben. In Hoodie und Sporthose – statt des bei Abendsendungen üblichen Cocktaillkleidchens – kritisierte McGowan Gewaltdarstellungen im kanadischen und amerikanischen Fernsehen, mokierte sich über „Anzugträger“ und setzte die katholische Kirche mit einer Sekte gleich. „Sie scheinen sich im Unbehagen wohlfühlen“, kommentierte Talkmaster Colbert die Absage von McGowan an das traditionelle Celebrity-Interview.

McGowan's Bruch mit Hollywoods Konventionen hat sie in den vergangenen Monaten zur Einzelkämpferin werden lassen. Während Schauspielerinnen wie Reese Witherspoon, Meryl Streep und Salma Hayek mit der „Time's Up“-Kampagne gegen Sexismus und Machtgefälle in der Filmindustrie protestieren, zieht sie öffentlich über das jahrelange Schweigen ihrer potenziellen Mitstreiterinnen her.

Deren Versuch, mit schwarzen Roben auf dem roten Teppich der Golden Globes auf sexuelle Übergriffe aufmerksam zu machen, bezeichnet sie als billiges Ablenkungsmanöver. „Schauspielerinnen wie Meryl Streep, die freudig für das Schweinemonster gearbeitet haben, tragen in stillem Protest Schwarz. Aber euer Schweigen ist das Problem!!!! Ihr ändert nichts. Ich verabscheue eure Heuchelei!“, warf sie Hollywoods weiblichen Stars vor.

In McGowan's Autobiografie „Brave“, die jetzt unter dem Titel „Mutig“ in Deutschland erschienen ist, führt die Aktivistin den Protest fort. Das Cover zeigt, wie McGowan den Rasierer über den militärisch anmutenden Bürstenschnitt auf ihrem Schädel fahren lässt. Die Message? Auch äußerlich hat sich die frühere „Charmed – Zauberhafte Hexen“-Darstellerin längst von Hollywoods Zwängen befreit: von mädchenhaften Locken, einfältigen Plaudereien über Filmprojekte, dem Schweigen über niedrige Gagen für Frauen und die epidemischen sexuellen Übergriffe.

Dass McGowan ausreichend Erfahrung mit kaputten Systemen hat, um sie als solche zu erkennen, verraten schon die ersten Kapitel ihrer Autobiografie. Als Tochter einer Schriftstellerin und eines Künstlers wuchs sie in Italien in einer Kolonie der

kalifornischen Hippie-Sekte „Kinder Gottes“ auf. Um seine Tochter vor dem in der Gruppe erlaubten Geschlechtsverkehr zwischen Erwachsenen und Kindern zu schützen, brachte ihr zu Gewaltausbrüchen neigender Vater sie schließlich in die Vereinigten Staaten.

Es folgten Jahre auf der Straße, Drogensucht und ein Entzug als 13-Jährige. Roses erste Beziehung mit einem 20-Jährigen endete ein paar Jahre später mit ausgerissenen Zehennägeln. Auch Verbindungen mit dem Musiker Marilyn Manson, dem Regisseur Robert Rodriguez und dem kalifornischen Künstler Davey Detail sollen später weniger harmonisch verlaufen sein als öffentlich dargestellt.

Nach der Entdeckung durch einen Produzenten folgten Ende der 80er Rose McGowan's erste Vorsprechtermine. Wie sie in „Mutig“ schreibt, gehörten zu den Auditions für Filme wie „The Doom Generation“ Probeszenen mit sexuell erregten männlichen Co-Stars.

Ihre Rollen in „Steinzeit Junior“ und „Scream – Schrei!“ machten auch Weinstein auf die hübsche, brünette Nachwuchsdarstellerin aufmerksam. Während des Filmfestivals Sundance 1997 lud „das Monster“, wie McGowan den Produzenten nennt, sie zum Frühstück in sein Hotel ein. „Ich dachte, wir würden den großen Bogen meiner Karriere planen“, erinnert sich die Schauspielerin. Der vermeintliche Geschäftstermin entwickelte sich nach wenigen Minuten zu McGowan's schlimmstem Albtraum.

In ihrer Autobiografie berichtet die 44-Jährige, wie Weinstein sie auszog und auf den Rand des Whirlpools setzte. Während er masturbierte, vergewaltigte er sie oral. „Ich fühlte mich schmutzig. Ich war verletzt und tief traurig“, erinnerte sich McGowan. Eine Strafrechtlegerin und auch ihre Managerin Jill Messick haben der Schauspielerin damals aber geraten, Weinsteins Übergriff für sich zu behalten, schreibt sie.

Nach über 20 Jahren hat Rose McGowan nun ihre Stimme gefunden. In sozialen Medien entlarvt sie quasi täglich neue Facetten der „psychischen Störung, genannt Hollywood“: Weinsteins Versuch, sie mit 100.000 Dollar und dem israelischen Geheimdienst zum Schweigen zu bringen; das systematische Wegsehen von Kollegen wie Ben Affleck; oder die zögerlichen Ermittlungen der Staatsanwaltschaft gegen die Bosse der Glamourfabrik. Das Ziel ihrer Aktion #RoseArmy? „Ich möchte erreichen, dass Frauen Wut und Ärger hinausschreien. Davor haben viele Leute Angst. Und sie sollten auch Angst haben, damit sie endlich aufhören, uns auszunutzen.“ 



Weiterlesen

Rose McGowan: **Mutig** (Harper Collins Germany, 16 €)

www.rosearmy.com





Gümüşay verklagt EMMA ...

... und verliert den Zivilprozess in vier von sieben Punkten. In Paris steht der Antisemitismusforscher Bensoussan vor einem Strafgericht: angeklagt wegen Benennung des muslimischen Antisemitismus.

TEDxBerlinSalon/YouTube

In Frankreich gibt es schon ein Wort dafür: le Djihad Juridique, der juristische Djihad: Islamismus-KritikerInnen werden mit Klagen oder gar Strafanzeigen verfolgt.

Am 17. Januar 2018 reichten die Anwälte von Kübra Gümüşay gegen EMMA einen Antrag auf Erlass einer einstweiligen Unterlassungs-Verfügung ein. Es ging um Passagen in einem Artikel, der am 14. Dezember 2017 in der Januar/Februar-Ausgabe von EMMA veröffentlicht worden war und seit Anfang Januar 2018 online stand: der Text „Die Schwestern“ über Linda Sarsour und Kübra Gümüşay. Gümüşay wollte EMMA die weitere Verbreitung von sieben Passagen gerichtlich verbieten lassen. Sie unterlag in vier Punkten. In dem Artikel von EMMA kann es also weiterhin in Bezug auf Gümüşay heißen:

1. ... Sie sind beide Tariq Ramadan verbunden ...

Begründung des Landgerichtes Stuttgart: Es handele sich um eine zulässige Meinungsäußerung.

2. Die Ausnahmslos-Frauen bezichtigten jeden des „Rassismus“, der es wagte, darauf aufmerksam zu machen, dass es sich bei den Tätern überwiegend um junge Männer aus traditionell patriarchalen und islamistisch verhetzten Ländern gehandelt habe.

Auch hier sieht das Gericht eine „zulässige Meinungsäußerung“. Kübra Gümüşay ist, zusammen mit Anne Wizorek und Stefanie Lohaus (*Missy Magazine*), eine der Autorinnen bzw. Erstunterzeichnerinnen des #ausnahmslos-Manifestes, das nicht zufällig wenige Tage nach den Vorfällen an Silvester 2015/2016 in Köln erschien.

3. Sie behaupten aber, sie sprächen für alle Frauen aus dem muslimischen Kulturkreis.

„... die darin liegende Tatsachenbehauptung ist zutreffend ...“, heißt es dazu u. a. im Urteil.

4. Die gebürtige Hamburgerin bewegt sich im Kontext des IZH (Islamisches Zentrum Hamburg), dessen Leiter Ayatollah Reza Ramezani der Verfassungsschutz als „Vertreter des iranischen Revolutionsführers Khomeini in Europa“ klassifiziert.

Auch diese Passage ist laut Gericht eine „zulässige Meinungsäußerung mit Tatsachenkern“. Gümüşay war am 30. Januar 2016 auf dem Podium der „6. Einheitskonferenz im IZH“ zu Gast gewesen. Dabei ging es auf Einladung der Schura um „islamische Medienarbeit“ und die „mediale Deutungshoheit der Muslime über ihre eigenen Inhalte“. Um dasselbe Thema ging es bei einem Vortrag von Kübra Gümüşay am 18. März 2016 bei Millî Görüş (IGMG) in München. Millî Görüş wurde lange u. a. wegen ihrer Nähe zu den ägyptischen Muslimbrüdern vom Verfassungsschutz beobachtet. „Agieren statt Reagieren. Muslime in Deutschland“ lautete der Titel des Vortrags. Darin beklagte die Rednerin, es gäbe noch zu we-

nige muslimische JournalistInnen, BloggerInnen und SchriftstellerInnen, die sich aktiv einmischten. Gümüşay war u.a. monatelang mit ihrem Mann (einem in muslimischen Zusammenhängen erfolgreichen Wirtschaftswissenschaftler) in Kairo und London.

Drei Passagen wurden verboten. Wir können hier diese drei Punkte leider nicht wiedergeben, da wir mit einer Wiederholung gegen das Urteil verstoßen würden. Die inkriminierten Passagen berühren aus unserer Sicht allerdings nicht den Kern unserer Aussagen. Wir haben alle drei Punkte korrigiert – und veröffentlichen nachstehend den geänderten Text. Ein jeder und eine jede kann sich so selber ein Bild machen.

Es scheint uns jedoch wichtig, das alles nicht stillschweigend zu erledigen, sondern darüber zu berichten und die Vorgänge transparent zu machen. Denn JournalistInnen, die über islamische und islamistische AkteurInnen bzw. PropagandistInnen in Europa berichten, kennen das seit Jahren und Jahrzehnten zur Genüge: Dass sie wegen ihrer Veröffentlichungen eingeschüchtert, bedroht oder verklagt werden, auch und gerade, wenn es sich – wie bei EMMA in der Mehrzahl

In Frankreich existiert schon der Begriff vom Djihad Juridique – juristischer Djihad. Gegen Islamismus-KritikerInnen.

der Punkte – um legitime Äußerungen handelt.

Diese Manöver kosten Zeit und Geld und Nerven.

Bei EMMA entscheide ich als Verlegerin und Chefredakteurin selber, ob ich trotzdem das Risiko einer Veröffentlichung eingehe – und ich gehe es oft ein. Das belegen zahlreiche Artikel in EMMA seit 1979 (!) und meine insgesamt drei Bücher als Herausgeberin zu der weltweiten Offensive des Islamismus, zuletzt „Der Schock“ (Mai 2016) apropos der Silvesternacht 2015/16 in Köln.

In Frankreich macht schon lange das böse Wort vom „Djihad Juridique“ die Runde, vom juristischen Djihad. Gerade steht dort der Historiker Georges Bensoussan in der Berufungsinstanz vor einem Strafgericht. Der Antisemitismusforscher und Autor mehrerer Bücher ist

wegen kritischer Anmerkungen über den grassierenden Antisemitismus im muslimischen Milieu in einem Radio-Interview mit Alain Finkielkraut angeklagt.

Bensoussan hatte in der Sendung u.a. gesagt: „Unter uns befindet sich heute ein anderes Volk, das im Herzen der französischen Nation eine Reihe unserer demokratischen Werte zurückdrängt, auf denen wir stehen.“ Und er fuhr fort: „Wir können den virulenten, eingeffleischten Antisemitismus, den die Studie Fondapol von Dominique Reynié im letzten Jahr belegt hat, nicht länger verschweigen (...). Es wird keine Integration geben, solange man sich nicht von diesem vererbten Antisemitismus, der wie ein Geheimnis verschwiegen wird, befreit hat.“

Mehrere als „links“ geltende Organisationen haben den Antisemitismusforscher daraufhin wegen „Aufstachelung zu radi-

Links: Kübra Gümüşay bei der Podiumsdiskussion über „islamische Medienarbeit“ im „Islamischen Zentrum Hamburg“.



So präsentierte sich Gümüşay anlässlich der Grünen Bundesfrauenkonferenz 2016 auf ihrer Facebook-Seite. Von li: Adiyaman, Hansen, Sookee (Rapperin), Stokowski (*SpiegelOnline*), Schrupp, Lohaus (*Missy*), Agena.

kalem Hass“ angezeigt, darunter: das „Kollektiv gegen Islamophobie in Frankreich“ (CCIF), die Menschenrechtsliga (LDH) und die „Bewegung gegen Rassismus und für die Freundschaft unter den Völkern“ (MRAP). In erster Instanz wurde der Franzose freigesprochen – doch der Staatsanwalt legte Berufung ein.

Seit zweieinhalb Jahren nun schlägt der renommierte Intellektuelle sich mit dieser Anklage herum. „Ich werde als ‚Rassist‘ bezeichnet wegen einer aus dem Kontext gerissenen Bemerkung“, klagte der Histo-

Vernichtung der Juden also gegen einen jüdischen Historiker.“ Bensoussan ist u.a. verantwortlich für die Veröffentlichungen des „Mémorial de la Shoah“ in Paris.

Als „kafkaesk“ bezeichnete die Berichterstatteerin des Wochenmagazins *Marianne* die Atmosphäre im Gerichtssaal, und in der Tat: ausgerechnet einen französischen Juden marokkanischer Herkunft, der den Antisemitismus im muslimischen Kulturkreis erforscht, als Hassprediger zu diffamieren, das ist wahrhaft kafkaesk.

Pro Bensoussan marschierte am 29. März eine Riege renommierter Intellektueller vor Gericht auf. Das Urteil soll am 26. Mai verkündet werden. Man darf gespannt sein, wie es ausgeht. Denn hier steht nicht nur ein Mensch vor Gericht, sondern auch die Meinungsfreiheit – allem voran das Recht, den unstreitigen weit verbreiteten Antisemitismus in muslimischen Kreisen beim Namen zu nennen. Denn es gilt: Nur wer ein Problem erkennt und auch benennt, kann es auch beheben.

Allerdings: Allein die Tatsache, dass ein französisches Gericht diese absurde Anklage überhaupt zugelassen hat, spricht schon Bände. Bände in Bezug auf ein Klima der Einschüchterung, sobald der Vorwurf der „Islamophobie“ bzw. des „Rassismus“ von selbst ernannten „Anti-Rassisten“ erhoben wird. In der Regel gegen KritikerInnen des politisierten Islam.

Höchste Zeit also für alle, die in der Tradition der Aufklärung stehen, sich durch dererlei Diffamationen, Drohungen oder Klagen nicht länger einschüchtern zu lassen. In Frankreich haben sich bereits Intellektuelle zusammengeschlossen gegen falsche Rassismus-Vorwürfe und islamistische Propaganda. In Deutschland steht so ein Schulterchluss noch aus. **ALICE SCHWARZER** 



Imago/Leemage

Antisemitismusforscher Bensoussan wurde für seine Benennung des muslimischen Antisemitismus wg. „Aufstachelung zum Hass“ angeklagt.

riker vor Gericht. Und er fügte hinzu, man habe ihn sogar mit Antisemiten im Vichy-Regime (das mit den Nazis kollaboriert hatte) verglichen: „Man verwendet die Argumente gegen die

Die Schwester Gümüşay & Ramadan

Sie kennen und sie schätzen sich. Sie sind beide fundamentalistisch verschleiert. Sie sind beide Tariq Ramadan verbunden. Und sie behaupten beide, sie seien Feministinnen.

Kübra Gümüşay, 29, die Deutsch-Türkin, und Linda Sarsour, 37, die Amerikanerin palästinensischer Herkunft, galten in der Vergangenheit als Leuchttürme des „Anti-Rassismus“ und „intersektionellen Feminismus“. Dieser Feminismus behauptet dreist, die Neue Frauenbewegung habe sich ausschließlich um die Interessen „weißer, privilegierter Frauen“ gekümmert – und nicht um Gerechtigkeit für alle.

In den Wochen nach der Kölner Silvesternacht 2015/16 veröffentlichten „intersektionelle Feministinnen“ ein Manifest: #ausnahmslos. Gümüşay und Sarsour gehörten zu den Erstunterzeichnerinnen. Die Ausnahmslos-Frauen bezichtigten jeden des „Rassismus“, der es wagte, darauf aufmerksam zu machen, dass es sich bei den Tätern überwiegend um junge Männer aus traditionell patriarchalen und islamistisch verhetzten Ländern gehandelt habe.

Doch wer sind eigentlich diese beiden muslimischen Star-Feministinnen? Sie gehören zu der Minderheit der verschleierten Musliminnen – nur jede vierte Muslimin in Deutschland trägt ein Kopftuch! Sie behaupten aber, sie sprächen für alle Frauen aus dem muslimischen Kulturkreis.

Linda Sarsour marschierte nach der Wahl von Trump ganz vornean beim „Frauenmarsch“ in Washington. Die mit 17 arrangiert verheira-



Partizipation fordert Kübra Gümüşay ganz wie Tariq Ramadan. Letzterer sitzt seit dem 31. Januar 2018 in Paris in Untersuchungshaft. Grund: Verdacht auf mehrere Vergewaltigungen und Todesdrohungen gegen die Opfer.

tete Mutter von drei Kindern war 2011 von Obama als „Champion of Change“ ausgezeichnet worden. Es scheint den Präsidenten damals nicht gestört zu haben, dass Sarsour nur drei Monate zuvor getwittert hatte: „Die Scharia ist vernünftig und wenn man sie im Detail liest, macht alles sehr viel Sinn.“ Und dass sie über die Islamismus-Kritikerin Ayaan Hirsi Ali, deren Leben lange von einer Fatwa bedroht war, geschrieben hatte: „Am liebsten würde ich ihr ihre Vagina wegnehmen! Sie verdient es nicht, eine Frau zu sein.“ – Besonders pikant an diesem Ausfall ist, dass das andere schon längst vor Sarsour besorgt hatten: Die gebürtige Somalierin ist genitalverstümmelt.

In so einer islamofaschistischen Suada darf natürlich der als Israel-Kritik verschleierte Antisemitismus nicht fehlen. O-Ton Sarsour: „Nichts ist erbärmlicher als der Zionismus.“ Sie unterstützt die anti-israelische „Boycott, Divestment and Sanctions“-Bewegung (früher hieß das: Kauft nicht bei Juden!).

Als ihren „Mentor“ bezeichnet Sarsour Imam Talib Abdur-Rashid von der Harlemer Moschee der Muslimbrüder. Sie propagiert den „Djihad“ für Amerika, und präzisiert später, sie haben den „Djihad der Worte“ gemeint. Weil „Faschisten und Islamophobe im Weißen Haus regie-

ren“ (so 2017 auf der Jahrestagung der muslimbrudernahen „Islamic Society of North America“).

Gegen Kritik nahm im Januar 2017 umgehend Bruder Tariq seine Schwester Linda in Schutz mit den Worten: „Es gibt nichts, was Fanatiker mehr fürchten als starke muslimische Frauen.“

Eine starke muslimische Frau ist zweifellos auch Kübra Gümüşay. Bekannt wurde Kübra als Bloggerin („Ein Fremdwörterbuch“), *taz*-Kolumnistin und Aktivistin der *Mädchenmannschaft*.

Schon 2013 präsentierte Kübra Tariq Ramadan in Deutschland in dem Studentenmagazin der *Zeit* mit einem einfühlsamen Interview. Ramadan spricht dort von einem „Postintegrationsprozess“. Statt Integration müsse jetzt „Mitbestimmung und Teilhabe“ gefordert werden. Die Forderung nach „Teilhabe“ wird auch von den (überwiegend fundamentalistischen) muslimischen Organisationen erhoben. Dazu trägt auch Kübra bei, auch sie fordert Partizipation und kritisiert die Forderung nach Integration, soweit damit einseitige Anpassung gemeint sei. Und sie zitiert in ihrer *taz*-Kolumne „Das Tuch“ unter dem Titel „Salafismus als Ausweg“ eine gewisse Nurhan u. a. mit den Worten: Die Salafisten hätten „auch viel Gutes gemacht“.

Zusammen mit ihrem Mann Ali Aslan Gümüşay, einem international agierenden Wirtschaftswissenschaftler, mit dem sie ein Kind hat, lebte sie eine Zeitlang in Kairo und Oxford, beides Zentren des politisierten Islam. Da gibt es viele gute Gelegenheiten zu netzwerken. Wie bei dem von den Gümüşays initiierten muslimischen Netzwerk „Zahnräder“, das die EU finanzierte.

Die gebürtige Hamburgerin bewegt sich im Kontext des IZH (Islamisches Zentrum Hamburg), dessen Leiter Ayatollah Reza Ramezani der Verfassungsschutz als „Vertreter des iranischen Revolutionsführers Khamenei in Europa“ klassifiziert. Gleichzeitig ist sie aktiv bei den „intersektionellen Feministinnen“ von *Missy* und #ausnahmslos, für die die Burka „nur ein Stück Stoff“ ist.

Nicht nur die deutsch-türkische Rapperin Lady Bitch Ray kritisierte Gümüşay für ihre „Doppelzüngigkeit“. Und als die Ermittlungen gegen Tariq Ramadan wegen des Verdachts auf Vergewaltigung publik wurden, twitterte Gümüşay dazu nur auffallend Unkonkretes. 

Der Text erschien in der Urfassung in EMMA 1/18 und online. Diese Fassung wurde wegen des Gerichtsurteils Mitte April an drei Stellen korrigiert.



Mireille Knoll war 85 Jahre alt und hatte die Nazis überlebt – aber nicht ihren Nachbarn.

Motiv: Antisemitismus

Frankreich ist erschüttert über die Welle von Antisemitismus, die jetzt hochschwappt – diesmal nicht von rechts, sondern aus fanatisierten muslimischen Kreisen. Und Deutschland?

Tatort: Paris. Motiv: Antisemitismus. Täter: ein 28-jähriger franco-marokkanischer Nachbar. Schwappt der islamistische Judenhass auch nach Deutschland? Was in Frankreich wie in Deutschland lange tabu war: der neue Judenhass, der vor allem aus Kreisen verhetzter Muslime kommt. Als Antisemitismus noch eine Spezialität von Rechten war, haben sich alle Aufrechten empört. Doch seit er von Seiten mancher Muslime kommt, die traditionell noch ein recht ungebrochenes Verhältnis zum Antisemitismus haben, der heute von Fanatikern zusätzlich angestachelt wird im Namen des Leids, das der Staat Israel Palästinensern antut – seither schweigen die Aufrechten.

Allmählich aber wacht Deutschland auf. Und auch Frankreich. Dieser letzte in einer Reihe von elf antisemitischen Morden allein in den letzten 15 Jahren war einer zu viel.

Die 85-jährige Französin und Jüdin hatte die Nazis überlebt: Sie floh mit ihrer Mutter nach Portugal und kehrte nach 1945 zurück. Ihr im Jahr 2000 gestorbener Ehemann hatte Auschwitz überlebt. Doch am Abend des 23. März wurde Mireille Knoll von der Feuerwehr in ihrer brennenden Wohnung gefunden: Ihr Körper war übersät mit elf Messerstichen und halb verkohlt.

Die mutmaßlichen Mörder von Mireille Knoll waren rasch gefasst. Es handelt sich um einen 28-jährigen Franco-Marokka-

ner und seinen 21-jährigen Kumpanen. Yacine M. lebte als Kind und Jugendlicher mit seinen Eltern im selben zehnstöckigen Sozialbau im 11. Arrondissement von Paris. Knoll hatte sich seit Kindesbeinen liebevoll um den Nachbarn gekümmert.

„Sie hat ihn behandelt wie ihren eigenen Sohn“, erklärte nach der Tat der leibliche Sohn des Opfers. Doch in der letzten Zeit habe der junge Mann ihr „mehrfach gedroht, sie zu verbrennen“. Darüber habe ein Familienmitglied auch die Polizei informiert. Hat die Polizei reagiert? Anscheinend nicht. In die brennende Wohnung im zweiten Stock kamen Feuerwehrleute nur, weil Nachbarn sie alarmiert hatten.

Der wieder aufflammende Antisemitismus in Frankreich kommt vor allem aus Kreisen von Nordafrikanern und Arabern. Zuletzt war im April 2017 die 65-jährige Sarah Halimi von einem 27-jährigen

Nachbarn einer Familie aus Mali zu Tode geprügelt und aus dem Fenster geworfen worden, unter lauten Allahu-Akbar-Rufen. Auch dieser Mord passierte im 11. Arrondissement.

Am Morgen desselben Tages erschoss der 25-jährige Franco-Marokkaner Radouane Lakdim in Trèbes vier Menschen. Lakdim



Auch Sarah Halimi wurde Opfer eines radikal-muslimischen Nachbarn.

war als radikaler Islamist polizeibekannt und von 2016 bis 2017 vom Verfassungsschutz beobachtet worden. Reporter, die nach der Tat in dem Vorort von Carcassonne recherchiert hatten, in dem Lakdim wohnte, waren von jungen Männern mit dem Tode bedroht und mit Steinen beworfen worden.

Nur ein paar ältere Frauen in dem Viertel reagierten anders, berichtete ein Reporter von *Le Parisien*. Sie vertrauten dem Reporter ihre Ohnmacht an: „Diese Taten sind unverzeihlich. Das war wieder einer, der eine Hirnwäsche bekommen hat. Vielleicht im Internet, wo sie diesen Islam des Hasses lehren. Wir verstehen sie (die Jugendlichen) nicht mehr – und sie hören nicht mehr auf uns. Unsere Männer haben schon lange ihre Familien im Stich gelassen. Und wir stehen diesen entfesselten jungen Männern gegenüber.“

Die Täter kommen aus dem immer selben Milieu: zwischen Kleinkriminalität und islamistischer Hetze, verkündet im Internet und in radikalen Moscheen. „Sie alle verkehrten in einem von Judenhass durchtränkten, islamistisch aufgeladenen Milieu“, schreibt der deutsche Infodienst www.hagalil.com.

„Lasst uns Juden nicht allein in dem Kampf – sonst haben wir schon verloren!“
Elisabeth Badinter und Alice Schwarzer
im Dezember 2017 im Gespräch.

Ende Dezember hatte ich mit Elisabeth Badinter über das Problem des steigenden Antisemitismus für die FAS ein Gespräch geführt. Wir kamen beide zu dem Schluss, dass der Antisemitismus in Frankreich wie Deutschland solange verurteilt worden ist, wie er von rechts kam – dass aber über den seit Jahren steigenden Antisemitismus in islamischen Ländern und den muslimischen Communities mitten in Europa Schweigen herrscht. Es soll nicht sein, was nicht sein darf.

In Frankreich, wo die meisten Juden außerhalb von Israel und Amerika leben, herrscht seit langem Angst. Und selbst in Deutschland, wo aufgrund des Holocaust heute sehr viel weniger Juden leben, lassen sich antisemitische Ausfälle in Schulen und auf den Straßen nicht länger vertuschen. Jüngst forderte Volker Kauder sogar eine „Meldepflicht“ für antisemitische Vorfälle in Schulen.

„Die Entwicklung in Frankreich ist ein Menetekel für unser Land“, klagte Charlotte Knobloch, die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde in München, auf Facebook. „Das belegen alarmierende Erfahrungen in allen jüdischen Gemeinden. Die Politik in Deutschland muss diese Vorzeichen aus Frankreich nicht nur sehr ernst nehmen, sondern schnell und schlagkräftig alles daran setzen, diese Entwicklung bei uns noch rechtzeitig zu stoppen.“

In dem so besonders tragischen Fall von Mireille Knoll wird es aufschlussreich sein zu erfahren, wie aus dem kleinen Nachbarsjungen, um den die alte Dame sich gekümmert hat, der Hasser wurde, der sie niedergestochen und angezündet hat. Es darf vermutet werden, dass die islamistische Judenhetze dabei eine entscheidende Rolle gespielt hat.

Es ist wahrscheinlich, dass der Fall Knoll konsequent aufgeklärt werden wird.



Über den Fall Halimi hatten Medien und Politik in Frankreich vor einem Jahr zunächst noch einen Mantel des Schweigens gebreitet, ja sogar das eindeutig antisemitische Motiv des Täters geleugnet. Jetzt wird das in Frankreich nicht mehr möglich sein.

Im 11. Arrondissement leben sowohl besonders viele Juden, wie auch besonders viele Nordafrikaner und Araber. Bis vor einigen Jahren gab es da „nur“ Zusammenstöße, wenn der Konflikt zwischen der Politik des Staates Israel und den Interessen der Palästinenser mal wieder eskalierte.

Doch inzwischen sind nicht einmal mehr alte Frauen wie Mireille Knoll oder Sarah Halimi in ihren Wohnungen vor dem selbstgerechten Hass und der Mordlust dieser verhetzten jungen Männer sicher.

Am 28. März gingen in Paris Zehntausende auf die Straße und protestierten gegen den virulenten Antisemitismus in Frankreich. Präsident Macron erklärte: „Mireille Knoll“ sei „ermordet worden, weil sie Jüdin war“.

Über die mutmaßlichen Täter war wenig später Folgendes zu erfahren: Der 28-jährige Yacine M. lebte früher mit seiner Familie im selben Haus wie Mme Knoll und verkehrte auch in ihrer Wohnung. Doch wegen einer „sexuellen Aggression“ gegen die Tochter der Krankenpflegerin von Mireille Knoll war Yacine vor einiger Zeit zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden, davon 14 Monate auf Bewährung.

Im Gefängnis lernt Yacine den 21-jährigen Alex C. kennen. Der beschuldigt ihn heute, Anstifter der Tat gewesen zu sein und, als er eingestochen habe auf die alte Frau, „Allahu Akbar“ gerufen zu haben. Die beiden jungen Männer behaupten, sie seien zunächst bei Mme Knoll nur eingebrochen, um sie zu bestehlen.

Der Schock über diese antisemitische Eskalation ist nicht nur bei den Juden und nicht nur in Frankreich groß.

Alice Schwarzer 

 emma.de

Darum schweigen alle (6/17)



**Vom Kopftuch
befreit!**





Sie war die erste, die es wagte, auf einen Stromkasten zu steigen und ihr Kopftuch wie eine Fahne wehen zu lassen: Vida Movahed, 31, in der Revolutionsstraße. Sie kam nach einem Monat Gefängnis frei.



Die Mädchen von der Revolutionsstraße



Vahid Salemi/AP Photo

Iranerinnen demonstrieren 2016 für den in Saudi-Arabien hingerichteten Scheich Nimr al-Nimr.

Sie riskieren ihr Leben für ihre Freiheit und Menschenwürde. Fast vier Jahrzehnte nach der Machtergreifung von Ayatollah Khomeini im Iran, der das Schah-Regime in einen „Gottesstaat“ verwandelte, wagen Frauen den öffentlichen Protest. Protest gegen die ihnen diktierte und brutal erzwungene Verschleierung – dieser Schleier, der das Symbol und die Flagge aller islamischen Gottesstaatler ist. Todesmutig reißen die Frauen sich die Verhüllung vom Kopf, zeigen ihr Gesicht und ihr Haar und schwenken das verhasste Tuch wie eine Fahne; nicht wie eine Fahne der Unterdrückung, sondern wie eine Fahne der Befreiung. Vida Movahed war am 27. Dezember 2017 die Erste, die diese Provokation nicht zufällig mitten auf der „Revolutionsstraße“ in Teheran wagte. Bis Mitte April sollen seither mindestens 36 weitere Frauen verhaftet worden sein. Staatschef Rohani ließ daraufhin plötzlich eine Studie aus dem Jahr 2014 veröffentlichen, die besagt, dass jedeR zweiteR IranerIn gegen die Zwangsverschleierung ist. Religionschef Ayatollah Khamenei hingegen nannte die Proteste der Frauen „unbedeutend“ und beschuldigte sie, sich von der „Propaganda des Westens verführt“ haben zu lassen. Der Westen wiederum interessiert sich eigentlich nicht wirklich für die Lage der Iranerinnen, das hat er noch nie getan. Doch immerhin: 45 EU-ParlamentarierInnen haben gefordert, die verhafteten Frauen freizulassen, auf Initiative der Niederländerin Marietje Schaake. – Aber EMMA interessiert sich. Und informiert weiter.



Sie ist eine der vielen Folgenden, die es wagten. Ein Polizist stieß Maryam Shariatmadari, 32, vom Stromkasten. Sie bekam ein Jahr Gefängnis.

Sie war die zweite, die in der Revolutionsstraße protestierte: Narges Hosseini, 32. Sie bekam zwei Jahre Gefängnis.





Shaparak, 43, Teheran

Ich lebe zusammen mit meinem Sohn. Mein Wunsch ist, dass wir als Frauen endlich Rechte bekommen. Und auch alle anderen Menschen, die unterdrückt sind. Ich wünsche mir, dass der Hidschab kein Zwang mehr ist. Ich möchte, dass die Festnahme von Frauen, dass die Gewalt gegen uns endlich ein Ende hat.

Shaparak war eine der Ersten, Anfang Januar ging ihr Video online. Sie forderte alle Iranerinnen auf, ihre Kopftücher an einen Stock zu binden. Aus Solidarität mit Vida Movahed. Dann wurde sie selbst verhaftet – und trat in Hungerstreik. Am 28. Februar wurde Shaparak aus dem Gefängnis entlassen.

Stimmen vom Iran

Sie wagen es nicht nur, das Kopftuch abzulegen. Sie wagen es sogar, ihre Stimme zu erheben – und ihr Gesicht zu zeigen! Mit der Hilfe von Iranerinnen im Exil hat EMMA Kontakt aufgenommen mit Frauen in Teheran und Karadsch. Was sie zu sagen haben, ist ergreifend.



Jasi, 21, Teheran

Ich bin Studentin, jeden Tag gehe ich an die Universität. Wenn ich das Gefühl habe, dass mir keine Gefahr droht, dann trage ich gar kein Kopftuch. Ich lasse es einfach auf meinen Schultern liegen. Auch in der Uni oder in anderen öffentlichen Gebäuden. Ich möchte als Frau endlich das Recht bekommen, selbst über mein Leben zu entscheiden. Ich möchte Karriere machen – und aufblühen wie eine Blume.

Nadia, 36, Teheran

Ich arbeite in einem Privatunternehmen. Nach der Arbeit kümmere ich mich um den Haushalt oder treffe Freundinnen. Ich habe schon vor den Protesten im Jahr 2009 Aktionen organisiert, aber eher im privaten Umfeld. Und auch an etlichen Demos teilgenommen. Immer wenn es auf der Straße eine Auseinandersetzung mit Frauen gab, weil sie angeblich ihr Kopftuch nicht richtig trugen, habe ich mich für die Frauen eingesetzt. Einmal saß ich in der U-Bahn neben einer Frau, die ohne Kopftuch unterwegs war. Eine Frau mit Tschador hat gefragt: „Wieso trägst du kein Kopftuch?“ Da bin ich aufgestanden: „Was soll das?“, habe ich laut gerufen. „Sie hat das Recht, ohne Kopftuch rauszugehen! Wieso mischst du dich ein?“ Viele in der U-Bahn haben mir laut zugestimmt. Die Frau im Tschador war gezwungen, die U-Bahn zu verlassen. Ich möchte, dass alle Menschen endlich als Menschen leben können.

Mariam, 27, Teheran

Ich musste schon als kleines Mädchen das Kopftuch tragen und durfte viele Sportarten nicht machen. Später habe ich Ingenieurwissenschaften studiert. Nach dem Studium hatte ich große Schwierigkeiten, als Frau eine Anstellung zu finden. Durch die Medien hab ich von dem Protest der „Mädchen von der Revolutionsstraße“ gegen die Zwangsverschleierung erfahren. Ich wünsche mir, dass wir eines Tages als Frauen genauso viel dürfen wie die Männer. Ich möchte ein freies und glückliches Leben führen.

Leila, 32, Karadsch

Ich solidarisiere mich mit den Mädchen von der Revolutionsstraße. Ich habe selbst meinen Schleier an einen Stock gebunden. Ich leite eine Selbsthilfegruppe. Jeden Tag von 8.30 Uhr bis 17 Uhr versuche ich, Menschen zu helfen, gemeinsam aktiv zu werden. Und ich habe mich auch schon vorher widersetzt, in meinem Alltag. Ich hatte nie Angst, wenn mein Kopftuch nach unten gerutscht ist. Jeden Tag denke ich: Ich will endlich frei sein!



Leila, 35, Teheran

Mein Leben ist schwer. Ich habe nur Probleme, weil ich eine geschiedene Frau und Mutter bin. Ich bekomme vom Staat gar keine Unterstützung. Die Männer denken, nur weil ich alleine bin, könnten sie mich einfach nehmen. Im Iran geht es vielen Frauen wie mir: Sie sind depressiv und aggressiv und hoffnungslos. Was unser Land kaputt gemacht hat, ist die Korruption der Mächtigen. Ich habe mich auf der Revolutionsstraße unverschleiert auf einen Stromkasten gestellt, genau gegenüber von einem Büro, das zum Ministerium für geheime Angelegenheit gehört. Auf dem Zettel, den ich in der Hand hielt, stand: „Schluss mit Gewalt gegen Frauen!“. Die Reaktionen auf unseren Protest sind sehr positiv. Bei mir haben einige geklatscht, andere habe gesagt: „Danke, dass du so etwas machst!“ Dann kamen die Revolutionswächter mit drei Autos. Sie haben mich von dem Stromkasten geschubst. Mein rechtes Bein ist gebrochen. Einige der anwesenden jungen Männer haben sich mit den Revolutionswächtern angelegt und versucht, mich zu retten. Auf einer Polizeiwache haben sie angefangen, mich zu beleidigen. „Diese Aktion machen nur hässliche Frauen!“ Dann haben sie mich in ein unterirdisches Gefängnis gefahren. Alles war sehr schmutzig und kalt. Am nächsten Tag gab es eine Gerichtsverhandlung. Die Staatsanwaltschaft hat mich auf Kautions freigelassen. Ich bin Atheistin. Und ich möchte, dass meine Kinder in einem freien Land aufwachsen.



In dem Film „Taxi Teheran“ ist Nasrin Sotoudeh die Blumenfrau. Hier zusammen mit Regisseur Jafar Panahi, der unter Berufsverbot im Iran heimlich weiter Filme dreht – darunter „Der Kreis“ über Frauen im Gefängnis – und seine Nichte Hana Saedi.



Sie verteidigt alle!

Sie ist Irans prominenteste Menschenrechtsanwältin und erklärte Frauenrechtlerin. Schon 2009 hatte Nasrin Sotoudeh, 55, die AktivistInnen der „Grünen Bewegung“ vor Gericht verteidigt. Darunter auch Friedensnobelpreisträgerin Shirin Ebadi. Dafür ist Sotoudeh 2010 in das berüchtigte Evin-Gefängnis geworfen worden. Anklage: „Propaganda-Arbeit“

und „Verschwörung zum Schaden der Staatssicherheit“. Das Urteil: Elf Jahre Haft, 20 Jahre Ausreiseverbot und für immer Berufsverbot. Der Fall erregte international Aufsehen. Nach drei Jahren wurde die Mutter zweier Kinder überraschend entlassen. Heute verteidigt sie die „Mädchen der Revolutionsstraße“. EMMA hat mit ihr gesprochen.

Nasrin, Wie viele der „Mädchen der Revolutionsstraße“ vertrittst du?

Ich vertrete drei: Narges Hosseini, Shaparak Shajarizadeh und Maryam Shariatmadari. Shaparak und Maryam wurden im Gefängnis geschlagen. Ich habe die Verantwortlichen angezeigt. Aber die Staatsanwaltschaft hat nicht reagiert.

Was wird den Frauen vorgeworfen?

Dass sie andere Menschen mit ihrem propagandistischen Akt dazu ermutigt hätten, ebenso zu handeln, was im Iran als „verdor-

ben“ gilt. Das kann bis zehn Jahre Gefängnis nach sich ziehen. Zum Vergleich: Der „Verdorbenheit“ werden im Iran auch Menschen bezichtigt, die ein Bordell eröffnen.

Und wie schützt du dich selbst?

Gar nicht. Ich sehe auch keinen Grund dafür. Wenn die Regierung glaubt, dass meine Aktivitäten für sie gefährlich sind, können sie mich ja festnehmen. Aber solange ich frei bin, ist es meine Aufgabe, dass Menschen zu ihrem gesetzlich festgeschriebenen Recht kommen. Das ist mein Job als Anwältin.

Erfährst du Repressalien bei deiner Arbeit?

Ja. Ich bin bedroht worden. Bis heute kommen ab und zu merkwürdige Leute in mein Büro, die gefährlich wirken. Sie erklären mir dann, dass die Regierung sie schickt, um unsere Kanzlei zu schließen. Sie sagen zu mir: „Du müsstest ja einfach nur deine Arbeit machen, so wie das Gesetz es vorsieht. Mehr nicht!“ Einmal habe ich vor dem Gerichtssaal gewartet, weil ich ein Mädchen verteidigen wollte, das gegen den Kopftuchzwang protestiert hat. Und da höre ich aus dem Saal den Ton eines

Fernsehinterviews, das ich selbst via Satellit eine Nacht zuvor gegeben hatte. Ich bin reingestürmt und habe gefragt: „Was soll das?“ Und sie haben geantwortet: „Das ist nichts Wichtiges! Das Gerichtsverfahren hat noch nicht begonnen.“

Erfährst du denn auch Unterstützung?

Ja, sehr viel Liebe und Respekt von meinen Mitbürgerinnen und Mitbürgern und von Menschen weltweit. Das ist mein Halt! Und trotz aller Hürden gibt es im Iran immer mehr junge Anwälte, die das Risiko auf sich nehmen und zu mir kommen. „Ich möchte die Mädchen von der Revolutionstraße verteidigen“, sagen sie.

Wie ist das eigentlich bei deiner eigenen Verhaftung 2010 gelaufen?

Diese Frage kann ich schwer in ein, zwei Sätzen beantworten. Eine Gefängnis-Erfahrung im Iran ist eine sehr spezielle Lebenserfahrung. Manchmal läuft es gut, manchmal ist es mit sehr vielen Problemen verbunden. Ich trage zwei Wünsche in meinem Herzen. Erstens: Ich möchte nicht in die Falle tappen, mich auf das Niveau des Systems zu begeben, das uns unterdrückt. Wir müssen aber stark sein und uns zur

Wehr setzen, und gerade jetzt unsere Hoffnungen und Forderungen offensiv einbringen. Zweitens: Ich habe mich natürlich auch schon mal gefragt, ob es falsch ist, dass ich Menschen verteidige, die politisch aktiv sind und für Bürgerrechte kämpfen. Und meine Antwort lautet: Niemals! Niemals war es ein Fehler, dass ich diese Prozesse geführt habe! Egal, wie lange ich im Gefängnis saß, ich habe nie bereut, was ich getan habe.

Präsident Rohani verspricht Reformen. Wie schätzt du das ein?

Selbst wenn Rohani Reformen durchsetzen möchte – es wäre mit diesem System nicht möglich. Wir haben ja gesehen, mit wie viel Mühe sie das Atomabkommen durchgesetzt haben. Aber die Revolutionswächter konnten dennoch ungestört an ihrem Raketenprogramm weiterarbeiten. Wie soll sich die Welt da auf uns verlassen können? Ich als eine Iranerin bin gegen alles, was die internationale Zusammenarbeit aufs Spiel setzen könnte. Und ich bin gegen Aufrufe wie „Tod diesem oder jenem Land“. Länder, in denen Millionen Menschen leben. Wenn ich so etwas höre, läuft es mir kalt den Rücken runter.

Glaubst du, dass die Proteste der Frauen diesmal eine Chance auf Erfolg haben?

Das kann man nicht voraussagen. Aber schon jetzt hat alle Welt gesehen, dass hinter der Forderung „Nein zur Zwangsverschleierung“ viele Menschen im Iran stehen. Egal ob Mann oder Frau, alt oder jung, reich oder arm. Wir Iranerinnen haben angesichts des Kopftuchzwangs nie geschwiegen. Wir waren immer aktiv, besonders gegen die Sittenpolizei. Wie häufig waren diese Auseinandersetzungen mit Gewalt verbunden! Und wenn die Frauen verhaftet werden, werden sie als erstes in die berüchtigte Wozara-Strafanstalt gebracht. Und dort werden sie geschlagen.

Und wo sind die Frauen, die du verteidigst, jetzt – und was droht ihnen?

Diese drei Frauen wurden auf Kaution freigelassen. Aber ihnen drohen nach wie vor drakonische Strafen. Bisher ist Narges in erster Instanz zu zwei Jahren Haft verurteilt worden. Maryam zu einem Jahr. Dagegen kann man Einspruch erheben. Und ich werde das als Anwältin auch tun! Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob die Justiz einen fairen Prozess machen wird. 

Anzeige

EMMA sucht

Redakteurin

Für EMMAonline und für die Print-Ausgabe. Sie muss Berufs- und Feminismus-Erfahrung haben. Sie sollte eine Leidenschaft fürs Schreiben und fürs Blattmachen haben. Sie sollte gerne in einem echten Team arbeiten. Und sie sollte nicht bange sein vor Gegenwind.

Bewerbungen mit Foto bitte an: EMMA, Am Bayenturm 2, 50678 Köln



Mit diesem Facebook-Foto fing alles an: Masih Alinejad, unverschleiert in London, der Wind in den Haaren. Rechts: Alinejad 2005, während ihrer öffentlichen Suspendierung als Parlamentskorrespondentin im Iran.

Sie war die Erste!

Als kleines Mädchen hat sie in ihrem Heimatdorf Ghomikola im Nordiran für die gleichen Rechte wie ihr Bruder gekämpft. Als Studentin in der Küstenstadt Babol wurde sie als Regimegegnerin verhaftet. Als Parlamentskorrespondentin in Teheran erhielt sie wegen ihrer kritischen Berichte Berufsverbot. Im Londoner Exil hat sie die Facebook-Initiative gestartet, die seit 2014 als Plattform der Proteste von Iranerinnen gilt: „My Stealthy Freedom“. Die Rede ist von Masih Alinejad. Heute lebt die 41-Jährige in New York. Ihr Traum ist, irgendwann in ihre Heimat zurückzukehren. Das Gespräch führte Alexandra Eul.

Masih, wie steht es um die Frauen im Iran? Sie sind derzeit die lautesten Stimmen, die eine Veränderung fordern. Das macht Hoffnung! Das iranische Regime kann die Frauen nicht länger zum Schweigen bringen. Dafür hat ihr Protest gegen die Zwangverschleierung zu viel Wucht. Seit 39 Jahren sind die Iranerinnen unzufrieden. Sie hatten nur lange gar nicht die Möglichkeit zu protestieren!

Du hast 2014 einen Frauenprotest im Internet lanciert: My Stealthy Freedom.

Ja, angefangen hatte das alles mit einem Facebook-Foto von mir in London, inmitten einer von blühenden Bäumen gesäumte Allee. Dazu habe ich damals geschrieben: „Immer dann, wenn ich in einem freien Land den Wind in meinen Haaren spüre, erinnere ich mich daran, wie meine Haare unter der iranischen Regierung in Gefangenschaft gehalten wurden.“ Jede Frau im Nahen Osten, die einen Schleier tragen muss, verstand sofort, was ich damit meine. Auf dieses Foto habe ich unzählige Reaktionen bekommen. Also habe ich als nächstes ein Foto gepostet,

das mich unverschleiert im Iran zeigt und gefragt: „Wollt ihre eure geheimen Freiheiten mit mir teilen?“ Ab da wurde ich mit Fotos von unverschleierten Frauen bombardiert.

Hast du mit einer solchen Resonanz gerechnet?

Nein, niemals! Ich war anfangs sogar richtig geschockt. Mir war ja selbst über Jahre eingetrichtert worden, dass es nicht der richtige Zeitpunkt ist, über den Hidschab zu sprechen. Das war wie eine Gehirnwäsche. Aber als die ganzen Fotos kamen, habe ich begriffen: Es ist Zeit! Die Iranerin, die sich damals als Allererste dabei gefilmt hat, wie sie unverschleiert durch die Straßen gelaufen ist, hat mir letztens noch geschrieben: „Schau Masih, wir haben gesät – und jetzt ist endlich Frühling! Knospen überall!“

Warum jetzt?

Die Frauen haben einfach genug. Schon lange. Genug von der Zwangverschleierung. Genug von den Vorschriften, was sie tragen sollen. Genug von der Sittenpolizei. Und zu dieser Frustration ist inzwischen etwas hinzugekommen: Social Media! Die iranische Regierung hat Kanonen und Kugeln, sie hat Gewalt und Gefängnisse, sie kontrolliert die Zeitungen und das Fernsehen. Aber wir, die Frauen aus dem Iran, haben Facebook, Instagram, Twitter und Telegram – das sind unsere Waffen.

Was bewirken die?

Sie lassen uns begreifen, dass wir nicht alleine sind. Dass wir nicht auf andere warten müssen, die uns endlich befreien. Wir können uns selbst befreien! Dank „My Stealthy Freedom“

sind die Iranerinnen plötzlich sichtbar. Sie bekommen die gleiche Medien-Aufmerksamkeit, wie sonst nur der iranische Präsident.

Wie ging es nach dem Start deiner Facebook-Aktion weiter?

Dieser breite Online-Protest hat die Frauen bestärkt, auf die Straße zu gehen. Also habe ich vor einigen Monaten die White-Wednesday-Kampagne ins Leben gerufen, den weißen Mittwoch. Ich hoffte, dass sich die Frauen auf der Straße erkennen, indem sie entweder Weiß tragen – oder ihren Schleier ganz abnehmen. Dabei haben sie sich gefilmt und mir geschrieben: „Hi Masih, hier bin ich in Schiraz, in Teheran, in Isfahan.“ Das waren fast immer One-Women-Aktionen. Aber dann gingen diese Videos durchs Netz. Und plötzlich waren wir im Gespräch: Hast du von denen mit den weißen Schleiern gehört? Das hat eine riesige Debatte im Iran ausgelöst, bis hin zu den Freitagsgebeten. Da wurde natürlich gesagt: Diese Frauen mit den weißen Kopftüchern, das sind Prostituierte! Aber diese Verleumdungen haben uns nur noch stärker gemacht.

An einem Mittwoch im Dezember ist eine junge Frau mitten auf einer belebten Kreuzung in Teheran auf einen Stromkasten geklettert und hat ein weißes Tuch an einem Stock geschwenkt – wie eine Friedensfahne. Ja, Vida Movahed! Ich weiß gar nicht, ob ihr die Kampagne #WhiteWednesday zu diesem Zeitpunkt überhaupt ein Begriff war. Aber die Menschen um sie herum, die kannten uns. Deswegen hat jemand Vida gefilmt und mir das Video geschickt. Das Problem war: Wir wussten nicht, wer sie ist und was mit ihr passiert war. Nur, dass sie noch während ihrer Aktion verhaftet worden war. Also habe ich einen weiteren Hashtag ins Leben gerufen, um mehr über sie zu erfahren. Auf Farsi hieß er: Wo ist das Mädchen von der Revolutionsstraße? Der wurde 19.000 Mal getweetet. Die iranische Rechtsanwältin Nasrin Sotoudeh hat Vida Movahed dann ausfindig gemacht. Sie ist wieder frei.

Inzwischen gibt es zahlreiche Mädchen der Revolutionsstraße.

Ja, kurz nach Vida Movaheds Verhaftung hat eine weitere Aktivistin – sie heißt Shaparak Shajarizadeh – die Iranerinnen via Video dazu aufgerufen, aus Solidarität auch ein

weißes Tuch an einen Stock zu binden. Seitdem hat die Sache richtig Fahrt aufgenommen. Und es hat auch nicht lange gedauert, bis die nächste Frau auf den Stromkasten geklettert ist. Shaparak ist übrigens inzwischen auch wieder aus dem Gefängnis raus. Als ich das gehört habe, habe ich geweint.

Wie reagiert die Bevölkerung?

Für die iranische Bevölkerung ist das Kopftuch heute *das* Thema. Weil sie begriffen haben, dass wir nicht nur gegen ein Stück Stoff kämpfen – sondern für unsere Identität und unsere Würde. Wir kämpfen gegen das sichtbarste Symbol der Unterdrückung. Auch zahlreiche Männer haben sich uns angeschlossen und demonstrieren Schulter an Schulter mit ihren Frauen, Schwestern und Töchtern auf der Straße.

Und die Mullahs?

Sie lassen die Leute festnehmen. Sie behaupten, die Protestierenden würden von Kräften aus dem Westen gesteuert. Kräften wie mir.

Präsident Rohani verspricht Reformen.

Rohani steht unter Druck, die Wut der Menschen zu dämpfen. Er hat uns schon so viel versprochen – aber seine Versprechen nie eingelöst! Und was man auch nicht vergessen darf: Er ist der Architekt der Zwangsverschleierung. Das erwähnt er selbst in seiner Autobiografie. Er war 1980 der Erste, der uns Frauen den Schleier aufgezwungen hat. Angefangen mit den Frauen im Militär und auf Bitten von Ayatollah Khomeini.

In der Vergangenheit waren die Repressionen gegen die iranische Bevölkerung nach Protesten umso größer. Gibt es diesmal eine Chance auf echten Wandel?

Wir haben es hier ja mit einem Krieg zwischen Frauen und dem Regime zu tun. Und meiner Meinung nach haben die Frauen diesen Kampf schon gewonnen. Wenn du vor rund 40 Jahren Fotos von Frauen im Iran gesehen hast, verschwanden wir unter einem Meer aus schwarzen Tüchern. Die Regierung hat uns gezwungen, dem islamischen Lebensstil zu folgen. Sie hat uns das Singen und das Tanzen verboten. Heute sind die Frauen im Iran bunt angezogen. Sie singen, sie tanzen und sie feiern zusammen mit Männern. Fahrt in

den Iran! Ihr werdet Frauen treffen, die Gesetze brechen und zivilen Ungehorsam üben. Sie flehen nicht mehr um Freiheit. Sie schaffen Freiheit! Aber sie riskieren damit ihr Leben.

Westliche Politikerinnen hingegen ziehen sich bereitwillig ein Kopftuch über auf ihren Reisen in den Iran.

Es bricht mir immer wieder das Herz, wenn ich Politikerinnen wie Claudia Roth mit Kopftuch im Iran sehe. Ich habe ihr damals geschrieben. Aber sie hat nicht verstanden, dass sie das Regime nur noch weiter ermächtigt hat, auf uns iranische Frauen Druck auszuüben. Sie hat mir geantwortet, dass sie lieber verschleiert in den Iran reist und das Thema meidet, anstatt gar nicht in den Iran zu reisen, weil sie nur so über so wichtige Themen wie Menschenrechte sprechen könne. Aber ist die Zwangsverschleierung der Iranerinnen etwa kein Menschenrechtsthema? Und glaubt sie wirklich, dass eine Regierung, die ihr nicht einmal erlaubt, ihren eigenen Dresscode zu bestimmen, mit ihr über Menschenrechte verhandelt? Solche Politikerinnen sind Heuchlerinnen.

Was sollten westliche Politikerinnen also tun?

Erstens: Sie müssen endlich begreifen, dass die Zwangsverschleierung nicht Teil unserer Kultur ist! Zweitens: Wir wollen, dass sie die Zwangsverschleierung auf ihren Besuchen endlich in Frage stellen. Und dass sie nicht ständig sagen: Aber das ist doch Gesetz! Die Sklaverei war in Amerika auch mal legal. Noch so ein Satz, den solche Politikerinnen häufig sagen, ist: „Wir mischen uns nicht in innere Angelegenheit ein!“ Es geht hier aber nicht um eine inneriranische Angelegenheiten. Wir haben es mit einem globalen Problem zu tun. Ihr könnt nicht einfach eure Augen verschließen und eure Schwestern im Iran ignorieren, die zusammengeschlagen und ins  Gefängnis geworfen werden!

In der nächsten EMMA-Ausgabe berichten wir über Iranerinnen im Exil in Deutschland.

Weiterlesen

Am 29. Mai erscheint Masih Alinejads autobiografisches Buch „The Wind in My Hair: My Fight for Freedom in Modern Iran“ auf Englisch (Little, Brown and Company).

Die Neuen im



Merkel hatte eine 50/50-Quote im Kabinett versprochen – und sie hat Wort gehalten: 3 Minister von insgesamt 6 aus der CDU sind weiblich. Plus 2 CDU-Staatsministerinnen. Da konnte die SPD sich nicht lumpen lassen: Bei ihr sind 3

Minister von 6 weiblich. Nur die CSU reißt die Quote brutal runter. Bei ihr sind 0 von 3 Ministern Frauen. Aber halt: Seehofer hat dann noch eine Staatsministerin neu erfunden: die für Digitalisierung (Dorothee Bär). So kommt zumindest eine

Franziska Giffey, SPD

Ministerin für Familien, Senioren, Frauen und Jugend

.....

Sie gilt als „Shootingstar“, und das nicht nur, weil der Sprung von der Bezirksbürgermeisterin zur Bundesministerin ein großer ist. Sondern auch, weil sich schon nach wenigen Wochen Amtszeit andeutet, dass Franziska Giffey ihre direkte und zupackende Art aus dem Problem-Kiez Neukölln mitbringt. Dort war die Diplom-Verwaltungswirtin und promovierte Politikwissenschaftlerin eine Art gehobene Streetworkerin. Sie schuf eine Sondereinheit gegen kriminelle Clans, setzte „Müllsheriffs“ ein und sorgte für die Renovierung von Schultoiletten. Mit 19 war die heute 38-jährige Tochter eines Kfz-Mechanikers und einer Buchhalterin aus ihrer Heimatstadt Frankfurt/Oder nach Neukölln gezogen, wo heute jedeR zweite einen Migrationshintergrund hat und jedeR Dritte von Hartz IV lebt. Seit ihrem 24. Lebensjahr arbeitete Giffey an der Seite von Heinz Buschkowsky, dessen Kritik an falschverstandener Toleranz sie teilt. Sie ist Gegnerin des Kopftuchs im Staatsdienst und findet es „respektlos“, wenn muslimische Männer Frauen den Händedruck verweigern. Franziska Giffey ist mit einem Tierarzt verheiratet und Mutter eines Sohnes.



Katarina Barley, SPD

Ministerin für Justiz und Verbraucherschutz

.....

Als Frauenministerin für drei Monate hat sie sich mit Verve in die MeToo-Debatte eingemischt. Bis zur Bundestagswahl im September blieb der neuen Ministerin nicht mehr viel Zeit für politische Projekte. Immerhin drohte Barley der Wirtschaft mit einer verpflichtenden Frauenquote. Die promovierte Juristin Katarina Barley, Tochter eines britischen Journalisten und einer deutschen Ärztin, war Rechtsanwältin in Hamburg, wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe und Richterin am Landgericht Trier. In Schweich bei Trier lebt die 49-jährige alleinerziehende Mutter zweier Söhne bis heute. Ein Gesetzesvorhaben, das die Justizministerin bereits angekündigt hat, ist die Reform des §219a. „Was spricht dagegen, dass eine Frauenärztin auf der Homepage ihrer Praxis stehen hat, welche Leistungen sie anbietet? Wo ist das Problem?“ fragt Barley. Das müsste sie womöglich nicht nur den Koalitionspartner fragen, sondern auch ihre eigenen GenossInnen.



Kabinett

halbe Bundesministerin aus Bayern. Das ist besonders schade. Denn die haben da so gestandene Weibsbilder! Überraschung: Von der Leyen konnte sich halten, trotz Waffenlobby und alten Kameraden. – Rechts Seehofers „Führungsmannschaft“.



Julia Klöckner, CDU

Ministerin für Ernährung und Landwirtschaft

.....

In den letzten Jahren machte die stellvertretende CDU-Bundesvorsitzende vor allem mit ihren klaren Ansagen gegen Frauenunterdrückung im Namen des Islam von sich reden. „Wenn hingenommen wird, dass Mädchen nur im Schwimmburkini in den Sportunterricht oder Frauen nur verhüllt auf die Straße dürfen, dann ist das keine Toleranz, sondern Ignoranz.“ Jetzt wird sich Julia Klöckner auch mit der falschen Toleranz gegenüber Massentierhaltung und Monokulturen beschäftigen müssen. Landwirtschaft kennt die 45-jährige gebürtige Bad Kreuznacherin aus eigener Anschauung: Sie wuchs auf dem Weingut von Vater Aloys auf, bei dem sie nach der Scheidung ihrer Eltern blieb. Ihre Magisterarbeit schrieb die „Deutsche Weinkönigin“ von 1995, die in Mainz Theologie, Pädagogik und Politik studierte, über „Struktur und Entwicklung der europäischen Weinbaupolitik“. Acht Jahre lang war Klöckner Chefredakteurin des *Sommelier-Magazins*. 2009 wurde sie dann Staatssekretärin im Bundeslandwirtschaftsministerium unter Ilse Aigner (CSU). „Tiere sind Mitgeschöpfe, keine Wegwerfware“, erklärte Klöckner in ihrer Antrittsrede und kündigte ein staatliches Tierwohl-Label an. In Sachen Insektengifte verspricht Klöckner rigoroses Vorgehen: „Was für Bienen schädlich ist, muss weg vom Markt!“



Anja Karliczek, CDU

Ministerin für Bildung und Forschung

.....

Ihre Nominierung gilt als „überraschend“, was die höfliche Formulierung dafür ist, dass Anja Karliczek mit dem Thema Bildung und Forschung bisher wenig zu tun hatte. Seither muss sich die 47-jährige Bankkauffrau und Hotelfachfrau aus Tecklenburg, die ein Fernstudium als BWLerin absolvierte, mit dem Label „Quotenfrau“ herumschlagen. Darauf antwortet Karliczek: Erstens verstehe sie die Leitung eines Ministeriums vor allem als „Management-Aufgabe“; zweitens habe sie viel praktische Erfahrung mit dem Bildungssystem: als Mutter dreier Kinder, von denen zwei inzwischen studieren, und als Ausbilderin im elterlichen Vier-Sterne-Hotel. Sie sieht in ihrem neuen, frischen Blick auf ihr Ressort eine Chance: „Ich werde oft fragen: Warum machen wir das? Ich finde, das ist eine Kernaufgabe für Politiker.“ Anja Karliczek ist mit einem Piloten verheiratet und besitzt selbst einen Pilotenschein für Motorflugzeuge. Mit 27 trat sie in die Junge Union ein. Sechs Jahre später saß sie im Tecklenburger Stadtrat, wo sie sich u. a. für einen Ausbau der Kinderbetreuung stark machte. 2013 wurde sie per Direktmandat in den Bundestag gewählt und dort 2017 Parlamentarische Geschäftsführerin der CDU/CSU-Fraktion. Als erstes macht sich die Bundesministerin auf eine Rundreise durch die Bundesländer und sieht die Kooperation optimistisch: „Ich bin jemand, der offen auf Menschen zugeht. Das habe ich im Hotel gelernt.“





Svenja Schulze, SPD

Ministerin für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit

.....

Sie ist Vegetarierin und Mitglied im Bund für Umwelt- und Naturschutz (Nabu). In Münster, wo die gebürtige Neusserin mit ihrem Ehemann lebt, ist sie im Verein „Slowfood“ für regionale Produkte. Das klingt nach einer Umweltschützerin aus Überzeugung. Dumm nur, dass sich die Große Koalition vom deutschen

Klimazieler verabschiedet hat, bis 2020 den CO₂-Ausstoß um 40 Prozent zu reduzieren. Die Germanistin und Politikwissenschaftlerin Svenja Schulze, die vier Jahre als Unternehmensberaterin arbeitete und im Kraft-Kabinett Forschungsministerin war, setzt auf die Förderung von Elektroautos. Den Ausstieg aus der Braunkohle will das „leidenschaftliche Mitglied“ der IG Bergbau, Chemie, Energie (IG BCE) moderat gestalten und sowohl die Kumpel als auch die RWE in einer „Strukturwandelkommission“ mit ins Boot holen. Die 49-jährige Schulze trat mit 18 bei den Jusos ein und war fünf Jahre später NRW-Landesvorsitzende. Als Bundesumweltministerin will sie in ihren ersten 100 Amtstagen ein „Aktionsprogramm Insektenschutz“ vorlegen und sich für Verbot von Glyphosat und anderen Insektenvernichtungsmitteln einsetzen.

Dorothee Bär, CSU

Staatsministerin für Digitalisierung

.....

Sie ist zwar keine „richtige“ Ministerin – ihre drei Ministerjobs hat die CSU bekanntlich mit Herren besetzt –, dafür aber direkt im Kanzlerinnenamt angesiedelt. Dort will Dorothee Bär, vormals Parlamentarische Staatssekretärin im Ministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur, nun Deutschland in die „digitale Champions-League“ führen. Und zwar hurtig, denn die Verwaltungen zum Beispiel seien in Sachen Vernetzung so rückständig, dass „man in Berlin drei Monate auf einen Termin warten muss, um Kindergeld zu beantragen“, sagt die mit einem Juristen verheiratete Mutter dreier Kinder. Die Gründung eines Start-ups soll demnächst ebenso online funktionieren wie die telemedizinische Beratung, „statt sich im Wartezimmer was einzufangen“. Die 40-jährige Bambergerin war immer sehr früh am Start: Mit 14 trat sie in die Junge Union ein, mit 16 in die CSU. Mit 23 war sie bereits im CSU-Parteivorstand. Ein Jahr später, im Jahr 2002, zog sie als jüngste CSU-Abgeordnete aller Zeiten über die bayerische Landesliste in den Bundestag ein (wo ihre Partei bis heute die 20-Prozent-Frauenanteil-Marke nicht geknackt hat). „Ich gebe ganz offen zu“, sagt Bär, „dass wir an dem Thema Frauen und auch Frauen in der CSU noch arbeiten müssen.“



Annette Widmann-Mauz, CDU

Staatsministerin für Migration, Flüchtlinge und Integration

.....

Sie galt eigentlich als Anwärterin für das Gesundheitsministerium: Sieben Jahre war Annette Widmann-Mauz gesundheitspolitische Sprecherin der Unions-Fraktion, ab 2009 war sie Parlamentarische Staatssekretärin im Gesundheitsministerium. Dann kam Jens Spahn. Und nun folgt die 56-jährige Tübingerin mit dem „schwäbischen Migrationshintergrund“ der höchst fragwürdigen Aydan Özoguz (SPD) als Integrationsbeauftragte nach. Als eine der profiliertesten Frauenpolitikerinnen der CDU hatte Widmann-Mauz, die seit September 2015 Bundesvorsitzende der Frauen Union ist, oft klare Kante gezeigt. So war es maßgeblich ihrem Einsatz zu verdanken, dass die „Nein heißt Nein“-Reform des Vergewaltigungs-Paragrafen verabschiedet wurde. In ihren ersten Wochen als Integrationsbeauftragte sprach sich die Politik- und Rechtswissenschaftlerin jedoch gegen ein Kopftuchverbot für unter 14-jährige Mädchen aus, das zahlreiche ihrer Parteikolleginnen fordern. „Ein Verbot löst nicht das Problem, das dahintersteht“, erklärte Widmann-Mauz. Auch die problematische Rolle der reaktionären Islam-Verbände will sie offenbar nicht sehen. Sie setzt auf die „Zusammenarbeit mit Verbänden und Religionsgemeinschaften“.

Die Alten

Monika Grütters, CDU Staatsministerin für Kultur und Medien

.....

Seit 2013 ist sie „Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien“ und bleibt es. Im Herbst 2017 veröffentlichte Monika Grütters eine Studie, die zeigte: Frauen sind im deutschen Kulturbetrieb in (fast) allen Bereichen sträflich unterrepräsentiert, vor allem in Führungspositionen. Hinzu kommen die medialen Bilder. „Warum kann auf dem ‚Traumschiff‘ nicht mal eine Frau Kapitänin sein?“ fragt die 56-Jährige. Als Auswuchs der „Political Correctness“ hingegen verurteilte sie das Überpinseln des als sexistisch kritisierten Gomringer-Gedichtes „Avenidas“ an der Berliner Alice-Salomon-Hochschule. Grütters studierte Germanistik, Kunstgeschichte und Politik in Münster und Bonn. 1992 wurde



sie Pressesprecherin der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung. Als Kulturstaatsministerin setzt Grütters, die Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken ist, auf Frauenförderung. Zum Beispiel mit ihrem Runden Tisch, an den sie IntendantInnen und ProgrammacherInnen zitierte. Vielleicht wird das Traumschiff ja bald wirklich von einer Frau gesteuert.



Ursula von der Leyen, CDU Ministerin der Verteidigung

.....

Sie ist die dienstälteste Ministerin in Berlin. In jedem der vier Merkel-Kabinette war sie bisher dabei und hat jedes Mal entscheidende Akzente gesetzt: vom Elterngeld über den Krippenausbau bis zur Lebensleistungrente. Als Verteidigungsministerin wagt Ursula von der Leyen, der Waffenindustrie und den alten Kameraden die Stirn zu bieten, was ihr Leben nicht leichter macht. Bisher hat die stellvertretende Parteivorsitzende alle Angriffe, auch die aus den eigenen Reihen, lächelnd überstanden. Dass die kosmopolitische Gynäkologin und siebenfache Mutter, die in Brüssel zur Schule ging und in den USA gelebt hat, nicht als nächste Kanzlerkandidatin gehandelt wird, liegt wohl auch daran, dass die 60-Jährige ihrer eigenen Partei zu modern ist – und ihrer Kanzlerin zu fremd. Verschärfend hinzu kommt ihr feministisches Engagement: pro Quote in der Wirtschaft und gegen sexuelle Belästigung im Heer. Im Februar 2017 setzte die Ministerin die „Anspruchsstelle Diskriminierung und Gewalt“ ein, einen Monat später rügte sie – einmalig in der Geschichte der Bundeswehr – in einem Offenen Brief aufs Schärfste den Freispruch eines Offiziers, der eine Soldatin begripscht hatte.

Ein Besuch bei der Tafel

EMMA wollte es ganz genau wissen: Was ist eigentlich los bei der Essener Tafel? Chantal Louis, selber ausm Pott und Bergarbeiter-Enkelin, sprach mit den alleinerziehenden Müttern, die zur Tafel kommen. Und mit Jörg Sartor, Tafel-Leiter und Bergmann im Ruhestand. Der versteht die Welt nicht mehr.



Fotos: Lorraine Hoffmann

Die alleinerziehende Sabine (oben li) kommt heute zum ersten Mal zur Tafel. Sie erzählt EMMA-Redakteurin Louis von ihren Problemen. Sigrid und Christiane sind an der Tafel Freundinnen geworden. Jörg Sartor, der Vorsitzende der Tafel, wurde zum Prügelnknaben der Nation.



Jetzt hat sie es doch getan. Lange dachte sie, sie könnte sich diesen Gang ersparen. Aber heute ist es soweit. Denn erstens ist gerade die Waschmaschine kaputt gegangen. Zweitens gibt es in ihrem Haushalt quasi nichts mehr, was sie noch für ein paar Euro bei Ebay verkaufen könnte. Und drittens hat ihr Sohn Hunger, und das darf nicht passieren. „Bei mir selbst ist es nicht so schlimm, wenn ich mal ein, zwei Tage nichts esse“, sagt die schmale, blasse Frau im dicken Rollkragenpulli. Aber ihr 13-Jähriger hat Diabetes Typ 1, von Geburt an. „Der muss immer genug zu essen haben, sonst kann er ins Koma fallen.“ Deshalb ist Sabine heute Morgen zum Huttroper Wasserturm gekommen, um sich bei der „Essener Tafel“ anzumelden.

Der historische rote Backsteinturm an der vielbefahrenen Steeler Straße hat eine bewegte Geschichte. 1920 tobte hier der „Ruhrkampf“: Die Arbeiter der „Roten Ruhrarmee“ gegen die Reichswehr, die den kommunistischen Widerstand gegen den Kapp-Putsch niederschlagen sollte. Ein knappes Jahrhundert später tobte hier gerade wieder eine Schlacht um die Hoheit über den Turm. Zwar diesmal ohne Blutvergießen, aber scharf geschossen wird beim öffentlichen Schlagabtausch dennoch.

Vor allem auf Jörg Sartor, den Vorsitzenden der Tafel. Der gieße „Wasser auf die Mühlen der Rechtspopulisten“, ätzte der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband. Man solle „nicht solche Kategorisierungen vornehmen“, belehrte ihn die Kanzlerin. „Nazis“ sprühten selbsternannte Linke auf die Autos der Tafel.



Tim Schulz/Funkle Foto Services



Stefan Arend / Funke Foto Services



Der Ex-Bergmann Sartor schoss in Ruhrgebiets-Manier zurück: „Für die ganze Aufregung is mein Kopp zu klein!“ Was auf Hochdeutsch übersetzt so viel heißt wie das nicht zitierfähige Zitat von Götz von Berlichingen.

Der Beschluss des Vereins, vorübergehend nur noch Menschen mit deutschem Pass mit Lebensmitteln zu versorgen, machte Schlagzeilen nicht nur im ganzen Land, sondern in der ganzen Welt. Selbst die *New York Times* schickte eine Korrespondentin nach Steele, die schrieb, dass die Essener Tafel „einen Sturm ausgelöst“ habe.

Es war just dieser Sturm, der Sabine den Rückenwind verpasste, um zur Tafel zu gehen. „Ich dachte, jetzt hab ich da ne Chance“, sagt die alleinerziehende Mutter.

Die 47-jährige Essenerin gehört zu einer der beiden Zielgruppen, die Jörg Sartor im Auge hatte, als der Vereinsvorstand im Dezember 2017 beschloss, die Tafel für neue ausländische „Kunden“ – so nennen sie die zu versorgenden Menschen hier respektvoll – erstmal dichtzumachen. Denn als immer mehr Flüchtlinge in der Schlange auftauchten, sprich: vor allem junge Männer, die durch Lautstärke und Ruppigkeit auffielen, blieben viele Frauen eingeschüchtert weg: vor allem Rentnerinnen und Alleinerziehende.

Sabine hat Kunstgeschichte und Architektur studiert. Nur noch eine

240 Menschen stehen pro Tag in der Schlange vor dem Essener Wasserturm. 120 EhrenamtlerInnen holen die Lebensmittel aus den Supermärkten und verteilen sie an Bedürftige.

„Wenn unsere Omma die drängelnden Männer gesehen hat, ist die gar nicht erst zu uns gekommen.“ Jörg Sartor

Hausarbeit fehlte ihr für den Abschluss. Aber der Vater war weg und sie, statt ihr Studium abzuschließen, rund um die Uhr mit dem kranken Kind beschäftigt, bei dem sie bis heute nachts den Zucker messen muss. „Die ersten anderthalb Jahre nach der Diagnose waren die schlimmsten meines Lebens.“ Danach wurde es nur mäßig besser.

40 Prozent aller 1,6 Millionen Alleinerziehenden, von denen wiederum 90 Prozent Frauen sind, leben von Hartz IV. Laut Jens Spahn sind sie damit nicht „arm“, laut dem aktuellen Armutsbericht der Bundesregierung aber schon. Der Bericht definiert als „armutsgefährdet“ alle Menschen, die weniger als 60 Prozent des mittleren Durchschnittseinkommens zur Verfügung haben. Für einen Erwachsenen liegt dieser Wert bei 1.064 Euro im Monat. Hartz IV-EmpfängerInnen bekommen, zusätzlich zur Miete für eine „angemessene“, also kleine Wohnung, 416 Euro. Für ein Kind unter sechs Jahren kommen 240 Euro dazu, für ein Kind unter 14 Jahren sind es 296 Euro. Laut Armutsbericht fällt jeder 25. BürgerIn in die Kategorie der „Personen, die von erheblichen materiellen Entbehrungen betroffen“ sind“. Doch unter den Alleinerziehenden ist sogar mehr als jede zehnte betroffen.

Sabine lebt nicht von Hartz IV, aber sie isst trotzdem „manchmal tagelang nur Spaghetti“. Vor ihrem Studium hat sie eine Ausbildung als Steuerfachangestellte gemacht, jetzt arbeitet sie vormittags im Büro eines Steuerberaters. Vom Vater ihres Sohnes – vom „Erzeuger“, korrigiert sie schroff

– bekommt sie 417 Euro Unterhalt. Er ist kurz nach der Geburt des Kindes von der Bildfläche verschwunden, aber immerhin zahlt er. Dazu kommen noch 118 Euro Wohngeld. Macht insgesamt 985 Euro zum Leben für Mutter und Kind.

Sabine könnte statt des Wohngeldes auch Hartz IV beantragen und aufstocken, aber sie hat sich für das Wohngeld entschieden, denn „das ist nicht ganz so entwürdigend wie Hartz IV“. Für Hartz IV ist das Jobcenter zuständig und „wie man da von den Mitarbeitern abgekanzelt wird, ist erniedrigend ohne Ende“, sagt sie „Sobald man nur mal fünf Minuten zu spät ist, wird einem sofort unterstellt, dass man sich nur drücken will.“

Auch heute Morgen zur Tafel zu kommen, sei ihr lange „gegen Stolz und Würde gegangen“, sagt Sabine. „Aber von Stolz und Würde wird man halt nicht satt.“ Deshalb hat sich die alleinerziehende Mutter im ersten Stock des Wasserturms auf einen der Stühle gesetzt, auf denen an diesem Mittwochmorgen insgesamt 39 Menschen warten, die eine „Kundenkarte“ der Essener Tafel haben möchten. Jeden Mittwoch ab neun können die Menschen für Neuansmeldungen kommen. Normalerweise, sagt Jörg Sartor, seien es wöchentlich immer 70 bis 80 Neue, „aber heute is wenich los“. Sabine hat die Wartemarke Nummer 38 bekommen.

So imposant der denkmalgeschützte Turm von außen ist, so angeschlagen sieht er von innen aus. Vom Betonboden blättert der Anstrich und im Büro von Jörg Sartor trifft graues Linoleum auf grünliche Aktenschränke. Gestylt ist anders, aber schließlich lebt die Essener Tafel von Spenden. Viel wichtiger als hübsche Möbel ist, dass sie genug Lebensmittel zusammenbekommen, um jede Woche fast 3.500 Leute sattzukriegen.

Als der Frührentner Sartor vor 13 Jahren hier als Ehrenamtler anfang, waren es noch halb so viele. Viermal die Woche ist Essensausgabe, von 12.30 bis 15 Uhr. Jeweils etwa 240 KundInnen kommen pro Ausgabetag. Und da auf jeder Kundenkarte im Schnitt 3,5 Menschen eingetragen sind, werden mit den Lebensmitteln täglich rund 850 Erwachsene und Kinder versorgt. 70 Prozent der Tafel-

Kunden sind Frauen. Ab heute gehört auch die alleinerziehende Sabine dazu. Die Nummer 38 wird aufgerufen. „Dann geh ich da jetzt mal rein“, sagt Sabine.

Jörg Sartor verschränkt die Hände auf seinem stattlichen Bauch, der in dem roten Pulli mit dem „Essener Tafel“-Logo steckt, und erklärt seine Sicht der Dinge auf die ganze Aufregung.

Mit der Flüchtlingswelle kamen so viele junge Männer zum Wasserturm, dass die Schlange bis auf die Straße reichte, erzählt er. „Und wenn die Omma, die mitte Straßenbahn zu uns kommt, dat gesehen hat, dann is die gar nicht erst ausgestiegen.“ Und eins will er mal klarstellen: „Die würde sich auch unwohl fühlen, wenn da 50 glatzköpfige Deutsche in der Schlange ständen.“ Nun standen da aber nun mal Araber und Nordafrikaner, von denen so manche drängelten, was das Zeug hielt. „Ich versteh dat ja alles“, sagt Jörg Sartor. „Die haben bis Österreich um ihr Leben gedrängelt. Aber deswegen können die hier nicht meine Omma schuppen.“

Die Omma kam nicht mehr, viele andere, die sich dem Gedrängel nicht gewachsen fühlten, auch nicht. Bis eines Tages nicht mehr jeder dritte Tafelkunde Ausländer war, wie früher, sondern drei von vier.

Natürlich haben sie, bevor sie die Tafel vorübergehend für Leute ohne deutschen Pass dichtmachten, alles Mögliche probiert, erzählt Sartor, der Bergmann im Ruhestand. Er ist immer noch genervt von den guten Ratschlägen, den ihm die kleinen Dorftafeln und die großen Wohlfahrtsverbände geben wollen. „Ich hab zwar 30 Jahre im Dunkeln gearbeitet, aber doof bin ich nicht!“

Zuerst haben sie alle Alleinstehenden unter 30 nur noch für drei Monate zugelassen. Dafür durften die über 63-Jährigen unbegrenzt kommen, obwohl man normalerweise nach einem Jahr an der Tafel zwölf Monate pausieren muss. Aber das reichte nicht. Dann legten sie fest, dass man mindestens drei Jahre in Essen gewohnt haben muss, um an die Tafel zu dürfen. Auch das reichte nicht. Und dann haben sie beschlossen, die Reißleine zu ziehen.

Seitdem ist Jörg Sartor für die einen der Prügelknabe der Nation, für die ande-

„Ich hab der Merkel geschrieben, dat se dafür sorgen soll, dass alleinerziehende Mütter arbeiten können.“ Christiane

ren ein Held, der endlich mal sagt, was Sache ist. Wer 30 Jahre lang in die Grube einfährt und unter Tausenden Tonnen Erdreich malocht, darf kein ängstlicher Mensch sein. Dass so viele bis hin zur Kanzlerin auf ihn eindroschen, war Sartor egal. Was den Unerschrockenen aber ernsthaft getroffen hat, ist, „wie meine Heimatpartei sich benommen hat“. Sartors politische Heimat ist die Sozialdemokratie. Und so fragt er sich, wie es sein kann, dass zwar Alexander Dobrindt und Andreas Scheuer von der CSU bei ihm angerufen haben, und zwar ohne diesen Anruf medial auszuschlachten, dass die SPD-Chefetage sich aber entweder in Schweigen hüllte oder ihn belehrte. Die einzige aus Sartors Heimatpartei, die sich bei ihm meldete, war Franziska Giffey. Die neue Familienministerin dürfte in ihren drei Jahren als Bezirksbürgermeisterin von Berlin-Neukölln ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie der Tafel-Vorsitzende in Essen-Steele. Eine Stunde lang haben sie telefoniert, erzählt Sartor, „jetzt sind wir per Du“.

Enttäuschte Sozialdemokraten gibt es im traditionell roten Ruhrgebiet reichlich. Zwar war die SPD in Essen bei den Landtagswahlen 2017 mit 33 Prozent immer noch stärkste Partei. Aber fünf Jahre zuvor hatte sie noch stolze 45 Prozent geholt. Diesmal wählte jedeR zehnte EssenerIn die AfD, in manchen Stadtteilen sogar jedeR fünfte.

Die ganze Politikverdrossenheit, sagt Sartor, „kommt doch daher, dass die Politiker

nich mehr mitte Basis sprechen.“ Dafür spricht die Basis mit Jörg Sartor. 5.000 Mails hat er bekommen, rund 1.200 davon hat er inzwischen gelesen und einige haben ihm „die Tränen in die Augen getrieben“. Die Leute haben sich bei ihm bedankt, „weil einer ma wat gesacht hat“. Weil jetzt auf dem Tisch ist, was lange Zeit im „Deutschland ist doch ein reiches Land“-Mantra untergegangen ist: Ein paar Millionen Menschen leben in diesem reichen Land an der Armutsgrenze und darunter. Viele davon sind Rentnerinnen und alleinerziehende Mütter. Und die schaffen es eben nicht, oder nur mit Hängen und Würgen. Denen hat Jörg Sartor eine Stimme gegeben.

Das findet auch Sabine, die jetzt mit ihrer Kundenkarte zurückkommt. „Der Herr Sartor ist ein klasse Mensch“, sagt sie. „Das war doch vorher alles ein Tabuthema.“ Auf dem weißen Plastikkärtchen steht ihr Name, die Zahl der berechtigten Personen und ihr Termin. Jeden Samstag um 14 Uhr kann sie ab jetzt kommen und sich Essen abholen.

Die alleinerziehende Mutter behauptet nicht, dass es ihr durch die Flüchtlinge schlechter ginge als vorher. „Die Sätze für Wohngeld und Hartz IV sind gesetzlich geregelt und das war auch vor den Flüchtlingen schon so“, sagt sie. Und trotzdem macht sie sich Sorgen. Zum Beispiel über die „Parallelgesellschaften“, die gerade im Ruhrgebiet ein Riesenproblem sind. Aber ihr dringendster Wunsch an die Politik ist: „Bessere Kinderbetreuung! Und zwar auch für Kinder mit Behinderung.“ Dann könnte sie mehr arbeiten. Und vielleicht eines Tages ihr Studium abschließen. „Ich geb nicht auf“, sagt die Fast-Architektin. „Und wenn ich 80 werde, bis ich meinen Abschluss hab!“

Inzwischen ist es Mittag geworden. Draußen hat sich eine lange Schlange vor dem Wasserturm gebildet. Um halb eins beginnt die Essensausgabe. Christiane und Sigrid sind schon seit zwölf da. Dabei sind sie laut Kundinnenkarte erst um zwei Uhr dran. „Wir kennen uns vonne Tafel und treffen uns hier immer vorher zum Quatschen“, erklärt Christiane. „Im Sommer bringen wir uns Klappstühle und Kaffee mit.“

Christiane ist 45 und hat acht Kinder. „Sechs vom ersten Mann und zwei vom zweiten.“ Die ersten sechs sind schon aus dem Haus, die anderen beiden leben noch bei ihr, die Tochter ist zwölf, der Sohn acht. Er war „ein Frühchen“, heute hat er ADHS. Der zweite Mann ist jetzt auch weg und Christiane „könnte ihm den Hals umdrehen“, weil er keinen Unterhalt zahlt, obwohl er, sagt die alleinerziehende und alleinzahlende Mutter, schwarz in der Werkstatt seines Cousins arbeite.

Christiane ist von Beruf Floristin, „aber ich hab eigentlich immer Männerarbeiten gemacht“, erzählt die rundliche Frau mit dem praktischen Kurzhaarschnitt. Sogar im Straßenbau hat sie gearbeitet. „Ich hab nen Baggerschein und nen Staplerschein. Ich hab alles, aber ich krieg keine Arbeit.“ Auch bei ihr ist der Knackpunkt: die fehlende Kinderbetreuung. Christianes Tochter hat einen Ganztags-Platz und ist bis 17 Uhr in der Schule untergebracht. Aber für ihren Sohn findet die Mutter keine Betreuungsmöglichkeit, zumal er als ADHS-Kind nicht einfach ist. Einmal saß Christiane mitten im Bewerbungsgespräch, „da kommt ein Anruf: Der Kleine hat einen Anfall. Da war die Sache mit dem Job natürlich gelaufen.“ Aber auch bei anderen Arbeitgebern tendieren ihre Chancen gen Null, sagt Christiane. „Wenn ich schreibe, dass ich eine alleinerziehende Mutter bin, sagen die: ‚Das tut uns leid für Ihr krankes Kind, aber dann müssen wir leider jemand anders nehmen.‘“ Die Konkurrenz ist groß: Die Arbeitslosenquote liegt in Essen mit elf Prozent fast doppelt so hoch wie im Bundesdurchschnitt.

Deshalb arbeitet Christiane im Auftrag des Jobcenters. Sechs Stunden am Tag macht sie Schulhöfe und Parks sauber. Dafür bekommt sie 1,25 Euro pro Stunde. Macht 150 Euro im Monat. Dazu bekommt sie 600 Euro Hartz IV und 388 Euro Kindergeld. Macht 1.138 Euro für drei Menschen. Vor ein paar Wochen hatte sie einen Unfall: Der Bus, mit dem sie zur Arbeit unterwegs war, fuhr so hart an, dass Christiane stürzte. Schulter gebrochen. Schädelprellung. Aber Krankengeld gibt es nicht. So lange Christiane nicht arbeiten kann, fallen die 150 Euro auch noch weg.

Als sie sich und ihre Kinder im Juni 2017 bei der Tafel angemeldet hat, „hab ich mich geschämt“, erzählt sie. „Aber der Chef war total nett zu mir. Der hat gesagt: Dat bräucht ich nich, dat wär ganz normal!“

In der Schlange vorm Turm hat sie Sigrid kennengelernt. Die ist Altenpflegerin, aber „ich krich mit meinen 63 keinen Job mehr. Und seit mein Mann gestorben ist, geht et bergab.“ Zwei Stunden am Tag fährt Sigrid, die früher auch mal alleinerziehend war, für 7,50 Euro behinderte Kinder zur Schule. Aber auch mit ihrer Witwenrente von 472 Euro reicht es hinten und vorne nicht. Jetzt treffen sich die beiden Frauen jeden Mittwochmittag in der Tafel-Schlange.

Rund 50 Menschen warten jetzt hinter dem Absperrgitter, bis sie an die Reihe kommen. Der klassische „Penner“ in schmutziger Jogginghose ist ebenso dabei wie die feine Dame, die sich bemüht, ihren Absturz bestmöglich mit akkurater Kleidung zu kaschieren. Von den 50 Wartenden sind rund 30 Frauen. Männer mit Migrationshintergrund? Bis auf einen Mann mit Schnäuzer, der eher indisch aussieht, und einen zweiten, der Araber sein könnte, sind keine da. Drängeln tut hier niemand. Offenbar haben die Sperre und die Debatte um die Essener Tafel gewirkt. Und das ist auch gut so, findet Christiane. „Die haben so geschuppt, dat war ne Katastrophe!“ Als Jörg Sartor im Januar nach seiner Pressekonferenz aus dem Turm kam, „haben wir alle applaudiert“.

Es geht los. Ein kräftiger kleiner Mann mit Basecap auf den grauen Haaren holt die nächste Gruppe zur Essensausgabe. Das ist Norbert. Norbert hat früher mal Bohrinseln gebaut, jetzt helfen er und seine Frau an der Tafel. Was die Tafel-Kunden und -Kundinnen hierher verschlagen hat? „Scheidung. Schlechte Ausbildung. Alkohol. Wir können mit allem dienen“, sagt er. Und dass sie „alle da haben: vom Penner bis zum ehemaligen Professor“.

Im Innern des Turm-Erdgeschosses sind zwei Tischreihen aufgebaut, darauf liegen Lebensmittel en masse: Brote, Obst, Gemüse. Wurst, Gebäck, Tiefkühlpizza. Die insgesamt 120 ehrenamtlichen Mitarbeite-

rInnen der Essener Tafel holen die Sachen mit ihren sieben Transportern ab, den Löwenanteil aus den Discountern. Denn bei denen, so hatte Jörg Sartor am Vormittag erklärt, dürfe „abends um 22 Uhr kein Regal leer sein“. Deshalb wird oft so viel Ware geliefert, dass etwas übrigbleibt. Andere werben damit, dass keine Ware im Laden älter als 24 Stunden sei. „Deshalb haben wir hier manchmal Ware, die noch gar nicht im Verkauf war.“

Christiane ist für die Essensausgabe aus Erfahrung gut gerüstet. „Als ich zum ersten Mal kam, hatte ich nur zwei Taschen mit. Aber inzwischen sind wir Profis!“ feixt sie. Professionalität bedeutet in diesem Fall, dass Christiane einen Hackenporsche dabei hat, aus dem sie wiederum vier große Einkaufstaschen hervorzubert. Damit stürmt sie, Sigrid im Schlepptau, nun auf den ersten Tisch zu und zeigt ihre Kundenkarte. „Haalloo, wir sind wieder da!“ grüßt Christiane gut gelaunt die Frau, die im roten Tafel-Outfit hinter dem ersten Tisch mit den Broten steht. „Na, is die Woche wieder um?“ grüßt die zurück. Und fragt ihre „Kundin“, was sie haben möchte: „Brötchen, Stuten, Kartoffelbrot?“ – „Nehm ich alles!“ sagt Christiane und packt Brötchen und Brote in den Hackenporsche. „Haben Sie genug oder brauchen Sie noch was?“ – „Nee, is genuch.“ Nächster Tisch. Hier gibt es Milch und Joghurt. Nächster Tisch. Dreimal Tiefkühlpizza. Nächster Tisch. Wurst in Riesepaketen. Nächster Tisch. Brokkoli, Suppengrün, Frisée-Salat. Letzter Tisch: Zitronenkuchen und Kaltschale aus der Tüte. Bald sind Wägelchen und Einkaufstaschen pickepackevoll. Warenwert: mindestens 50 Euro, eher 60 oder vielleicht sogar 70. Am Ende nimmt sich Christiane noch einen Strauß weiße Tulpen mit. Auch Blumen hat die Tafel im Angebot.

Aber Christiane weiß, dass die Zeit an der Tafel begrenzt ist. Ist das Jahr um, muss sie ihren Platz für andere räumen und darf erst nach einem Jahr wiederkommen. Aber bis dahin ist ja noch ein bisschen Zeit. Zu schaffen machen ihr im Moment andere Dinge. Zum Beispiel die Sache mit der fehlenden Kinderbetreuung. Darüber ist sie so unzufrieden, dass sie Angela Merkel schon vor zwei Jahren einen Brief geschickt hat. „Ich hab ihr nach Berlin geschrieben, dat se wat tun soll für die alleinerziehenden Mütter, damit die ordentlich arbeiten können!“ Aber die Kanzlerin habe nie geantwortet.

Auch die Sache mit dem Jugendamt ist nicht gut gelaufen. Dort hat Christiane schon im Juni 2017 einen Antrag auf Unterhaltsvorschuss gestellt, weil der Vater ja nicht zahlt und ihr das Geld bitter fehlt. Seitdem hat sie nichts gehört. „Kein Bescheid, nix!“ Als sie bei der Unterhaltsvorschusskasse nachfragte, „da haben die mir gesagt: Tut uns leid, wir müssen erstmal die Flüchtlinge machen.“ Das findet die ansonsten notorisch gut gelaunte Christiane gar nicht lustig. „Ich hab ja gar nix dagegen, dass die hierher kommen“, sagt sie. „Aber die Ämter und die Politik müssen auch für uns wat tun!“

Es wäre hilfreich, wenn Jörg Sartors Heimatpartei und auch die Kanzlerin das begreifen würden. Vielleicht schaffen sie es ja.

CHANTAL LOUIS 

Als die Tafel vorübergehend keine Ausländer neu aufnahm, besprühten Linke ihre Autos.



Single Mom

Sie ist Journalistin, alleinerziehend und stock-sauer auf alle, die ihr permanent ein schlechtes Gewissen machen wollen. Caroline Rosales empfiehlt stattdessen: Schluss mit der Perfektion!



Mathias Böhler

Die Stellung der berufstätigen alleinerziehenden Mutter ist in der Gesellschaft nicht besonders glamourös. Sie trotz der täglichen Überforderung auf die Menschenfreundlichkeit in meiner Umgebung zu verlassen, wäre deshalb einfach fatal. Berufstätige Mütter – ob alleinerziehend oder nicht – genießen bei Kindergartenfesten, Partys oder im öffentlichen Leben die Beliebtheitswerte einer Hillary Clinton kurz nach der verlorenen Wahl. Vielen sind wir suspekt.

Warum ist sie nicht bei ihren Kindern? fragt man sich, wenn man mich am Wochenende abends in einem Restaurant sieht. Wie kann sie das denn jetzt mit der Berufstätigkeit vereinbaren, wird getuschelt, wenn ich mich mit einem selbstgebackenen Kuchen auf dem Kindergartenfest sehen lasse. Hat sie sich etwa dafür mit ihrem Vorgesetzten einlassen müssen?

Der ganze Stress, das Geketze ist schlimm genug, aber dazu kommt noch dieser ständige kritische Blick der Umgebung. Freundlich verpackte Schuldzuweisungen und natürlich nur konstruktiv gemeinte Kritik lauern bei vielfältigen Situationen im Alltag. Hier ein paar Auszüge aus dem Bouquet des Bullshit-Bingos einer Alleinerziehenden:

Dein Kind ist aggressiv und malt mit vier Jahren noch deutlich über den Rand? Kein Wunder, die Mama arbeitet ja und hat keine Zeit, nachmittags zu basteln.

Dein Kind hat mit vier Jahren noch kein Hobby neben dem Kindergarten? Ja, schade auch, aber wie soll es denn die Mama nach dem Kindergarten zum Fußball herumfahren, die ist ja im Büro.

Was, du hast neben Gummistiefeln, Regenhose, Wechselsachen, Spielzeug für den Spielzeugtag, den 4,50 Euro für die Bastelkasse, das Tonpapier für die Herbst-Igel vergessen? Kein Wunder, du bist ja alleinerziehend, da müsstest du dich eigentlich besser organisieren.

Wie, du kannst heute Abend nicht zum interner Meeting kommen? Ja, hättest du jetzt einen Freund oder den Vater besser im Griff, dann könnte der aufpassen.

Wie, dein Sohn kann mit fünf Jahren noch nicht schwimmen? Ach ja, stimmt. Du musst ja mit beiden Kindern alleine Urlaub machen. Ja, dann ist das schwer.

Oft verstehe ich die Gemeinheiten nicht. Anstatt diesen Frauen zu helfen, die für ihr wirtschaftliches Auskommen arbeiten und dabei noch Kinder großziehen, werden diese eher noch belächelt und kritisiert.

Sie ist oft so durcheinander, sie ist oft so in Eile, sagen sie über mich. Sie denkt nur an sich,

sie will Geld verdienen und sich selbst verwirklichen. Kritik geht schneller von der Hand, als die Überlegung anzustellen, warum jemand vielleicht gestresst wirkt und eine helfende Hand anzubieten.

Kinder bedeuten in unserer Gesellschaft Verwundbarkeit. Und nichts ist deshalb leichter, als auf eine berufstätige Mutter einzuhacken. Was? Sie ist auch noch alleinerziehend? Tja, klassischer Fall von „Selbst schuld“. Schämen sollte sie sich! Die armen Kinder!

Manchmal vermute ich, dass es einfach leichter ist, jemanden durch Hate-Speech zu marginalisieren und klein zu halten, als das Problem zu sehen. Und das ist in Sachen Vereinbarkeit in Deutschland groß wie ein klaffender Abgrund im Hochgebirge.

Die Idee von betriebsinternen Kitas sind für viele Personalchefs immer noch ein Grund hysterisch zu lachen, das Konzept des Home-Office ist ebenso eher ein schlechter Scherz als ein ernstgemeintes Gesprächsangebot. Niemand, der Kinder hat, kann sich ernsthaft vorstellen zu arbeiten, während um den heimischen Schreibtisch die Kinder toben. Das ist so unrealistisch wie die Artigkeit der Kinderschar in einem Bullerbü-Buch.

Kommt in regelmäßigen Abständen wieder eine Debatte darum auf, wird immerhin von oben schnell beschwichtigt. Meist pünktlich zum Wahlkampf bekommen Eltern – besonders die Mütter – ein paar Vorschläge, wie sie ihr Leben so optimieren können, dass Familie und Berufstätigkeit hineinpassen, Politiker eröffnen ein paar Kindergärten, Unternehmen erlauben ein bisschen Familienzeit. Wenn es dann immer noch nicht funktioniert, tja, dann muss es ja an dir selbst liegen.

Dass immer mehr Menschen, insbesondere Mütter, an Dauererschöpfung leiden, das wird politisch natürlich nicht als Versagen des ganzen Systems gesehen, sondern von der Wirtschaft eher als willkommene Gelegenheit zur Gründung eines neuen Geschäftszweigs. Auf jeder zweiten Naturkosmetik-Seife im Drogeriemarkt steht etwas von Erholung oder Selbstliebe. Altbekannte Teesorten heißen jetzt „Innere Ruhe“ oder „Achtsamkeit“. Wer gestresst ist, macht gerne mal ein Yoga-Retreat oder eine Therapie. Dann passt das alles schon wieder.

Die Lüge der Vereinbarkeit besteht darin, dass die Kompatibilität zweier Systeme propagiert wird, die sich eigentlich gegenseitig ausschließen. Wer arbeiten geht, kann

nicht bei seinen Kindern sein. Kinder sind nicht pünktlich, kalkulierbar, planbar. Nicht, wenn man sie zu empathischen Menschen erziehen möchte. Die Arbeitswelt ist aber genau all das.

Morgens kommt man nach der ganzen Anzieh-Frühstücks- und Bringorgie schon fix und fertig ins Büro, abends fühlt man sich wie der Loser, wenn man reinkommt und der Babysitter den Zeigefinger vor den Mund legt, weil die Kinder schon schlafen. Umgekehrt ist es saupleinlich, seine Kinder von der Kita abzuholen und beim Reinkommen plötzlich festzustellen, dass heute doch das Sankt-Martins-Basteln stattfindet. Für Herumkramen im Terminkalender, Warum-ich-mir-den-Mistwohl-nicht-eingetragen-habe, ist es ohnehin zu spät, jetzt heißt es nur lächeln, hinsetzen und die Laterne zusammenleimen.

Da hilft auch kein Ratgeber wie der von Facebook-Chefin Sheryl Sandberg, die behauptet, dass man es auch als Alleinerziehende locker schaffen kann, einen Weltkonzern zu steuern. Und wenn du es nicht schaffst, sagt die gute Sheryl zwischen den Zeilen in ihrem schlaun Buch „Lean In“, dann hast du dir halt nicht genug Mühe gegeben.

Also, Schluss mit dem Selbstbetrug und Zeit, am System vorbeizuoperieren. Heute, nach zwei Jahren als Alleinerziehende, habe ich gelernt, all das, was gedankenlos und verletzend ist, zu überhören. Ich lasse es nicht mehr an mich ran, nur die wenigsten, sehr persönlichen Kommentare tun nach wie vor weh. Klugscheißereien von Miss Perfection, die gut gelaunt morgens beim Bringen ankündigen, dass Anton schon mittags abgeholt wird, man wolle ja bei dem schönen Wetter noch ein Mutter-Kind-Picknick machen, heizen das schlechte Gewissen noch weiter an, aber da gilt es indifferent zu werden. Zu sagen: Das ist der Lebensentwurf der Anderen, das hier ist meiner.

Das deutsche Mutterbild, bestätigt die Historikerin Ute Frevert, ist in den Köpfen vieler Menschen in Deutschland seit 100 Jahren dasselbe und an der Vereinbarkeitslüge wird sich zu unseren Lebenszeiten wohl nichts mehr ändern. Aber unsere Töchter werden davon profitieren, wenn wir was dagegen tun, auch deshalb gilt es konsequent zu sein.

Und damit meine ich, dass ich erst seit kurzem, im häufigen Organisationschaos zwischen Kids und Job verstanden habe, klare Kante zu zeigen.

Erstens muss nicht jeder alles über mich wissen. Sobald man weniger auskunftsfreudig ist, vermeidet man auch häufiger unangebrachte Kritik. Auch ist es leider etwas typisch Weibliches, sich ständig zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Ich mache es einfach nicht mehr. Wenn ein Kind krank ist, teile ich das dem Arbeitgeber mit. Wenn ich das Kindergartenfest wegen der Arbeit absagen muss, dann setze ich die Erzieherinnen darüber in Kenntnis.

Die Nicht-Entschuldigung ist die gute Freundin des „Nein“. Was mich zu meinem zweiten Grundsatz bringt: Klare Ansagen machen. Ich sage „Nein“, wenn ich nach dem Dienst keinen Kuchen mehr für den Gemeinde-Basar backen möchte; Wenn der Sankt-Martinszug meiner Kinder ist, sage ich, dass ich heute früher gehen muss – und alle bei der Arbeit lächeln. Das hätte ich anfangs nicht für möglich gehalten.

Doch das reicht noch nicht, habe ich gemerkt. Alleinerziehend, arbeitend entspannt zu sein, bedeutet vor allem, jede Perfektion über Bord zu werfen. Auch die beste Kindergeburtstagsisbombe kommt ohne Streusel aus. Mein Büro-Outfit ohne gebügeltes Hemd. Das Vorschulkind ohne Hobby am Nachmittag. Die schönste kleine Freude ohne viel Geld auszugeben. Weil kleine und auch etwas größere Kinder kein hochwertiges Spielzeuggeschäft von einem China-Import-Laden unterscheiden können.

Hier ein Beispiel. Einmal kamen die Kinder und ich kurz nach unserem Umzug an einem offenen Ein-Euro-Shop vorbei. Ich war völlig pleite und witterte plötzlich die Chance, den beiden eine Portemonnaie-verträgliche Freude zu machen. „Okay, Kinder“, ließ ich die Spannung steigen. „Jeder darf sich genau eine Sache aussuchen. Nur eine.“ Eine Viertelstunde später stapften die zwei mit einem Plastikflamingo-Flaschenhalter und einem Matchbox-Auto zur Kasse. Eltern, sagt man ja, gerade die berufstätigen, kompensieren ihr schlechtes Gewissen über die nicht gemeinsam verbrachte Zeit mit teuren Geschenken. Mein schlechtes Gewissen – es war mir an diesem Nachmittag gerade mal schlappe zwei Euro wert.

 **Weiterlesen**

Der Text ist ein Auszug aus dem Buch von Caroline Rosales: *Single Mom*. Es erscheint am 24.7. (Rowohlt, 9.99 €).



Es ist ein Wunder, dass sie überlebt hat. Und ein noch größeres Wunder, dass ihre Widerstandskraft nicht gebrochen ist. Er hatte wirklich alles versucht, sie zu erniedrigen. Und zu vernichten.

Die öffentliche Hinrichtung der Kader K.

Was bleibt, wenn man dem Tod nur knapp entkommen ist? Im Fall von Kader K.: Traurigkeit, Schmerzen, aber auch Entschlossenheit. Und knapp 11.000 Euro. Die hat sie mit der Versteigerung des Fahrzeugs eingenommen, mit der ihr Exmann sie durch Hameln geschleift hatte. Ein Gericht hatte ihr den schwarzen VW Passat, Baujahr 2011, zugesprochen. Sie hat den Erlös an Waisenkinder in Kobane gespendet. Das hat die 29 Jahre alte Deutschkurdin auf Facebook mit den Worten kommentiert: „Somit wandelt sich das Böse zum Guten.“

Vor 17 Monaten, am 20. November 2016, ging Kader K. von der Wohnung der Mutter auf die Königstraße in der niedersächsischen Kleinstadt Hameln, um ihren damals knapp drei Jahre alten Sohn Cudi abzuholen. Er hatte das Wochenende bei ihrem früheren Mann

verbracht. Wie so oft kam es zum Streit. Doch diesmal blieb es nicht bei den üblichen Drohungen.

Nurettin B. stach Kader K. auf offener Straße nieder. Zahllose Stiche trafen ihre Hände, mit denen sie das Messer mit der zwölfteinhalb Zentimeter langen Klinge abzuwehren versuchte. Ein Stich traf den Herzmuskel, einer die Milz. Dann holte Nurettin B. ein Beil aus seinem Kofferraum, schlug mit der stumpfen Seite auf Kader K.s Kopf und Oberkörper ein. Schließlich band er ein Seil um ihren Hals, befestigte es an der Anhängerkuppelung seines Autos und gab Gas.

208 Meter weit schleifte er sie mit Vollgas durch Hameln, den gemeinsamen Sohn auf der Rückbank. Dann löste sich das zu einem Galgenknoten geknotete Seil. Kader K. blieb schwerverletzt liegen.

Jede einzelne der drei Attacken mit Messer, Axt und Seil hätte tödlich enden können. Die Ärzte diagnostizierten bei

Kader K. ein Schädel-Hirn-Trauma dritten Grades. Zweimal war sie klinisch tot, zweimal konnte sie wiederbelebt werden – im Rettungswagen und im Krankenhaus von Hameln. Dann wurde sie mit einem Hubschrauber zur Intensivstation der Uniklinik in Hannover geflogen.

„Die Ärzte sagen, es ist ein Wunder, dass ich überlebt habe“, sagt Kader K. Mit beiden Händen umklammerte sie damals instinktiv das Seil und hielt es so von ihrem Hals fern. Seither hat sie Schmerzen in der rechten Körperhälfte. Weil sie mit dem rechten Arm mehr Kraft aufwenden konnte, vermutet sie. Sicher ist sie nicht: Ihre Erinnerung an die Tat setzt nach den Messerstichen aus.

Seit Kader aus der Klinik entlassen wurde, tut ihr nicht nur ihre eine Körperhälfte weh: Nacken, Schulter, Arm, Hand. Auch ihr Kopf und ihre Kopfhaut schmerzen, vor allem aber ihr Herz. Es fühlt sich an, als „hätte ich einen Fremd-



körper in der Brust“. Mit einer grauen Wollmütze verdeckt sie die sichtbaren Narben auf ihrem Kopf. Gegen die unsichtbaren unternimmt sie nichts. Sie hat eine schwere posttraumatische Belastungsstörung, liegt nachts wach und fühlt sich müde und erschöpft. Tabletten sind ihr suspekt, Medikamente will sie nicht nehmen.

Kader K. ist klein und schlank und hat dunkle Augen, die mal traurig und mal entschlossen schauen. Auch im Café und in ihrer Wohnung nimmt sie die Mütze nicht ab – ihre Haare wachsen nicht mehr an den Stellen, an denen Nurettin B. ihren Schädel zertrümmert hat.

Ein Treffen mit Kader K. läuft nach ihrer Regie ab. Sie redet schnell und viel und über die Themen, die ihr am Herzen liegen. Das sind gar nicht so sehr ihr Ex-Mann und seine Tat. Das Projekt, das sie mit dem Autoverkauf und Spendenaufrufen unterstützt, baut ein Waisen-

haus im syrischen Kobane und ist nach Alan Kurdi benannt, dem syrisch-kurdischen Jungen, der 2015 im Mittelmeer ertrank. Wenn sie von ihrem eigenen Martyrium spricht, klingt sie ungläubig und wütend. Wenn sie von dem toten Flüchtlingsjungen spricht, steigen ihr Tränen in die Augen.

Früher wollte Kader K. einmal Jura studieren, ihren ausgeprägten Gerechtigkeitssinn zum Beruf machen. Doch die Schulbildung dafür fehlte ihr und seit der Attacke wohl auch die Konzentrationsfähigkeit. Manchmal träumt sie nachts, dass sie aufwacht und ihre Familie nicht mehr da ist. Dann will sie aus

„Vielleicht hilft mein Überleben ja anderen Frauen.“ Kader K. in Hameln

Angst vor weiteren Alpträumen nicht wieder einschlafen und hält sich wach. Ihre Angst ist nicht unbegründet: Eltern und Schwester werden in Deutschland nur geduldet und sind von Abschiebung bedroht.

„Noch mal alleine zu sein würde ich nicht überleben“, sagt sie. Als Jugendliche in Deutschland fehlten ihr die Eltern. Ohne die beiden war sie als Zwölfjährige mit ihrem älteren Bruder und dessen Frau aus dem kurdischen Südosten der Türkei übers Mittelmeer nach Deutschland gekommen, in einem winzigen Boot. Bei Auseinandersetzungen zwischen der kurdischen PKK und dem tür-

kischen Militär gab es auch damals Tote. Kader K.s Vater ist mehrmals verhaftet worden. Erst elf Jahre später kam die Mutter zu ihren Kindern nach Deutschland, der Vater erst im vergangenen Jahr.

Sehnsucht nach familiärer Geborgenheit war es auch, die Kader K. heiraten ließ. 2013 lernte sie Nurettin B. auf einer Kurden-Demonstration kennen. Zuvor hatte sie ihn nie auf Demos gesehen, doch jetzt war er frisch getrennt und auf der Suche. Ein älterer Mann aus Hameln arrangierte ein Treffen. Wenig später hielt B. bei Kader K.s Mutter auf Knien und in Tränen aufgelöst um die Hand der Tochter an.

Kader K. hoffte, dass die Liebe zu dem zehn Jahre älteren Mann mit der Zeit kommen würde. Doch schon bald nach der Hochzeit begann er, sie als Hure zu

Kader bewundert die Kämpferinnen der Kurdenmilizen im Syrien-Krieg und reist für prokurdische Demonstrationen durch Deutschland und Europa. Ihr ausgeprägter Gerechtigkeitsinn treibt im Zusammenwirken mit Nachrichten und Gerüchten teils wilde Blüten. Sie ist überzeugt, das Jugendamt gehe absichtlich nicht gegen pädosexuelle Täter vor, und die deutsche Regierung wolle zusammen mit dem türkischen Präsidenten die Kurden ausrotten. Warum sonst sollte Deutschland Waffen an Präsident Erdoğan liefern? Sie kann sich schnell in Rage reden.

Kader hat sich nie viel gefallen lassen. In SMS, die vor Gericht vorgelesen wurden, beschimpfte sie Nurettin B. Zum hilflosen Opfer wurde sie erst im Moment des Mordversuchs. Doch schon als sie mit

Heim brachte und nicht zu seiner Großmutter. Und die Polizei, bei der sie zwei Tage vor der Tat die Morddrohungen anzeigte. Die machte eine so genannte Gefährderansprache und hielt die für erfolgreich – eine grobe Fehleinschätzung.

Wütend macht Kader auch, dass der Täter, wie sie ihren ehemaligen Ehemann inzwischen nur noch nennt, mit 14 Jahren Haft der Höchststrafe entging. Vor Gericht zeigte er Reue und sagte ihr eine hohe Entschädigungszahlung zu. Die Reue war gespielt, davon ist sie überzeugt. Von dem versprochenen Geld hat sie noch keinen Cent gesehen. Die kleine Wohnung, in der sie mit ihrem Sohn lebt, kann sie sich nur dank Sozialhilfe und Spenden aus der Bevölkerung leisten.

Wenn Kader von dieser Hilfsbereitschaft erzählt und davon, wie fremde Menschen sie auf der Straße grüßen, manchmal sogar umarmen, ist sie wie ausgewechselt. Diese Unterstützung treibt sie an. Ebenso wie das Wissen, unbewaffnet überlebt zu haben gegen einen dreifach bewaffneten, größeren und stärkeren Mann, der jetzt 100 Kilometer entfernt im Gefängnis sitzt. Das sollen alle wissen, deshalb geht sie mit ihrer Geschichte an die Öffentlichkeit. Sie will nicht, dass irgendjemand denkt, sie würde sich verstecken: „Und vielleicht hilft meine Geschichte ja anderen Frauen.“

Am meisten Kraft, sich trotz Schmerzen und Schlaflosigkeit nicht aufzugeben, gibt Kader K. ihre Familie, vor allem ihr inzwischen vierjähriger Sohn. Als Nurettin B. auf sie losging, rannte sie nicht weg, sondern zur Hintertür des Autos. Sie wollte Cudi in Sicherheit bringen. An ihn dachte sie, als sie die Messerstiche abwehrte. „Mama, er hat dir aua gemacht“, sagt er manchmal. Auch er schläft schlecht. Sie hofft, dass er sich dennoch gut entwickelt. Vor allem soll er nicht das Frauenbild seines Vaters übernehmen. „Das wäre das Schlimmste, was ich meinem Sohn antun könnte.“

LEONIE FEUERBACH 

„Noch einmal allein zu sein – das würde ich nicht überleben.“ Sie hofft, dass ihre Eltern bleiben dürfen.

beschimpfen. Frauen seien Sklaven, sagte er, und müssten den Mund halten. Erst wollte er ihr das Rauchen verbieten, dann Treffen mit Freundinnen, schließlich die Besuche bei ihrer Mutter.

Ein Jahr nach der Hochzeit zog Kader K. aus. Eine Familienrichterin verurteilte Nurettin B. zu monatlichen Unterhaltszahlungen von 768 Euro. Als er sich weigerte, wurde sein Gehalt gepfändet. Im Tatfahrzeug fanden die Ermittler eine handschriftliche Notiz: „Jetzt wird sie von mir gepfändet. Game over.“

Als B. sich der Polizei stellte, sagte er zwei Sätze: „Ich war's.“ Und: „Zu 99 Prozent haben die Richterin und das Jugendamt Schuld an dem, was passiert ist.“

In Berichten über die Tat war von einer arrangierten Ehe die Rede und von archaischen Verhältnissen bei den Kurden. Diese Schlagworte helfen aber nur bedingt weiter, die Tat zu verstehen, zumindest, was Kader K. betrifft. Sie ist tief religiös, betet oft fünfmal täglich. Zugleich ist sie laut und selbstbewusst, raucht, trägt Jeans und hat ihr Haar vor der Attacke nie bedeckt.

heftigen Wunden und Schmerzen, Schläuchen und Kanülen aus dem künstlichen Koma erwachte, hörte sie wieder auf, es zu sein. „Fahr mich sofort nach Hause zu meinem Sohn“, befahl sie ihrem Bruder, der an ihrem Krankenbett gewartet hatte, bis sie aufwachte. Er lachte. „Das würde ich machen, wenn du es zum Auto schaffen würdest.“

Ihr früherer Mann, sagt sie, war ganz anders als sie. Nicht politisch und auch nicht religiös – auch wenn seine Tat an Foltervideos der islamistischen Terrormiliz IS erinnert. „Er ist einfach nur dumm und rückwärtsgewandt und wollte seine Frau so unterdrücken, wie sein Vater seine Mutter unterdrückt hat.“ Ihr ist wichtig, dass das nichts mit dem Islam zu tun hat. Vielleicht mit der kurdischen Kultur. Leider gebe es viele türkische Männer, Väter und Brüder, die Frauen unterdrückten.

Kader K. ist inzwischen überzeugt, dass die meisten Männer schlecht sind, Herkunft und Kultur hin oder her. Für schlecht hält sie auch das Jugendamt, das ihren Sohn nach der Tat erst mal in ein

 **Weiterlesen**

Ulrich Behmann: Novemberwut. Der Fall Kader K. – ein Verbrechen, das die Welt erschüttert hat (CW Niemyer, 15 €).

Die Rückkehr der öffentlichen Gewalt

Was hat der Amoklauf von Jens R. in Münster mit den islamistischen Selbstmordattentaten zu tun?

In das Entsetzen über die Todesfahrt des Jens R. in Münster mischte sich rasch eine gewisse Erleichterung: Gott sei Dank, wenigstens kein Muslim und kein Islamist! Es dürfte den Angehörigen und FreundInnen der Opfer zwar reichlich egal sein, von wem ihre Liebsten über den Haufen gefahren und ermordet wurden. Dennoch stellt sich eine wichtige Frage: Was haben die islamistischen Attentate der letzten Jahre – in New York, Paris, Nizza, Brüssel oder Berlin – womöglich damit zu tun, dass der deutsche Industriedesigner Jens R. aus dem Sauerland an diesem 7. April mit seinem Lieferwagen in die Menschenmenge vor dem Münsteraner „Großen Kiepenkerl“ raste?

In Deutschland kannten wir diese Art öffentlich inszenierter Gewalt bisher nur als Amoklauf. Seit im Jahr 2002 der 19-jährige Robert Steinhäuser am Erfurter Gutenberg-Gymnasium 16 Menschen und sich selbst erschoss, hat es an deutschen Schulen immer wieder Amokläufe gegeben: Eching, Emsdetten, Winnenden. Täter waren stets deutsche, sehr junge Männer: Stille Außenseiter, die meist exzessiv Killerspiele spielten und/oder Gewaltpornografie konsumierten. Mit dem Amoklauf wollten sie sich an LehrerInnen und MitschülerInnen rächen – für die gefühlte Vernachlässigung, das Ausgegrenzt- und Ignoriertwerden.

Und dann gibt es da noch die öffentliche Hinrichtung. Die aber ist importiert. Jüngstes Beispiel: Am 11. April erstach in Hamburg ein Nigerianer seine Ex-Frau und seine einjährige Tochter vor aller Augen, und zwar an einem der belebtesten Plätze der Stadt: der U-Bahn-Haltestelle Jungfernstieg. Auslöser für die Tat: Am Tag zuvor war dem 33-Jährigen, der 2015 nach Deutschland gekommen war, das

Sorgerecht für seine Tochter entzogen worden.

Am 7. Dezember 2016 hatte der Togoese Koffi W. in Kronshagen bei Kiel seine Frau auf offener Straße mit Benzin übergossen und angezündet. Delali Assigbley starb an ihren Verbrennungen. Grund für die Tat: Während die Juristin in Deutschland durchstartete und noch ein Pädagogik-Studium absolvierte, kam ihr Mann nicht zurecht. Er verlor einen Job nach dem anderen, begann zu trinken. Später wird er sagen: „Ich konnte meine Rolle als Vater und Ehemann nicht spielen.“

Am 19. November 2016 hatte Nurettin A. seine Ex-Frau Kader in Hameln an seiner Anhängerkupplung durch die Straßen und fast zu Tode geschleift (siehe der vorstehende Bericht).

Diese Art öffentlicher Hinrichtung wird bisher quasi ausnahmslos von Tätern begangen, die aus anderen Kulturen stammen. Kulturen, in denen Frauen Menschen dritter Klasse sind, deren Ausbruch aus der festgezurrtten Geschlechterrolle für diese Männer eine Ungeheuerlichkeit ist, die streng bestraft wird, im Zweifel mit dem Tode.

Sicher: Auch deutsche Männer sind gewalttätig gegen Frauen, und das in epidemischem Ausmaß. Doch knapp 50 Jahre

Erwachsene deutsche Männer, die ihre mörderischen Rachezüge spektakulär inszenieren, waren bisher unbekannt.

nach Aufbruch der Frauenbewegung findet diese Gewalt in der Regel hinter verschlossenen Türen statt. Denn sie ist inzwischen gesellschaftlich geächtet.

Welche Folgen nun kann es haben, wenn Täter wie Koffi W. oder Nurettin A. ihre widerspenstigen Frauen so öffentlich abstrafen? Und was hat das mit den Kölner Silvester-Tätern und den islamistischen Attentätern zu tun?

Was wir schon kannten, war das so genannte „Familiendrama“: Erwachsene deutsche Männer, deren Frau sie verlassen will oder verlassen hat, bringen sie aus „gekränkter Männerehre“ um, nicht selten auch die gemeinsamen Kinder und manchmal auch sich selbst. Was wir bisher nicht kannten, waren erwachsene deutsche Männer, die in eine Lebenskrise geraten und ihren Selbstmord nicht nur spektakulär inszenieren, sondern dabei andere, fremde Menschen mitnehmen. Wie Jens R. in Münster. Oder wie Andreas Lubitz, der am 24. März 2015 ein Germanwings-Flugzeug mit 149 Menschen vor eine Felswand flog. „Die grandiose Zerstörung macht das Verbrechen von Andreas Lubitz einem terroristischen Anschlag vergleichbar“, hatte der Heidelberger Psychiater Rainer Holm-Hadulla damals in einem Beitrag für die FAZ erklärt. Und hat sich womöglich auch Jens R., der offenbar der Welt die Schuld an seinem Scheitern gab, in eine archaische Männlichkeits-Inszenierung geflüchtet? An Beispielen gleich vor der Haustüre mangelt es neuerdings nicht.

Eins steht leider fest: Alle Menschen, die diese öffentlich inszenierten Gewalttaten begehen, sind männlich. Und es sieht ganz so aus, als ob gerade Benzin in die Glut gegossen wird, die hierzulande dabei war, langsam zu erlöschen.

CHANTAL LOUIS 

Er erscheint im Gerichtssaal des Stuttgarter Landgerichts, wie er auch in den Fernsehstudios der Nation aufgetreten war: Schwarzer Anzug, offenes weißes Hemd, Föhnfrisur. Nur, dass Jürgen Rudloff diesmal nicht spricht. Er zieht es vor zu schweigen, spricht: sich bis auf weiteres nicht zu den Vorwürfen zu äußern, die Oberstaatsanwalt Peter Holzwarth gegen ihn vorträgt. Die Anklage lautet: „Beihilfe zum schweren Menschenhandel und Zuhälterei“, „versuchte gewerbs- und bandenmäßige Förderung des Menschenhandels“ sowie „gewerbsmäßiger Betrug“.

Eineinhalb Stunden braucht der Staatsanwalt, um die Anklageschrift zu verlesen. Was er vorträgt, ist erschütternd. Und es klingt ganz anders als das, was Bordellbesitzer Rudloff bis vor nicht allzu langer Zeit vor laufenden Mikrofonen und Kameras über sein Wellness-Bordell „Paradise“ in Leinfelden-Echterdingen zum Besten geben durfte.

Im Grunde sei er nur eine Art Hotelier, der Frauen und Freiern „den perfekten Baukörper“ zur Verfügung stelle, hatte der 64-jährige „Bordellunternehmer“ stets erklärt. Die „Damen“ in seinem

Haus arbeiteten freiwillig und selbstständig, verhandelten die Preise mit den Freiern nach ihren Vorstellungen. Alles sauber, alles super. Zuhälterei? Menschenhandel? „Da bin ich der gröschte Gegner davon.“ Ach, wirklich?

Oberstaatsanwalt Holzwarth schilderte gleich mehrere Beispiele von Frauen, die sich im „Paradise“ prostituierten – und Grauensvolles erdulden mussten. Denn Rudloffs „Wellness-Oase“ wurde, so die An-



Der gestürzte Bordellkönig Vor Gericht steht das System

Früher saß er gern in Talkshows, jetzt sitzt er auf der Anklagebank. Am 13. März hat der Prozess gegen Jürgen Rudloff begonnen. Vor Gericht steht nicht nur der Stuttgarter Bordellbetreiber, sondern viel mehr: das ganze deutsche Prostitutions-System.

klage, von Rockerbanden mit Frauen beliefert. Die sorgten dafür, dass Rudloffs fünfstöckiges Großbordell, in dem sich täglich rund 150 Freier die Verfügungsgewalt über einen oder auch mehrere Frauenkörper kauften, immer mit genügend „Frischfleisch“ bestückt war. Alles andere wäre nämlich schlecht fürs Geschäft gewesen.

„Ein reibungsloser und profitabler Geschäftsablauf war (...) nur gewährleistet, wenn eine hohe Anzahl an Prostituierten,

die sich den Vorgaben bezüglich Arbeitszeiten, Kleidung, Service und Preise unterwarfen, zur Auswahl für die Freier bereitstanden“, erklärte der Oberstaatsanwalt das Prinzip. Das gilt in Deutschland für alle Großbordelle der Marke „Paradise“. Und weiter in der Anklage: „Um über eine ausreichende Anzahl an Prostituierten in den Häusern zu verfügen, pflegten die Angeklagten aufgrund gemeinsamer Absprache unmittelbar nach Eröffnung des „Paradise“ in Leinfelden-Echterdingen Kontakte zu ihnen bekannten Personen aus dem Rocker- und Türstehermilieu, namentlich zu Angehörigen und Sympathisanten der Hells Angels und United Tribuns, die ihres Wissens stets Prostituierte an der Hand hatten, welche dem eben genannten Anforderungsprofil entsprachen.“

Aus dem Amtsdeutschen übersetzt heißt das: Männer, die der Organisierten Kriminalität zuzurechnen sind, zwingen Frauen, im „Paradise“ anzuschaffen. Und zwar so: Sie bedrohten die Frauen, ihnen „die Knochen zu brechen“ oder ihnen das „Gesicht mit einem Teppichmesser zu zerschneiden“. Sie zwangen sie, sich den Namen ihres Zuhälters auf den Bauch tätowieren zu lassen. Die Frauen mussten auch dann

ins Bordell, wenn sie krank waren oder Schmerzen hatten. Ein paar Beispiele: Einer der Zuhälter, der „seine“ Frau von elf Uhr morgens bis drei Uhr nachts ins Bordell zwang, schlug sie mit einem Duschkopf blutig. In einem anderen Fall flehte eine Frau bei einer Polizeikontrolle auf der Autobahn: „Holen Sie mich hier raus!“ Die Polizei trennte die Frau von ihrem Zuhälter, doch sie ging zu ihm zurück, als der drohte, ihrer Mutter Gewalt anzutun.

Ex-Bordellbetreiber Jürgen Rudloff (re) und „Pressesprecher“ Michael Beretin: Gut bekannt mit den Hells Angels und „begeischert“ vom Prostitutionsgesetz.



Diese Fälle sind völlig unstrittig. Denn nachdem die Polizei am 30. November 2014 bei einer Großrazzia Rudloffs Bordelle in Stuttgart, Saarbrücken, Frankfurt und Graz durchsucht hat, wird ein Verfahren gegen 15 Beschuldigte eröffnet. Elf der Angeklagten sind inzwischen zu Haftstrafen zwischen einem und sechs Jahren verurteilt worden. Die Tatbestände: Menschenhandel, Körperverletzung, Vergewaltigung.

Aus diesen Prozessen zitiert der Oberstaatsanwalt am Tag der Prozess-Eröffnung in aller Ausführlichkeit. In diesem letzten Prozess stehen nun die letzten vier der ursprünglich 15 Angeklagten vor Gericht: Neben Chefbordellier Rudloff auch sein ehemaliger „Pressesprecher“ Michael Beretin. Auch Beretin war gern geladener Talkshow-Gast und durfte in einer RTL2-Serie sogar als „Rotlicht-Experte“ Bordelle testen, Test-Freier inbegriffen. Der 51-Jährige ist zehnfach vorbestraft, unter anderem wegen Körperverletzung.

Unstrittig ist auch die Verbindung beider Herren zu den Rockerclubs. Diese Connection haben weder Rudloff noch Beretin jemals bestritten. Der Bordellchef war Trauzeuge des Reutlinger Hells Angels-Chefs. Er traf die Hells Angels auf Mallorca. Da versuchten sie offenbar, neue Bordelle aufzuziehen, bald darauf wurde der deutsche Hells Angels-Chef Frank Hanebuth verhaftet. In den Ermittlungsakten war von Schlägen, Hundezwängern und erzwungenen Brust-Vergrößerungen die Rede.

Für den Bildband „Die letzten Krieger“ über die Hells Angels schrieben Rudloff und Beretin ein Grußwort. Auf die guten Kontakte des Herrn Rudloff zu den Rockern angesprochen, erklärte sein „Pressesprecher“ frank und frei: Wenn man seit 30 Jahren im Rotlichtgewerbe aktiv sei, seien solche Verbindungen „ganz normal“. Nur: Dass und mit welchen Methoden Hells Angels und United Tribuns Frauen in sein Bordell zwangen – davon will Bordellchef Rudloff nichts gehannt haben.

Ein Jahr lang wird sich das Gericht jetzt Zeit nehmen, um das schmutzige Geschäft des Saubermanns Rudloff zu

durchleuchten, der Prozess ist bis März 2019 terminiert. Auf der Anklagebank sitzt in diesem Jahr nicht nur der Stuttgarter Bordellier, sondern das gesamte deutsche Prostitutions-System.

Am 1. Januar 2002 war in Deutschland die Reform des Prostitutionsgesetzes in Kraft getreten. Prostitution war nach dem Willen der rot-grünen Regierung nun nicht länger „sittenwidrig“ und die „Förderung der Prostitution“ von nun an nicht mehr strafbar. Die fatale Reform machte Deutschland zur Drehscheibe des europäischen Menschenhandels, zum Reiseziel für Freier aus aller Welt – und zum Goldtopf für Bordellbetreiber wie Jürgen Rudloff. „Ich bin sehr begeischert, dass der deutsche Staat diese Legalisierung ins Leben gerufen hat“, erklärte der Schwabe Rudloff. „Ich habe dadurch nur Vorteile genießen können.“ Vorteil Nr. 1: Aus dem vormaligen „Bordellkönig“ mit dem Schmutzimage wurde der „Bordellunternehmer“ umworbener Kunde bei den Banken. Der war nun gern gesehener Gast in Talkshows. Vorteil Nr. 2: Weil die „Förderung der Prostitution“ nicht mehr strafbar war, durften aus den ehemaligen Kaschemmen nun „luxuriöse Freizeitbetriebe“ werden. So pries Rudloff sein „Paradies“ im Gewerbegebiet vor den Toren von Stuttgart in einer Broschüre für Investoren (deren Millionen er laut Anklage dann teilweise veruntreute). Auf 5.000 Quadratmetern mit „Oriental Lounge“, „Schneeparadies“ und VIP-Lounge fand ab 2008 das Geschäft mit der Ware Frau statt. Und Jürgen Rudloff, dessen vier Kinder die Waldorfschule besuchten, wurde zum Vorzeige-Bordellier. Der dafür sorgen musste, dass seine „Kunden“ immer genügend und frische „Ware“ vorfanden.

Dieses Problem hatten und haben alle „Wellness“-Bordelle, die seit der deutschen Prostitutionsreform wie Pilze aus dem Boden schossen, und die – auch das eine Errungenschaft der Prostitutionsreform –

auf ihren Werbetafeln „100 Girls von 11 bis 7 Uhr“ anpreisen.

Polizeiexperten aus dem Rotlichtmilieu wissen schon lange, wie Bordellbetreiber dieses Problem gewöhnlich lösen. „Die Bordellbetreiber bestellen sich bei den Zuhältern Frauen wie aus dem Katalog“, weiß der Augsburger Kommissar Helmut Sporer. Rockerbanden übernehmen in Bordellen häufig auch die Aufgabe der „Security“, um zu gewährleisten, dass keine Frau unbefugt das Bordell verlässt. „Nur so, also mit strengen Hausregeln, oft auch verbunden mit einer Art Kasernierung in angegliederten Wohnheimen, funktioniert dieses System.“

„Die Organisierte Kriminalität hat das Prostitutions-Gewerbe im Griff“, weiß auch Manfred Paulus. „Wir haben heute Vorzeige-Bordelle mit Marmor und Edelstahl“, sagt der pensionierte Ulmer Kommissar, der 30 Jahre lang im Rotlichtmilieu ermittelt hat und heute Präventionsarbeit in Osteuropa macht. „Aber das schließt nicht aus, dass sich dahinter Zuhälter und hinter denen irgendeine GmbH & Co. KG verbergen. Und wenn wir hinter diese Briefkastenfirmen schauen, dann entdecken wir möglicherweise albanische Clans, die Russenmafia oder die Hells Angels.“

Im Falle Rudloff scheint die Sache allerdings gar nicht so kompliziert. Inzwischen dürften auch die letzten begriffen haben, dass die Trennung zwischen „sauberer, freiwilliger“ Prostitution und „schmutziger Zwangsprostitution“ eine Schimäre ist. Jürgen Rudloff jedenfalls weiß, wovon er redet. Als er in einer Talkshow von Alice Schwarzer gefragt wurde, wie er es fände, wenn seine Tochter im „Paradies“ anschaffen ginge, antwortete er: „Es würde mir das Herz zerreißen.“

CL 

 emma.de

Eine ehrenwerte Gesellschaft (4/16),
Ein Paradies für Freier und Menschenhändler (2/12), Thema: Prostitution

ABRAMOVIĆ IS PRESENT

Ihr Weg hat die heute wohl berühmteste Performerin von Belgrad über Deutschland und Holland nach New York geführt, wo sie heute lebt. Dort hatte sie 2010 im MoMa mit ihrer Performance „The artist is present“ weltweit Aufsehen erregt. Jetzt kehrt Marina Abramović nach Deutschland zurück. Die Bundeskunsthalle Bonn präsentiert eine Gesamtschau mit Werken aus über 50 Jahren dieser so leidenschaftlichen, rastlosen wie vielfältigen Künstlerin: Filme, Fotografien, Objekte, Installationen und Malerei. „Die Künstlerin ist anwesend“, zumindest in den Eröffnungstagen.

Die Fotos auf diesen Seiten zeigen Marina Abramović 1974 in Neapel. Dort posierte sie sechs Stunden lang in einer Galerie. Die Anwesenden waren aufgefordert, mit den bereitliegenden 72 Utensilien – von einer Rose über ein Messer bis hin zu einer geladenen Pistole – mit der Künstlerin zu machen, „was sie wollen“. Ein Mann zog ihr die Bluse aus. Andere betatschten sie. Und ein weiterer Mann konnte nur im letzten Augenblick daran gehindert werden, Abramović zu erschießen. Die Performance musste abgebrochen werden.

Diese Künstlerin holt das Innerste nach außen. Nicht nur bei anderen, sondern auch bei sich selbst. Schmerz ist ihr zentrales Thema.

Vor zwei Jahren hat Marina Abramović eine sehr aufschlussreiche, radikale Autobiografie veröffentlicht. Die beginnt am 30. November 1946 in Belgrad, dem Tag ihrer Geburt. Und sie geht bis Anfang 2016 – und macht unmissverständlich klar, dass es weitergehen wird, mit der Arbeit, mit der Liebe – und mit dem Schmerz.

Marina ist die Tochter von Partisanen, von Helden des Widerstands. Die Eltern retten sich gegenseitig das Leben im Kampf und machen sich später dasselbe im Frieden zur Hölle. Der charmante Vater betrügt die Mutter, bis die die Nerven verliert – und er einen Vorwand hat zu gehen. Donica, Marinas Mutter, eine tüchtige elegante Frau großbürgerlicher Herkunft und kommunistischer Überzeugung, konzentriert sich fortan auf drei Dinge: ihren Beruf, das Vergöttern ihres Sohnes und die Kontrolle ihrer Tochter.

Zum Glück ist da noch die emotional starke Großmutter, eine so gläubige wie abergläubische Katholikin. Von ihr hat die Enkelin wohl das Mystische. Als Marina schon längst eine bekannte Künstlerin ist, lebt sie noch bei ihrer Mutter, bis zum Alter von



Rhythm 0, Neapel 1974, Tisch mit 72 Objekten. Abramović: „Auf dem Tisch befinden sich 72 Gegenstände, die man nach Belieben an mir verwenden kann. Ich bin der Gegenstand.“
Fotos: Donatelli Sbarra



29. Und ist abends pünktlich um 22 Uhr zuhause, so wie die Mutter es verlangt.

Doch dann explodiert sie. Es sind die 1970er Jahre. Die unangepasste, unvermarktbar Performance-Kunst steht in heller Blüte. Abramović geht bis zum Äußerten und riskiert nicht selten ihr Leben für die Kunst. Zum Beispiel, als sie sich in Belgrad in einen um sie herum brennenden Stern (das Zeichen der jugoslawischen Revolution) legt, das Bewusstsein verliert und beinahe verbrennt. Oder als sie 1973 in Edinburgh ihre Performance *Rhythm 10* macht, bei der sie sich in steigender Geschwindigkeit ein scharfes Messer zwischen die – rasch blutenden – Finger hackt.

1975 begegnet Abramović in Amsterdam dem deutschen Fotografen Ulay. Der Mann, der eine Hälfte seines Gesichtes geschminkt hat wie eine Frau, und die andere Hälfte trägt wie ein Mann, wird zur anderen Hälfte der Partisanentochter. Die beiden leben und arbeiten zwölf Jahre zusammen, davon vier Jahre in einem ausgebauten Bus und quasi ohne einen Pfennig.

In ihren Performances, in denen beide oft nackt sind, laufen sie aufeinander zu oder voneinander weg, knallen gegen Hindernisse oder spannen zwischen sich Pfeil und Bogen. Der Pfeil ist dabei auf sie gerichtet. Das hätte ihr zu denken geben müssen.

Die letzte gemeinsame Performance der beiden ist der mit unvorstellbaren bürokratischen und natürlichen Hindernissen gepflasterte Weg über die chinesische Mauer. 90 Tage lang. Jeder rund 2.000 Kilometer. Sie kommt von Osten, er von Westen – in der Mitte wollen sie sich treffen und heiraten. Aber stattdessen trennt er sich von ihr und heiratet eine andere. Marina war ihm wohl zu stark geworden.

Das wird ihr später noch einmal passieren. Auch der schöne Paolo verlässt sie nach zwölf Jahren, um sein „Ich wiederzufin-



Performance „The Cleaner“ 2017

den“. Das erschüttert Marina tief, aber macht sie in der Arbeit letztendlich nur unabhängiger und stärker. Schmerz ist ihr lebenslanges Motiv. Und der scheint so tief zu sein, dass sie ihn oft nur mit selbstzugefügten Schmerzen übertönen kann.

Marina Abramović ist, so leidenschaftlich wie diszipliniert, lebenslang auf der Suche nach der Selbsterkenntnis und dem Unfassbarem: bei den Aborigines in Australien, bei den Lamas in Tibet oder bei den Schamanen in Brasilien. Dort zieht die Hyperaktive sich immer wieder in Stille und Besinnung zurück.

Heute ist Marina Abramović in New York Teil der angesagten Kunstszene und hat ein Performance-Institut gegründet. Als Lehrerin will sie diese so existenzielle aber flüchtige Kunst festhalten und weitergeben. Eine ihrer Schülerinnen war Lady Gaga. Auch die hat unter Marinas Regie vier Tage lang gehungert und geschwiegen – auf der Suche nach den Wurzeln ihres Schmerzes und ihrer Revolte.

In Bonn wird das Werk der so meditativen wie kämpferischen, vor allem aber kreativen Partisanentochter bis zum 12. August zu sehen sein. Sie wird unter anderem ihre Performance *Work Relation* mit dem einstigen Gefährten Ulay aus dem Jahr 1978 wieder aufführen – und die beiden werden zum ersten Mal nach über dreißig Jahren wieder zusammen auftreten. Mit ihm zusammen hatte sie in den frauenbewegten Jahren viele Geschlechterkampf-Performances entwickelt.

Die aktuelle Ausstellung von Marina Abramović trägt den Titel „The Cleaner“ – diesmal nimmt Marina gleich beide Schüppchen selber in die Hand. Die Ausstellung geht 2019 nach Belgrad. Dann schließt sich der Kreis.

ALICE SCHWARZER 

© Marina Abramović. Foto: © Marco Anelli/Courtesy of the Marina Abramović Archives/VG Bild-Kunst

„The Artist is Present“ 2010



i Information

„Marina Abramović: The Cleaner“, Bundeskunsthalle Bonn bis 12.8.2018. Katalog bei Hatje Cantz (39.80 €). Autobiografie: *Durch Mauern gehen*. (Luchterhand, 28 €). marinaAbramovic.com

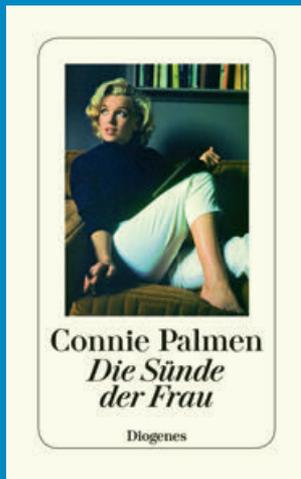
MUTIG WIE MARINA RADIKAL WIE ABRAMOVIC

SEIT 41 JAHREN GEHT EMMA VORAN. SPRICHT UN-
AUSSPRECHLICHES AUS. UND: DENKT UND HANDELT
WEITER! GEGEN STAGNATION UND BACKLASH.
EMMA JETZT ABONNIEREN!
FÜR NUR 48 EURO IM JAHR.
DAZU ZWEI BUCHGESCHENKE!

ODER

DIE ANALYSE

Für Stärke bezahlen Frauen
mit Selbstdestruktion.
So Palmens These zu
u. a. Marilyn Monroe
und Patricia Highsmith.



DER AUGENÖFFNER

über die Ursachen
und Folgen von
Pornografie



DIE WAHRHEIT

Das im Mai 2016 von
Alice Schwarzer veröffent-
lichte Buch schaut nicht
weg, sondern sieht genau
hin. (Das Geschenk beim
Bankeinzug)

Viele Wege führen zum EMMA-Abo:

→ www.emma.de/abo → Anrufen: 0711/7252 285

JA, ICH WILL/VERMITTELE DAS EMMA-ABO ZUM PREIS VON 48 EURO. PLUS BUCHGESCHENKE!

- Ich abonniere für mich persönlich. (E0318)
- Ich verschenke ein Abo. (G0318)
- Ich vermittele ein Abo. (V0318)

Meine Adresse:

Name, Vorname _____
Straße, Hausnummer _____
PLZ, Ort _____

EMMA erscheint in der EMMA Frauenverlags GmbH,
Geschäftsführerin Alice Schwarzer, Bayenturm, 50678 Köln,
HRB 7742 Köln.
Preis 48 € (75 Sfr) im Jahr, Versand gratis in Deutschland,
Schweiz und Österreich. Weiteres Ausland zzgl. Versandkosten.
Nach dem ersten Jahr kann ich jederzeit kündigen.

Ich möchte folgendes Buch-Geschenk (ankreuzen):

- „Die Sünde der Frau“ (G057/G058)
- „Pornland“ (G052/G059)

Das Buch-Geschenk geht an:

- mich
- die Beschenkte/Vermittelte

Gezahlt wird:

- per Rechnung
- per Einzugsermächtigung.
Dafür gibt es ein zweites Buch-Geschenk.

IBAN _____
BIC _____
Datum, Unterschrift _____

Die geschenkte/vermittelte EMMA geht an:

Name, Vorname _____
Straße, Hausnummer _____
PLZ, Ort _____

**Coupon an: EMMA Abo-Service,
Postfach 81 06 40, 70523 Stuttgart**

Widerrufsgarantie Sie können Ihren Vertrag innerhalb von 14 Tagen ohne
Angabe von Gründen in Schriftform widerrufen. Das Widerrufsformular
finden Sie unter www.emma.de/widerruf. Zur Wahrung der Frist genügt
die Absendung an: EMMA Abo-Service, Postfach 810640, 70523 Stuttgart,
E-Mail emma@zenit-presse.de, Fax 0711/725 23 33.

SEPA-Lastschriftmandat Ich ermächtige den ZENIT-Vertrieb, wiederkeh-
rende Zahlungen mittels Lastschrift von meinem Konto einzuziehen. Zu-
gleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Vertrieb auf mein Konto
eingezogene Lastschrift einzulösen. Hinweis Ich kann innerhalb von 8 Wo-
chen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten
Betrages verlangen.



Ich bin KundIN!

Sie hat verloren. Aber Marlies Krämer wäre nicht Marlies Krämer, wenn sie das deprimieren würde. Im Gegenteil. Ein Anruf bei der 80-Jährigen im saarländischen Sulzbach bestätigt: Marlies ist auch nach ihrer Niederlage vor dem Bundesgerichtshof kampfeslustig wie eh und je. „Ich bin ganz geplättet von dem vielen Zuspruch, den ich bekommen habe“, sagt sie. Einen ganzen Aktenordner voller Dankeschreiben habe sie zu Hause liegen. „Die halten meinen Motor am Laufen, bis das Ziel erreicht ist!“

Das Ziel lautet: Marlies Krämer möchte in den Formularen ihrer Sparkasse nicht länger als „Kunde“ und „Kontoinhaber“ bezeichnet werden, sondern als „Kundin“ und „Kontoinhaberin“. Um das zu erreichen, klagt sie sich seit Jahren durch die Instanzen. Denn: „Sprache ist der Schlüssel zur Gleichberechtigung! Sie ist Ausdruck von Denken, Fühlen, Tun und Handeln.“

Eigentlich, so dachte man und frau auch, hätten das inzwischen alle begriffen: von der Stadtverwaltung in Kleinkleckersdorf, die ihre Website selbstverständlich „gendert“, bis zur Bundeskanzlerin, die routinemäßig von „Bürgerinnen und Bürgern“ spricht. Doch was längst auch Standard der Nachrichtensprache ist, die Ansprache beider Geschlechter, ist beim Deutschen Sparkassen- und Giroverband (geleitet von drei Herren) offenbar noch nicht angekommen.

Und auch die Karlsruher Richter und Richterinnen (!) des BGH verweigern sich den Erkenntnissen aus vier Jahrzehnten

Marlies Krämer (Foto) ist es zu verdanken, dass der Bundestag schon vor 20 Jahren die Personalausweise „gendert“ hat. Jetzt kämpft sie dafür, dass Frauen in Bankformularen nicht länger „mitgemeint“ sind.

feministischer Sprachreflexion. Sie konnten in der sprachlichen Auslöschung von Frauen in den Bank-Formularen keinerlei Benachteiligung erkennen und wiesen Mitte März die Klage von Marlies Krämer ab. Die erstaunliche Begründung: „Der Bedeutungsgelhalt grammatisch männlicher Personenbezeichnungen kann nach dem allgemein üblichen Sprachgebrauch und Sprachverständnis Personen umfassen, deren natürliches Geschlecht nicht männlich ist.“ Dies bringe aber „keine Geringschätzung zum Ausdruck“. Will heißen: Wer Mann sagt, kann auch Frau meinen. Die Frage, wie es kommt, dass dieses angeblich so undiskriminierende Prinzip nicht umkehrbar ist, ließen die RichterInnen leider unbeantwortet.

Marlies Krämer, Jahrgang 1937, hat noch erlebt, dass Frauen ohne Erlaubnis ihres Mannes kein Konto eröffnen durften (ist erst seit 1958 gestattet). Sie durfte als Mädchen kein Abitur machen und wurde stattdessen Verkäuferin – und Feministin. Ihr Hauptkampfplatz: die geschlechtergerechte Sprache.

Schon in den 1990er-Jahren hatte sie sich deshalb geweigert, ihren Personalausweis vom Amt abzuholen, solange sie darin als „Inhaber“ bezeichnet wurde. 1997 hatte Marlies mit ihren unermüdlichen Schriftwechseln Erfolg. Seither steht in deutschen Personalausweisen: „Unterschrift der Inhaberin/des Inhabers“.

Damals besuchte Marlies mit ihren dicken Aktenordnern die EMMA-Redaktion und

erzählte uns ihren Weg: von der verwitweten Mutter, die ihre vier Kinder als Küchenhilfe durchbrachte, zur Soziologie-Studentin und feministischen Sprach-Kämpferin. Demnächst wird ihr aktuelles Anliegen dann vor dem Bundesverfassungsgericht behandelt, das Marlies Krämer jetzt anrufen wird. Schließlich ist sie das Kämpfen gewohnt, das Verlieren ihrer Kämpfe hingegen nicht. Auf ihrem Spendenkonto sind schon beachtliche Beträge eingegangen. „Und wenn das Verfassungsgericht die Klage ablehnt, bleibt immer noch der Europäische Gerichtshof“, verkündet die Hartnäckige. „Der hat ja damals auch die Sache mit den Personalausweisen positiv entschieden.“

Anderorts ist mensch schon viel weiter. Zum Beispiel in Österreich und Kanada. Beide Länder haben sogar ihre Nationalhymnen gendert. Im Nachbarland heißt es nun statt „Heimat, bist du großer Söhne“: „Heimat, großer Töchter, Söhne“. Und im Land des erklärten Feministen Justin Trudeau soll künftig nicht mehr nur in Kanadas Söhnen der Patriotismus erweckt werden, sondern in „uns allen“.

In Deutschland hingegen erhob sich das übliche Gejammer und Haben-wir-denn-nichts-Wichtigeres-zu-tun-Genöhl, als die Gleichstellungsbeauftragte im Bundesfamilienministerium, Kristin Rose-Möhrling, vorschlug, dass auch die deutschen Bürgerinnen in der Hymne auftauchen sollten. Und auch die Kanzlerin hatte nichts Besseres zu tun, als zu erklären, sie sei „mit unserer schönen Nationalhymne in ihrer traditionellen Form sehr zufrieden“.

A propos Bürgerinnen. Die Stadt Sulzbach hat angekündigt, Marlies Krämer für ihre Verdienste mit der Bürgermedaille zu ehren. Doch die Geehrte verweigerte sich: „Die kann ich nicht annehmen. Ich bin schließlich kein Bürger, sondern eine Bürgerin!“ Die Sprachkämpferin schlug vor, die Auszeichnung in „Ehrenmedaille“ umbenennen. Der Stadtrat hat abgelehnt. Er wäre gut beraten, diese Entscheidung noch einmal zu überdenken. **CL** 

Spendenkonto: www.gofundme.com/kundinnen

 **emma.de**

Porträt Marlies Krämer (3/97), Geschlechtsumwandlung im Grundgesetz (6/13)

Wieso haben Sie das Treffen der Theatermacherinnen initiiert?

Nicola Bramkamp Wir im Theater thematisieren auf der Bühne gerne gesellschaftliche Missstände. Doch hinter den Kulissen herrschen prekäre, teils sehr hierarchische, patriarchale Strukturen. Laut einer Studie von Kulturstatsministerin Monika Grütters ist die Frauenquote am Theater erschreckend gering: 70 Prozent aller Inszenierungen stammen von Männern, nur 22 Prozent der Intendanzen sind weiblich besetzt. Deutschland ist Schlusslicht im europäischen Vergleich bei der gleichen Bezahlung von Männern und Frauen im kulturellen Bereich! Grund genug für uns Theatermacherinnen, uns zu vernetzen und über die „brennenden Themen“ zu diskutieren.

Was waren denn die brennenden Themen?

Die üblichen: Gender Pay Gap, Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die zu geringe Anzahl von Frauen in Führungspositionen, also Frauenquoten. Und wir haben viel über ästhetische Fragen diskutiert: Was für Rollenbilder vermitteln wir im Theater? Wieso gibt es so wenig starke Frauenfiguren im Stücke-Kanon? Wie kriegen wir mehr Diversität auf und hinter der Bühne realisiert? Und es ging natürlich auch um Netzwerken und gegenseitiges Schulterklopfen.

Hat die #MeToo-Debatte keine Rolle gespielt?

Die war natürlich ein großes Thema! Es gibt bisher wenig öffentlich bekannt gewordene Fälle an deutschen Theatern, das hat, glaube ich, viel mit Scham und einem fehlenden Schutzraum zu tun. Machtmissbrauch und sexuelle Diskriminierung kennt fast jede Frau im Theater, vor allem, wenn sie auf der Bühne arbeitet. Darum haben wir uns in Bonn nur ‚unter uns‘ getroffen, Männer waren nicht eingeladen. Die Energie, wenn Frauen einmal offen und unter sich reden, war spektakulär und wirkt für mich noch immer nach. Wir haben uns Mut gemacht und natürlich auch viel offener über die eigenen Erlebnisse

Die #MeToo-Debatte ist auch am Theater nicht vorbei gegangen. In Bonn haben sich nun 350 Theatermacherinnen getroffen, um die „Burning Issues“, die brennenden Themen, abzuklopfen. Eine Premiere. Ins Leben gerufen hat sie Nicola Bramkamp (Foto li), bis Sommer 2018 noch Schauspielspielfeldirektorin in Bonn, zusammen mit der Bochumer Schauspielerin Lisa Jopt. Im EMMA-Interview erklärt Theatermacherin Bramkamp, worum es ging. Und was als nächstens geplant ist.

sprechen können. Es gibt jetzt ein großes Gefühl der Solidarität: Du bist nicht allein!

Wer war denn alles dabei?

Es waren 350 Frauen da. Über weitere hundert standen auf der Warteliste, aber konnten aufgrund der räumlichen Kapazitäten nicht teilnehmen. Tontechnikerinnen, Regie-Assistentinnen, Intendantinnen, Schauspielerinnen, Ausstatterinnen, Kuratorinnen, Dramaturginnen, Autorinnen, Betriebsdirektorinnen – fast aus jeder Berufs- und Altersgruppe sind die Frauen angereist. Unglaublich! Das zeigt wie groß der Leidensdruck und der Wunsch nach Veränderung auch am Theater ist.

Ist auch konkret etwas passiert?

Es gibt mit der Gründung von „Pro Quote Bühne“ jetzt eine sehr starke Initiative, die auch bei unserem Treffen ihre Arbeit vorgestellt hat. Dann wird es im Bühnenverein, dem Arbeitgeberverband, eine Arbeitsgruppe geben, die sich verstärkt um die Aufarbeitung bzw. Prävention von geschlechtsspezifischer Diskriminierung kümmern soll. Und Arbeitsgruppen, die sich der ästhetischen Themen annehmen. Und alle Teilnehmerinnen haben sich verpflichtet, in ihrem jeweiligen Arbeitsumfeld von nun an aktiv für die Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit einzutreten. Männer dürfen sich natürlich auch engagieren!

Wie machen Sie denn selbst nun weiter?

Lisa und ich arbeiten an einer baldigen Folgeveranstaltung und verhandeln darum gerade mit möglichen Kooperationspartnern. Denn es gibt noch viel zu tun und die Energie aller Teilnehmerinnen ist gigantisch – das sollte nicht verpuffen. 

Theaterfrauen: Vorhang auf!



Das Gespräch führte Alexandra Eul.



„Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge“ sind oft in den Schlagzeilen – und immer sind damit Jungen gemeint. Aber was ist eigentlich mit den Mädchen? Die fliehen meist vor Gewalt und Zwangsheirat. Und wenn sie Glück haben, landen sie bei „Porto Amal“ in Bielefeld.

GEFLÜCHTETE MÄDCHEN

Endlich angekommen!

Das Wort „Milch“ ist eine echte Herausforderung, wenn man aus Eritrea kommt. Gazal kennt es zwar schon und tippt mit dem Finger gleich auf das richtige Bild in ihrem Deutschbuch. Aber die Aussprache ist so verdammt schwierig. „Mii...lll...ch“ sagt sie ganz langsam und ihre Zunge kämpft hörbar mit der ungewohnten Konsonanten-Kombination. Aber weiter geht's, nächstes Wort: Zahn. Das kennt Gazal noch nicht. Fragend schaut das schwarze Mädchen mit den braunen Flechtzöpfen auf die junge blonde Frau, die neben ihr an dem langen Holz-Esstisch sitzt. Franziska ist angehende Ergotherapeutin und macht ein Praktikum hier bei „Porto Amal“. Da steht statt Ergotherapie auch schon mal Deutschlernen an. Franziska öffnet den Mund und tickt auf ihren Schneidezahn. Gazal begreift. „Ah, okay! Sssahn“, sagt sie und lächelt. Franziska lächelt zurück.

An der Wand gegenüber hängen die Pläne mit den Haushalts-Diensten. „Tisch decken und fegen“, „Tisch abdecken und Müll raus“, „Abendbrot vorbereiten mit Betreuerin“ – alles ist per Zeichnung erklärt. Und auch nebenan in der Küche zeigen Bilder, was sich im jeweiligen Schrank verbirgt: Tassen, Töpfe, Schneebeesen. Nudeln, Kartoffeln, Bulgur. Plus das deutsche Wort in Singular und Plural: „das Glas, die Gläser“.

Sie können meist kein einziges Wort Deutsch, wenn sie hier ankommen. Aus welchen Ländern die hier lebenden 13

Mädchen geflüchtet sind, zeigt eine Weltkarte im Flur. Bunte Fäden sind gespannt von ihren Heimatländern Somalia, Guinea, Jemen, Irak oder Syrien hierher nach Bielefeld, zu „Porto Amal“. Amal ist ein arabischer Mädchename und bedeutet „Hoffnung“. „Porto“ heißt Hafen. „In einem Hafen kommt man an. Und dann geht es von dort aus weiter“, erklärt Birgit Hoffmann, Geschäftsführerin des Bielefelder Mädchenhauses, das den „Hafen der Hoffnung“ vor sieben Jahren gegründet hat.

Porto Amal ist, auf gut Neudeutsch, eine so genannte „Clearingstelle“ für, auf gut Bürokratisch, „Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge“, kurz: UMF. Das bedeutet: Die geflüchteten Mädchen landen im Hafen, der in diesem Fall ein Zweifamilienhaus in einem soliden Bielefelder Wohnviertel ist. Zuerst kommt ein neues Mädchen für rund eine Woche in das so genannte Screening-Zimmer, ein Einzelzimmer im Erdgeschoss. Später wird sie sich ein Zimmer mit einem anderen Mädchen teilen. Aber zunächst muss der Neuzugang von einer Tropenärztin untersucht werden. „Sie waren oft Monate unterwegs, manche Jahre, und sind oft in körperlich desolatem Zustand“, erzählt Nicole Schulz, die Leiterin von Porto Amal. Desolat heißt konkret: Viren, Würmer, Krätze, Abszesse, entzündete Zähne.

Und: „Viele Mädchen sind schwanger.“ Oft, weil „sie ihren Körper verkaufen müssen, um die Flucht zu finanzieren und weiterzukommen“. Neben den klassischen Schleppern gebe es Männer, die in den Flüchtlingslagern gezielt nach Mädchen suchen, denen sie sich als „Helfer“ anbieten. Was sie für ihre „Hilfe“ verlangen, ist klar. Nicole Schulz und ihr Team sorgen

dafür, dass die körperlich wie seelisch schwer angeschlagenen Mädchen nicht auch noch eine ungewollte Schwangerschaft überstehen müssen, das heißt: abtreiben können, wenn sie wollen. Und dass sie möglichst bald das tun können, was ihnen in ihrem Heimatland häufig verwehrt blieb: Lernen und ein eigenständiges Leben führen.

Ist das Mädchen „gesundheitlich stabil“, geht das Clearing weiter: Wie steht es mit dem Asylantrag, welche Beratung wird gebraucht? Wie geht es dem Mädchen psychisch? Ist es schon so weit, dass es zur Schule gehen kann und wenn ja, auf welche? Und schließlich: Wie und wo kann sie weiterleben, also in welche Himmelsrichtung den sicheren Hafen Porto Amal nach drei bis acht Monaten wieder verlassen?

Die Weiterreise könnte zum Beispiel zu „Linah“ oder „Hannah“ gehen, zwei betreute Mädchen-WGs, die das Mädchenhaus Ende 2015 beziehungsweise im Sommer 2017 aufgebaut hat, nach dem großen Flüchtlingsstrom. Damals platzte Porto Amal aus allen Nähten, alle 13 Plätze waren dauerbelegt. Die Helferinnen stellten Notbetten auf und brachten die geflüchteten Mädchen auch in dem anonymen Schutzhaus für die Mädchen unter, die in Deutschland vor Gewalt oder sexuellem Missbrauch aus ihren Familien geflohen waren. Es mussten also Wohnplätze für diejenigen her, die schon etwas selbstständiger leben konnten. Dank des politisch fortschrittlichen Klimas in der Unistadt Bielefeld gibt es noch mehr Mädchen-Wohngruppen in anderer Trägerschaft. Manche Mädchen können, wenn sie volljährig geworden sind, auch alleine wohnen. Andere gehen zu Angehörigen, die es ebenfalls nach Deutschland

Fotos unten (v.l.n.r.): Porto Amal-Leiterin Nicole Schulz, Geschäftsführerin Birgit Hoffmann und Pädagogin Roxane.



geschafft haben. Das kommt allerdings nicht allzu oft vor. „Häufig wollen Mädchen gar nicht zu ihren Familien ‚zurückgeführt‘ werden“, sagt Nicole Schulz. Denn nicht selten

sind genau diese Familien der Grund, warum die Mädchen geflohen sind.

Gazals Eltern zum Beispiel haben ihre Tochter an eine saudi-arabische Familie verkauft, in der sie als Haushälterin arbeiten musste, oder präziser gesagt: versklavt wurde. Rund um die Uhr musste die 17-Jährige schufteln, Geld bekam sie keins und zu essen nur selten. „Ihr wird bei den Mahlzeiten oft schlecht, weil sie in dieser Familie nur jeden zweiten Tag etwas zu essen bekam“, erklärt Nicole Schulz. Als sie ihre Sklavenhalter auf einer Europareise begleitete, ergriff Gazal die Gelegenheit beim Schopf und haute ab. Seit Sommer 2017 lebt sie nun bei Porto Amal. Gazal ist eine Mischung aus dem Kind, das sie nie sein durfte, und der Erwachsenen, die sie zu früh sein musste. Sie ist vermutlich 17 Jahre alt und bei den anderen Mädchen „nicht so beliebt, weil sie nie gelernt hat, altersgemäßen Kontakt mit ihnen aufzunehmen“. Wie ein kleines Kind stupst Gazal die anderen an und kichert, was ihre Mitbewohnerinnen irritiert.

Gleichzeitig gilt Gazal, die beim „Berufskolleg am Tor 6“ eine Klasse für „Jugendliche ohne ausreichende Sprachkenntnisse“ besucht, als Streberin, weil sie „bei Tisch immer darauf besteht, dass Deutsch gesprochen wird“, erzählt Nicole Schulz. „Sie ist sehr emsig und ehrgeizig. Sie lernt so, wie sie früher gearbeitet hat.“

Auch Mula scheint Energie für drei zu haben. Die junge Frau aus Guinea-Conakry war 16, als ihr Vater, ein Imam, sie als „fünfte oder sechste Frau“ an einen 62 Jahre alten Mann verheiratete. Wegen eines Tumors hinter dem Auge ist sie sehbehindert und galt auf dem Heiratsmarkt als „schwer vermittelbar“.

Es war Mulas Mutter, die der Tochter zur Flucht verhalf. Sie organisierte einen Fluchthelfer, dem sie Geld gab. Als Mula Ostern 2017 bei Porto Amal ankam, „waren wir in Sorge: Findet sie sich mit ihrer Sehbehinderung im Haus zurecht?“, erin-

tert sich Birgit Hoffmann. „Dann dachten wir: Sie hat es aus Guinea hierher geschafft, dann schafft sie es hier auch. „Was für ein Mut!“ sagt Birgit Hoffmann und fügt etwas leiser hinzu: „Und was für eine Not.“

Mula schafft noch viel mehr. Jeden Morgen steht sie um sechs Uhr auf, um mit Bus und Bahn nach Soest zu fahren, wo sie die Integrationsklasse einer Sehbehindertenschule besucht. Sie spricht „hervorragend Deutsch“ und trägt bei Porto Amal den Adelstitel „Königin im Haus“, weil sie neue Mädchen einweist und ihnen den Haus-Alltag im Hafen erklärt.

Es ist keine Seltenheit, dass Mütter ihren Töchtern zur Flucht verhelfen. Wenn zum Beispiel die Taliban mit ihren mittelalterlichen Gesetzen eine Drohkulisse aufbauen, vor der die Mädchen von den eigenen Familien nicht geschützt werden können. Sind die Mädchen dann in Deutschland angekommen, „haben sie oft wahnsinnige Schuldgefühle, weil sie wissen, dass ihre Mütter sich für sie in Lebensgefahr gebracht haben. Sie fragen sich: Wird meine Mutter das überleben?“

Normalerweise ist in den Medien von Jungen die Rede, wenn es um Jugendliche geht, die sich ohne Eltern oder andere Verwandte auf den Weg nach Europa machen. Das liegt einerseits schlicht an deren deutlicher Überzahl: 97 Prozent der Minderjährigen, die sich ohne ihre Eltern oder andere Verwandte auf den Weg nach Europa machen, sind laut einer Unicef-Studie vom Frühjahr 2017 männlich. Dass die geflüchteten Jungen mehr Schlagzeilen produzieren als die Mädchen, hat allerdings noch einen zweiten Grund: Meist geht es um Probleme. Zum Beispiel um die Tests, mit denen das Alter der jungen Geflüchteten festgestellt werden könnte, von denen sich so mancher jünger macht als er tatsächlich ist. Oder um sexuelle Übergriffe. Oder, der bisher schlimmste Fall, um den Mord in Kandel, wo ein (angeblich) 15-jähriger Flüchtling aus Afghanistan in einem Supermarkt seine Ex-Freundin erstochen hat. Die Mädchen aber machen in der Regel keine Schwierigkeiten. Nicht zuletzt deshalb, weil so verschwindend wenige von ihnen überhaupt hier ankommen.

Bis 2014 war die Zahl der geflüchteten Jugendlichen in Deutschland überschaubar: Rund 2.000 „UMF“ kamen pro Jahr

in Deutschland an. Doch mit der so genannten „Flüchtlingskrise“ im Sommer 2015 verzehnfachte sich ihre Zahl schlagartig auf 22.500. Im Jahr 2016 zählte das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) dann sogar 36.000 unbegleitete Minderjährige. Legt man die UN-Studie zugrunde, waren drei Prozent von ihnen Mädchen, also rund tausend.

Diese tausend Mädchen haben fast alle traumatische Erlebnisse gehabt, wie Vergewaltigung und Prostitution vor oder während der Flucht. In Deutschland hätten sie sofort getrennt von Jungen und Männern untergebracht und besonders geschützt werden müssen. Das war bis dato jedoch keineswegs selbstverständlich gewesen.

Das Bielefelder Mädchenhaus, 1987 gegründet und folglich ausgestattet mit über 30 Jahren Erfahrung in der Arbeit mit Mädchen, die vor sexuellem Missbrauch oder Zwangsheirat aus ihren Familien geflohen sind, wollte deshalb ein passendes Angebot nur für Mädchen aufbauen. Und so schritt die Leiterin Birgit Hoffmann zur Tat und machte sich auf die Suche nach einem geeigneten Gebäude für die geflüchteten Mädchen.

Weil die Mieten horrend sind, beschloss das Mädchenprojekt ein Haus zu kaufen. „Sicher ist das ein Risiko“, sagt Hoffmann, denn Porto Amal wird von der Stadt über Tagessätze finanziert, das heißt: Die Fixkosten für Gebäude und die 14 Mitarbeiterinnen, die sich sieben Vollzeitstellen teilen, bleiben gleich – egal, wie viele Mädchen gerade hier leben. „Aber ich finde es wichtig, dass Frauenvereine sich was zutrauen und etwas schaffen, das bleibt!“

Drei Monate lang renovierten die Frauen das Haus. „Ohne Spenden hätten wir das nicht geschafft“, sagt Hoffmann. Und auch nicht ohne die Schulklassen, die ehrenamtlich halfen. „Da fuhr dann ein Bus mit 30 Realschülerinnen und Realschülern in Hoodies vor, die dabei halfen, die Tapeten abzureißen und das Gebäude zu entrümpeln.“

Mit Spenden in Form von Geld und (Wo)Manpower stemmt Porto Amal auch die Freizeitangebote für die Bewohnerinnen: Die Polizei rückt zum Fahrradkurs an oder Schülerinnen von der Berufsschule für Sozialarbeit zum Strickprojekt. Ausflüge stehen natürlich auch auf dem Programm, zum Beispiel zum Münsteraner Zoo oder zum Kölner Dom.

Was gemacht werden soll, entscheidet das „Mädchenplenum“. Es tagt jeden Dienstag ab 17.45 Uhr und es herrscht für alle zurzeit 13 Mädchen Anwesenheitspflicht. Die Mädchen sollen lernen, dass sie selbst Entscheidungen fällen können und dass ihre Meinung zählt. Das galt auch, als das Plenum beschloss, die vormalig gelben Wände des Wohnzimmers pink zu streichen. Die Betreuerinnen fanden das nicht wirklich schön, aber Beschluss ist Beschluss.

Auch eine andere demokratisch gefällte Entscheidung wurde umgesetzt: Das Mädchenplenum wünschte sich eine Fahrt zum Berliner Reichstag. Dort angekommen, stellte sich heraus: Das Plenum wollte keineswegs nur durch die imposante Glaskuppel laufen, sondern: direkt zur Kanzlerin. „Sie sagten, sie wollten jetzt ins Büro von Frau Merkel“, erzählt Nicole Schulz lachend. Zwei Botschaften hätten sie der Kanzlerin gern überbracht: Erstens wollten sie sich bedanken. „Aber sie wollten der Kanzlerin auch sagen, dass sie sich als Mädchen mehr Unterstützung und einen sicheren Aufenthalt wünschen.“ Die Kanzlerin war nicht da.

Weder das „Bundesamt für Migration und Flüchtlinge“ noch die Bundesarbeitsgemeinschaft UMF fragen die Fluchtgründe der „Unbegleiteten Minderjährigen“ getrennt nach Geschlechtern ab. Auch das UN-Kinderhilfswerk Unicef interessiert sich in seiner Studie nicht dafür, warum die Mädchen ihre Heimatländer verlassen. Dabei ist die Antwort auf diese Frage aufschlussreich: „80 Prozent der Mädchen aus Porto Amal sind im vergangenen Jahr vor Zwangsheirat geflohen“, wissen Nicole Schulz und Birgit Hoffmann aus langjähriger Erfahrung.

Umso wichtiger, dass Deutschland im Sommer 2016 nach langem Hickhack die Frühehen verboten hat. „Das ist eine Botschaft, die wir in alle Länder senden!“ freut sich Birgit Hoffmann. Mit so mancher jüngeren Kollegin diskutiert sie darüber, warum sie es richtig findet, dass der Staat der Verheiratung minderjähriger Mädchen einen Riegel vorschiebt. „Da heißt es schon mal: ‚Wieso, wenn sie das doch freiwillig macht?‘“

Diesem Argument der so genannten Freiwilligkeit entgegnet Hoffmann: „Bei

Mädchen, die in dem Bewusstsein aufgewachsen sind, dass ihnen nicht dieselben Rechte wie Jungen oder Männern zustehen und die auch keine andere Lebensperspektive kennen, kann von einer Freiwilligkeit keine Rede sein!“ Doch Grüne und Linke haben gegen das Gesetz zum Verbot der Minderjährigen-Ehe gestimmt, weil sie es „populistisch“ finden. „Wir müssen uns gerade machen“, findet Hoffmann. „Sonst bleibt aus Angst, nicht politisch korrekt zu sein, unser Engagement für die Mädchen auf der Strecke.“

Mindestens genauso wichtig wie das Gesetz sind für die Porto Amal-Bewohnerinnen Vorbilder. Frauen wie die Betreuerin Roxane. Die junge Frau mit der schwarzen Nerd-Brille und dem grünen Hoodie scheint nicht nur mit chronisch guter Laune und enorm viel Energie ausgestattet – was gut ist an einem Ort, an dem manche Mädchen nachts weinend aufwachen oder morgens zu traurig zum Aufstehen sind. Roxane ist auch der lebende Beweis dafür, dass frau es schaffen kann.

2005 kam die heute 28-Jährige mit einem Stipendium aus Gabun nach Deutschland. Sie studierte Erziehungswissenschaften und ist jetzt seit drei Jahren bei Porto Amal. Gerade hält sie die Stellung im Büro im Erdgeschoss des Hauses und erzählt strahlend, wie sie durch Zufall das besondere Talent von Essohouna entdeckte. Das Mädchen von der Elfenbeinküste sitzt gerade im Schneidersitz auf ihrem Bett und büffelt still über einem Deutsch-Grammatikbuch. Aber als sie vor ein paar Wochen im Bad war, glaubte Roxa-

ne ihren Ohren nicht zu trauen. „Essohouna hat unter der Dusche gesungen. So schön!“ schwärmt sie. Seither schmettern die beiden zusammen, so oft sie können. Roxane hat sogar einen Chor für Essohouna gefunden, in dem sie seitdem einmal die Woche singt.

Jetzt kommt auch Gazal aus ihrem Zimmer. Auch sie hat eine besondere Begabung: Laufen. Das fand die Porto Amal-Besatzung heraus, als Gazal im Herbst beim „Bielefelder Reformationslauf“ mitmachte und zur Verblüffung aller als erste ins Ziel lief. Auch dieses Talent muss gefördert werden. Gazal bekam eine Laufhose und eine Laufjacke plus Joggingschuhe.

Draußen ist es schon dunkel und es regnet Bindfäden. Aber das ist Gazal egal. Sie war lange genug eingesperrt. Sie öffnet die Tür und rennt los. In die Kälte – und in die Freiheit. **CHANTAL LOUIS** 

 **Im Netz**

www.maedchenhaus-flucht.de
www.maedchenhaus-bielefeld.de

Anzeige



So sah er aus, der „Frauenmarsch“ aufs Kanzleramt am 17. Februar in Berlin. Hannah Wettig wollte sich das mal genau ansehen und ist mitmarschiert. Was sie erlebte, hat sie nachdenklich gemacht.

FRAUEN-DEMO

Gemengelage der Motive

Ein Frauenmarsch, der diesen Namen verdient, sieht anders aus. Vorneweg laufen bullige Typen mit Warnwesten. Davor und dahinter springt Lutz Bachmann, der Pegida-Chef, herum und filmt. Man sieht ihn gleich, weil er sich hopsend durch die Pressefotografen schlängelt.

Erst hinter dem Lautsprecherwagen führt die AfD-Politikerin Leyla Bilge einen kleinen Block mit Frauen an. Für ein Foto reicht es. Dahinter mischt es sich mit Männern, die Gesichter werden verbissener. Hier steht „Merkel muss weg“ auf den Plakaten, „Pegida“ und „Meinungsfreiheit statt Lügenpresse“.

Vehement hat sich die Initiatorin Bilge gegen die Bezeichnung des Protestes als AfD-Demo gewehrt. Die christliche Kurdin hatte den Frauenmarsch am 17. Februar in Berlin unter das Motto „Wir sind kein Freiwild. Die Freiheit der Frau ist nicht verhandelbar“ gestellt. Demonstrantinnen tragen Armbinden, auf denen „Nein heißt Nein“ auf lila Untergrund steht.

Doch nach einer feministischen Demonstration sieht der Marsch nicht aus, nach etwa einem Drittel der Demo stei-

gen Männeranteil und Altersdurchschnitt deutlich. Im letzten Teil sieht man nur noch die sprichwörtlichen „alten weißen Männer“. Aber immerhin: An die 400 Frauen laufen im Frauenblock.

Die grimmigen Männer, die lautstark mit ihren Nachbarn Verschwörungstheorien austauschen, interessieren mich nicht. Ich will wissen, ob der Lila-Anstrich auch Frauen hergelockt hat, die sich sonst vom rechten Rand fernhalten. Ich suche nach denen, die anders aussehen, die allein gehen.

Eine kleine Kräftige lehnt an einem Auto und beobachtet den Zug, der zum Stehen gekommen ist. Sie ist jung und schaut neugierig. Ob sie ein paar Fragen beantworten kann? Sie verneint freundlich: Keine Medien. Wie alle weiteren, willigt sie jedoch ein, als ich verspreche nur anonym zu zitieren. Sie sagt, sie arbeite für eine Sicherheitsfirma in Berlin-Neukölln. Sie sei auf der Demo, weil migrantische Jugendliche sie während der Arbeit begrabscht hätten. Dagegen hatte sie sich gewehrt – weswegen die Polizei ihr von einer Anzeige abgeraten habe. Sie sagt: „Frauen dürfen sich also nicht wehren, sondern müssen weglaufen.“ Sie war

vorher noch nie auf einer AfD-Demo, sagt sie.

Zwei weitere, einzeln stehende Frauen erzählen ebenfalls von sexuellen Belästigungen, die sie erlebt haben. Und dass keiner etwas dagegen mache.

Da fällt mir ein Grüppchen Frauen mit Fahrrädern auf. Sie sehen aus, als könnten sie auch auf einer Anti-Atomkraft-Demo mitlaufen. Tatsächlich erzählt eine, sie sei vor zwei Jahren bei den Grünen ausgetreten. Sie habe sich mit Islamismus beschäftigt und sei zu dem Schluss gekommen: „Das ist eine extremistische, frauenfeindliche Ideologie. Das muss man bekämpfen, nicht nur in Deutschland, auch weltweit.“ Ich frage: „Aber wenn Sie so einen globalen Ansatz haben, stört es Sie dann nicht, dass es hier nur um Deutschland geht?“ Ja, stört sie. „Aber was soll ich machen? Haben Sie einen Vorschlag, was man sonst machen könnte?“ Sie argumentiert differenziert, war mal Journalistin, sagt sie. Was treibt solche Frauen in die Nähe einer antifeministischen Partei, die unter anderem das Schuldprinzip bei Scheidungen wieder einführen und „selbstver-



„Wie viel muss ich akzeptieren?“ fragen die einen – „Die müssen sich anpassen!“ fordern die anderen.

schuldete“ Alleinerziehende bestrafen will? Die Radfahlerin schreibt mir später eine E-Mail, in der sie bittet: „Sollten Sie von ‚politisch korrekten‘ Demonstrationen oder Initiativen wissen, lassen Sie es mich wissen.“

Dass sich gerade Frauen mit Problemen alleingelassen fühlen, begegnet mir häufig. Seit 2015 mache ich zusammen mit einem Kollegen Schulungen für „interkulturelle Kompetenz“ mit Schwerpunkt Naher Osten. In meinem Kurs sitzen Verwaltungsangestellte, Sozialarbeiterinnen und ehrenamtliche Flüchtlingshelferinnen. Es ist nicht der Staat, von dem sie sich allein gelassen fühlen, sondern die allgemeine Stimmung. Bei genauerem Nachfragen stellt sich heraus: Es sind oft die eigenen Kolleginnen und Kollegen, die sie im Stich lassen.

Bei einer Übung sollen die Teilnehmerinnen sich an belastende Situationen erinnern. Eine Frau aus der Verwaltung berichtet, wie sie im Gang vor dem Büro beobachtete, dass ein Mann seine Frau schlug. Sie habe ihn angeblafft, er solle das lassen. Danach bekam sie Ärger – mit ihren Kolleginnen.

Hatte sie überreagiert? Gegen eine Anweisung verstoßen, wie man in solchen Fällen deeskalierend vorgeht? Nein. Sie hätte sich einfach nicht einmischen

sollen. Was sagen die anderen KursteilnehmerInnen? Sie wissen auch nicht, wie sie sich verhalten hätten, das sei eben eine schwierige Situation.

Nein, das ist es unserer Meinung nach nicht. So wie es die Frau beschreibt, hat sie das Richtige gemacht. Sie muss einschreiten, wenn sie eine Straftat beobachtet – und Gewalt ist in Deutschland auch gegen die eigene Frau strafbar. Nach dem Kurs fragen wir uns, warum das eigentlich nicht allen klar ist.

Bei einer anderen Schulung gibt es Widerspruch zu Maßnahmen zur Integration. „Die Leute sollten ihre Kultur nicht verlieren. Wenn sie zurückgehen, kommen sie mit ihrer eigenen Kultur nicht mehr klar“, argumentiert ein Sozialarbeiter. Wieder andere murren etwas von Anpassung.

Um diese beiden Pole kreist die Diskussion häufig. „Wie viel muss ich akzeptieren?“, fragen die einen. „Die müssen sich anpassen!“, sagen die anderen. Einen Gradmesser dafür haben viele nicht. Diskussionen werden schnell giftig.

Eine Jobcenter-Mitarbeiterin will eine Muslimin in die Wurstproduktion schicken – dort wird die Wurst aus Schwein hergestellt. Ihre Kolleginnen protestieren: „Du immer mit Deinen Ansichten!“ Ein präzises Argument hat keine. Schließlich fragen wir: „Würden Sie das auch mit einer Veganerin machen?“ Der Abteilungschef stellt klar: „Wir schicken niemanden zu einer Arbeit, wenn wir wissen, dass das für ihn nicht geht.“ So einfach ist das.

Aber oft bleibt ein Unbehagen. Eine Teilnehmerin stellt nach unserem Workshop fest, dass wir etwas ganz anderes erzählt hätten, als der Trainer in der vorherigen Schulung zur „interkulturellen Kompetenz“. Solche Schulungen sind reguläre Fortbildungen in der öffentlichen Verwaltung, einen Standard aber gibt es dafür nicht.

Der andere Trainer hatte die so genannte „Albatross-Übung“ gemacht – ein beliebtes Rollenspiel zum Thema, das auch die „Bundeszentrale für politische Bildung“ empfiehlt. Zwei Teilnehmerinnen sollen einen Mann und eine

Frau aus der Albatross-Kultur darstellen. Hinterher bewerten die anderen, was sie gesehen haben – und dann kommt die Auflösung. In der Albatross-Kultur geht der Mann vor der Frau. Er setzt sich auf einen Stuhl, sie kniet vor ihm. Sie reicht ihm Erdnüsse, er isst. Dann drückt er ihren Kopf in Richtung Boden.

Alles klar? Es ist aber ganz anders als man denkt, verrät dieser Trainer. Die Albatrossfrau sei keineswegs unterdrückt. Im Gegenteil sei es eine matriachale Kultur. Der Mann gehe vor der Frau, um Gefahren abzuwehren, die Speisen müsse er für sie vorkosten. Auf der Erde sei es für sie bequemer. Ihren Kopf drücke er auf den Boden, damit sie der Erdgöttin danke – ein Privileg der Frau.

Ich bin sprachlos, als ich das erste Mal von dieser Übung höre. Das ist tatsächlich das Gegenteil von dem, was wir erzählen. Wir zeigen Fotos aus Kabul und Bagdad aus den 1970er-Jahren, als Frauen dort keine Kopftücher trugen. Wir erklären den Aufstieg des Islamismus und den Kampf der aufgeklärten afghanischen und irakischen Gesellschaft dagegen. Wir erzählen, dass Frauen in die Universitäten drängen und syrische Flüchtlingsmädchen sich wünschen, Ingenieurin oder Richterin zu werden. Kulturen verändern sich, ist die Botschaft. Wer glaubt, „deren“ Kultur sei kaum veränderbar und im Zweifel eben fremd und unverständlich – wie die Albatross-Kultur –, der kann das nur „gut“ oder „schlecht“ finden. Tun kann er nichts.

Auch Islamisten sagen, bei ihnen gelte die Frau mehr als in Europa: Sie sei eine Perle, die man verhüllen muss, die Königin des Hauses, der die Gefahren der Straße erspart bleiben.

Es wundert kaum, dass Menschen, die im Geiste von Albatross-Übungen geschult werden, nicht wissen, wie sie bei Problemen reagieren sollen. Es wundert auch nicht, dass sie zur AfD gehen, wenn sie mit diesen Problemen nicht mehr klar kommen. Da müssen sie nicht umlernen: Sie finden dann die Albatross-Kultur eben nicht mehr gut, sondern schlecht. **HANNAH WETTIG** 

Sie flüchtete 2008 von Pakistan nach Deutschland. Die Journalistin und Frauenrechtlerin Meera Jamal war von Islamisten mit dem Tode bedroht worden. Heute wundert sie sich, dass genau diese Leute, die sie bedroht haben, auch hierzulande Gewalt predigen dürfen.

DEUTSCH-PAKISTANERIN

Das ist hier ja wie zu Hause!

Vor über zehn Jahren habe ich mich von den Ketten befreit, die ein theokratisches Dritte-Welt-Land Frauen anlegt, die es wagen, sich gegen die Normen aufzulehnen. Als Journalistin, die über Menschenrechte schreibt, habe ich viele Formen des Machtmissbrauchs gesehen, der Frauen von ihren Familien und der Gesellschaft angetan wird. Was mich jetzt in Deutschland verstört, ist die Tatsache, dass das Leben zugewanderter Frauen sich oft wenig von jenem Leben unterscheidet, das sie in ihren Heimatländern führen mussten. Obwohl die Frauen in Europa erfolgreich um ihre Rechte gekämpft und die Gleichberechtigung der Geschlechter weitgehend durchgesetzt haben.

Sprechen wir also über Gewalt und Missbrauch in Migrantinnen-Communities. Auch wenn jedem Migranten und jeder Migrantin, die in Deutschland einen Integrationskurs besuchen, erklärt wird, dass jeder Mensch hierzulande Menschenrechte hat, scheuen sich viele geschlagene Frauen, sich an die Behörden zu wenden. Ein entscheidender Grund dafür ist, dass die Frauen finanziell abhängig von ihren Männern sind, aber es hat auch religiöse Gründe. In Deutschland gab es allein in der ersten Jahreshälfte 2017 30 „Ehrenmorde“ – und alle wurden in muslimischen Communities begangen.

Ich kenne persönlich viele pakistanische Mädchen aus muslimischen und manchmal auch aus Hindu- und Sikh-Familien, die hierzulande strenger erzogen werden, als es in ihrem Heimatland der Fall wäre. Grund: die Angst vor der westlichen „Kontaminierung“ ihrer Gedanken und ihres Körpers. Die Mehrheit dieser Familien lebt ein widersprüchliches Leben: Jungen und Männern ist es erlaubt, sich mit deutschen Familien und sogar Frauen anzufreunden, wohingegen die Frauen und Mädchen überwacht werden. Und das nicht nur von ihrer Familie, sondern von (fast) allen, die aus demselben Land stammen. Deren Berichte landen, auch dank der modernen Kommunikationstechnik, blitzschnell bei den Eltern.

Auch die Rolle der Imame muss sehr kritisch hinterfragt werden. Meiner Meinung nach sollte es nur denjenigen erlaubt sein, Muslime anzuleiten, die selbst nicht nur die Religion, sondern auch europäische Gesetze und Sitten kennen und akzeptieren. Doch die Mehrheit der Moscheen in Deutschland wurden durch Länder wie Saudi-Arabien, Iran oder der Türkei finanziert. Deshalb werden deren rückwärtsgewandte Ideen von der Rolle der Frau dort gepredigt.

Wann immer ich mit religiösen Gelehrten über Themen wie Frauenrechte spreche, werde ich als „westlich beein-

flusst“ oder „bezahlte Liberale“ tituiert. Und statt eine Diskussion über Fakten zu führen, werde ich beleidigt und zeigt man mit dem Finger auf mich.

Die Aufklärung der Frauen in den Communities müsste oberste Priorität haben. Es sollten nicht nur Sprachkurse verpflichtend sein, sondern auch Informationen, wo Frauen Hilfe finden können. Viele pakistanische und indische Frauen, die ich kenne, werden geschlagen und vergewaltigt, wenden sich aber nicht an die Behörden, weil sie nicht wissen, wie sie um Hilfe bitten sollen – und was diese Hilfe überhaupt bedeutet.

Wenn du in einer Atmosphäre geboren bist, in der Unterwerfung und Gewalt gegen Frauen als normal gilt, ist es nicht leicht, aus diesem System auszubrechen, vor allem, wenn dir beigebracht wurde, dass es von der Religion gerechtfertigt wird – und dir niemand sagt, dass es nicht um Religionsfreiheit geht, wenn dich jemand im Namen der Religion seelisch oder körperlich misshandelt, sondern dass es ein Verbrechen ist.

MEERA JAMAL 

 emma.de

Gerettet? Ein Gespräch mit Meera Jamal und Rana Ahmad (2/17)
Themen/Islamismus



Maria von Welser hat sich aufgemacht in den Libanon, nach Jordanien und in die Türkei. Sie ist hunderten von Frauen begegnet. Hier erzählt sie das Schicksal von Amira und Seve, und ihren Kindern und Enkeln.

FRAUEN UND KINDER

Sie sind in der Falle

Sie sind vergessen, und so fühlen sie sich auch: die 3,6 Millionen geflüchteten Frauen und Kinder entlang der Festung Europa. Sie sitzen fest im Libanon, in Jordanien und in der Türkei. Während wir uns in Deutschland über 1,5 Millionen geflüchtete Menschen die Köpfe heiß reden. Überwiegend geflüchtete Männer. Ihre Familien, ihre Ehefrauen, Mütter, Schwestern und Kinder blieben zurück in den grenznahen Ländern rund um Syrien. Und da sind sie immer noch. Seit Februar 2018 werden sie im nächstgelegenen Hafen abgeliefert. Und das kann dann auch in Libyen sein.

Ich habe mich also aufgemacht und bin, auf der Suche nach den gestrandeten Frauen und Kindern aus den Kriegs- und Krisengebieten, in den Libanon, nach Jordanien und in die Türkei gereist. Ich bin hunderten Frauen begegnet. Aber eine geht mir nicht mehr aus dem Kopf, sie hat sich mir eingebrannt: Amira, die würdevolle Großmutter. Mit unzähligen Sorgenfalten im verhutzelten Gesicht, sieht sie nicht aus wie 62, sondern wie 82. Sie sitzt im Schneidersitz auf dem harten Steinboden. Im Arm einen sieben Monate alten Jungen, neben sich auf der kargen Erde zwei weitere Jungen, vier und sechs

Jahre alt. Die spielen mit großen und kleinen Steinen, bauen sich Häuser und Brücken.

Amira trägt um den Kopf und um den Hals ein dunkelrotes Tuch, sieht mich durch ihre fleckige Brille nachdenklich an. Sehr langsam antwortet sie auf meine behutsamen Fragen. Seit vier Jahren lebt sie jetzt hier im Bekaa-Tal im Libanon. Die Jungen sind ihre Enkel, die Kinder ihres Sohnes. Der Kleinste ist von ihrer Tochter. Der Sohn ist schon in Syrien unter den Assadschen Fassbomben in einem Vorort von Damaskus ums Leben gekommen. Zusammen mit ihrer Tochter ist sie dann über die nahe Grenze in den Libanon. Da war es noch möglich, da gab es noch kaum Checkpoints. Der Libanon mit seinen 4,5 Millionen Einwohnern machte die Arme auf für die Flüchtlinge aus dem Nachbarstaat.

Ein Großgrundbesitzer, erzählt Amira weiter, hat ihnen ein Stück Land überlassen. Darauf konnten sie sich die im Bekaa-Tal übliche Behausung aus Pappe, Holz, Papier und Plastik bauen. Im Schutz eines ITS, einem „informal tented settlement.“ Allerdings ein wahrhaft windiger Schutz. Im Winter, wenn es stürmt und schneit, schlafen viele der Flüchtlinge vor ihrer Behausung im Schnee. Weil

sie Angst haben, dass unter den Schneemassen das fragile Dach herunterbricht und sie begräbt. 1.278 solcher settlements existieren bis heute im Bekaa-Tal. Sieben Jahre nach Kriegsbeginn. Ohne Strom, ohne Toiletten.

In den ITSen leben rund 1,2 Millionen geflüchtete Menschen, überwiegend Frauen und Kinder. Der Bauer verlangte netterweise keine Pacht von Amira und ihrer kleinen Familie, nur die Kinder sollten ihm in der Landwirtschaft dafür helfen. Aber das Geld vom Welternährungsfonds, damals noch 26 Dollar im Monat pro Flüchtling, reichte nicht hinten und vorne.

Also nahm die Schwiegertochter den Heiratsantrag eines Libanesen an. Als Zweit-Frau. Er zahlte 200 Dollar. Seine Bedingung: Er nimmt sie nur ohne die Kinder. Die Jungs blieben also zurück bei Großmutter Amira. Ihre Tochter hat nach langer Suche eine Arbeit in einem anderen libanesischen Haushalt, eine Busstunde von der ITS, gefunden. Als Putzfrau.

Oben: Amira im Bekaa-Tal, links Maria von Welser im Gespräch, daneben: Seve mit Kindern.

Fotos: Peter Müller



Für die 400.000 Kinder im Bekaa-Tal gibt es nicht eine einzige Schule.

So sitzt Amira heute mit drei kleinen Kindern im Schatten eines weit ausladenden Baumes und fragt mich ganz zaghaft, ob ich denn nicht eines der beiden Kinder mitnehmen könnte, nach Deutschland? Oder vielleicht sogar die beiden Jungen? Damit sie nicht getrennt werden? Doch das einzige, was ich versprechen kann: Dass ich ihre Geschichte weiter erzähle, dass ich dem Unicef-Büro im nahen Zahlé ihren Namen nenne, damit sie für die Kinder dort Unterstützung bekommt.

Für die über 400.000 Kinder gibt es im Bekaa-Tal keine Schulen. Nur schlecht bezahlte Arbeit in der Landwirtschaft oder in Fabriken. Die Kinder arbeiten dabei überwiegend nachts, weil dann der Strom billiger ist. So die zynische Erklärung der Fabrikbesitzer. Hier wächst eine „lost generation“ heran, junge Menschen, die als Erwachsene weder lesen noch schreiben werden, aber von der Wohlfahrt und Billig-Jobs zu leben gelernt haben und von ihren Müttern Geschichten aus der einst so schönen Heimat Syrien erzählt bekommen. Die sie selbst noch nie gesehen haben.

Nächstes Ziel: Jordanien. Durch eine lange gemeinsame Grenze mit Syrien verbunden. Kein Wunder, dass seit Kriegsbeginn rund 630.000 Syrer dorthin geflohen sind. Dabei hat das Land nur 6,4 Millionen Einwohner. In Zaatari, dem größten Flüchtlingslager, leben über 80.000 Syrer. In vier auf fünf Meter großen Wellblech-Containern. Immerhin besser als die windigen und wackeligen Behausungen im Libanon. Aber der Großteil der geflüchteten Menschen ist nicht in einem jordanischen Lager untergekommen, sondern vegetiert in Ruinen, leerstehenden Häusern und winzigen, feuchten und zudem hoffnungslos überbelegten Apartments.

Wie die 32-jährige Syrerin Asma. Sie zahlt für sich und ihre fünf Kinder für eine

Einzimmerwohnung im Ammaner Stadtviertel Jabal Falsal 100 Dinar Miete. Das sind umgerechnet 125 Euro. Im Winter tropft es von der Decke. Nachts ist es eisig kalt. Zum Heizen fehlt ihr das Geld. Ihr Viertel war früher ein palästinensisches Flüchtlingslager. Inzwischen sind die Palästinenser aus den Kriegen 1967 und 1991 in bessere Stadtviertel verzogen.

Asma hat einen Sohn und vier Töchter, eine hübscher als die andere. Auch Asma gilt als „Augenweide“. Das ist ein ziemliches Problem. Denn nicht nur das jordanische Recht erlaubt es jedem sunnitischen Moslem, vier Ehefrauen zu haben und sich sehr schnell mit dem dreimaligen Ausspruch „ich verstoße dich, ich verstoße dich, ich verstoße dich“ scheiden lassen kann. Auch aus Saudi-Arabien düsen die Araber mit dicken SUVs durch die Wüste und kaufen sich für 10.000 oder 12.000 Dollar junge Syrerinnen. Die gelten als anpassungsfähig und friedlich. Nicht so aufmüppig wie die emanzipierteren Jordanierinnen oder Libanesinnen.

Asma sagt mir: „Ich würde nie im Leben eine meiner Töchter verkaufen.“ Aber sie kennt viele syrische Familienväter in Amman, die das Geld zum Überleben gelockt hat, und die ihre Tochter einem Saudi verkauft haben. Je jünger, je teurer. Und Jungfrau müssen sie sein. So werden Mädchen in Jordanien schon mit 13, 14 Jahren verkauft und verheiratet. Auch wenn das gegen das jordanische Gesetz verstößt.

Doch im Vergleich zum „freien“ Leben draußen in den jordanischen Städten sind die Frauen und Mädchen in den Flüchtlingslagern noch relativ sicher. Wie in Zaatari mit seinen geordneten Strukturen, der medizinischen Versorgung, den Schulen, den Supermärkten. Und einer Einkaufsstraße, die die Syrer humorvoll „Champs Elysee“ getauft haben. Aber dennoch: Auch ein noch so gut geführtes Flüchtlingslager bleibt ein Lager – fern der Heimat und fern von einem normalen friedlichen Leben. Asma möchte darum auch nichts lieber als wieder heim, nach Aleppo. Auch wenn sie weiß, dass ihr Stadtteil in Trümmern liegt.

Im Norden Syriens liegt die lange Grenze zur Türkei. Das Land mit seinen 78 Millionen Einwohnern hat bis jetzt 3,4 Millionen überwiegend syrische Flüchtlinge aufgenommen. Sie sind zu 20 Prozent in

den 25 Flüchtlingslagern mit Militärzelten untergebracht. Aber die meisten syrischen Flüchtlinge leben wie in Jordanien in Städten, kleineren Gemeinden und auf dem Land in Dörfern.

Vor allem im Osten des Landes, entlang der irakischen Grenze, sind die Jesidinnen und ihre Kinder untergekommen. Verfolgt von den IS-Terroristen als so genannte Ungläubige. Bis heute, so berichten Hilfsorganisationen, sind immer noch 1.500 Mädchen in der Gewalt der inzwischen versprengten IS-Terroristen. Ihre Mütter sitzen hier im Schneidersitz auf dünnen Schaumstoffmatten in den Lagern. Es ist alles sehr sauber, die Decken gestapelt, fast jede Frau hält ein Mädchen im Arm. Schaukelt es, während sich eine zweite, ältere Tochter, eng an die Mutter schmiegt.

Die Mütter erzählen scheinbar emotionslos von der Flucht, als wäre sie anderen widerfahren. Berichten von den Männern im Nachbarhaus, die geköpft oder erschossen wurden. Von Mädchen, die verwirrt und wie von Sinnen durch das Lager torkeln. Weil sie zwar entkommen sind, aber ihnen keiner hilft, die Schrecken in der Gewalt der IS-Terroristen zu verarbeiten. Sie berichten immer von anderen, von der Nachbarin, der Freundin. Nie von sich selbst. Bis mir die kurdische Übersetzerin erklärt, dass es im jesidischen Glauben untersagt ist, von eigenem Leid zu berichten. Dass mir in Wahrheit all diese Frauen ihre eigenen Geschichten erzählt haben.

So wie auch Seve, die jetzt mit ihren acht Kindern, der Schwägerin und der Schwiegermutter auf 15 Quadratmetern zusammenlebt. Sie fragt mich immer wieder: „Warum nimmt Deutschland nur die Syrer auf, warum nicht auch uns, die Jesiden?“

Der Einzige, der wirklich etwas für die jesidischen Frauen in der Ost-Türkei unternimmt, ist der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann. Er holte 1.500 schwerst traumatisierte Frauen und Mädchen in sein Ländle, stellte ihnen nicht nur Unterkunft, sondern psychologische Betreuung. Sie alle sind von einem jesidischen Priester vor ihrer Ausreise von dem Dogma befreit worden, nicht über das eigene Leid sprechen zu dürfen. Eine von ihnen, wie die heute 21-jährige Nadja Murat, hat ganz deutlich ihre Stimme erhoben. Mutig berichtete sie von den schrecklichen

Erlebnissen unter der IS-Herrschaft, von ihrer Zwangsheirat, den Drogen und Schlägen und von den Vergewaltigungen. Sogar vor den Vereinten Nationen durfte Nadja über die Not ihres Volkes sprechen. Jetzt ist sie UN-Sonderbotschafterin und versucht, ihrem Volk auf diese Art und Weise zu helfen.

Aber Seve sitzt mit ihren Kindern immer noch im osttürkischen Lager bei Diyarbakir. Da, wo inzwischen auch das türkische Militär und die Polizei Krieg führen gegen die kurdische Bevölkerung. „Ich kann ja auch nicht zurück, denn da sind die kurdischen Peschmerga, im Nord-Irak, die haben uns auch verraten und nicht gegen den IS geholfen“, sagt sie. Helfen wollen dagegen jesidisch-stämmige Mitarbeiter der Stadtverwaltung von Mardin. Sie sammeln Geld, um den jesidischen Frauen und Kindern ein kleines Dorf zu bauen.

Als ich Seve und ihren Frauen im Zelt davon erzähle, wird sie richtig wütend: „Nein, wir bleiben nicht hier. Wir haben kein Vertrauen in die Kurden. Denn vor hundert Jahren gab es genau in dieser Gegend einen vernichtenden Genozid gegen uns Jesiden. Sie haben uns alle umgebracht. Ich gehe nicht zurück, lieber sterbe ich hier im Lager. Ich will von dir dazu nichts mehr hören!“ Spricht's und wirft sich vehement ihr rotes Kopftuch über die Schulter. Auch die anderen Frauen schütteln ablehnend den Kopf. Sie wollen hier weg. Keinesfalls im „Feindesland“ bleiben.

Aber wer nimmt sie auf? Sie hoffen auf Nadja Murat und eine weltweite Bewegung zur Rettung der Jesiden und vor allem der Jesidinnen. Aber die ist noch nicht in Sicht. Eine bittere Situation. Kein Vor – und kein Zurück. Und keine Zukunft. Was für fast alle Frauen aus den Krisen- und Kriegsregionen zutrifft, wenn sie es nicht schon geschafft haben in ein für sie sicheres, europäisches Land.

Da kommt mir dann immer wieder der berührende Satz aus der Weihnachtsgeschichte in den Sinn: „Und es ist kein Raum in der Herberge ...“ Wie bitter, dass sich daran bis heute nichts geändert hat. 

Weiterlesen

Zuletzt erschien von Maria von Welser:
Kein Schutz – nirgends. Frauen und Kinder auf der Flucht (Ludwig, 17,99 €).

Anzeige



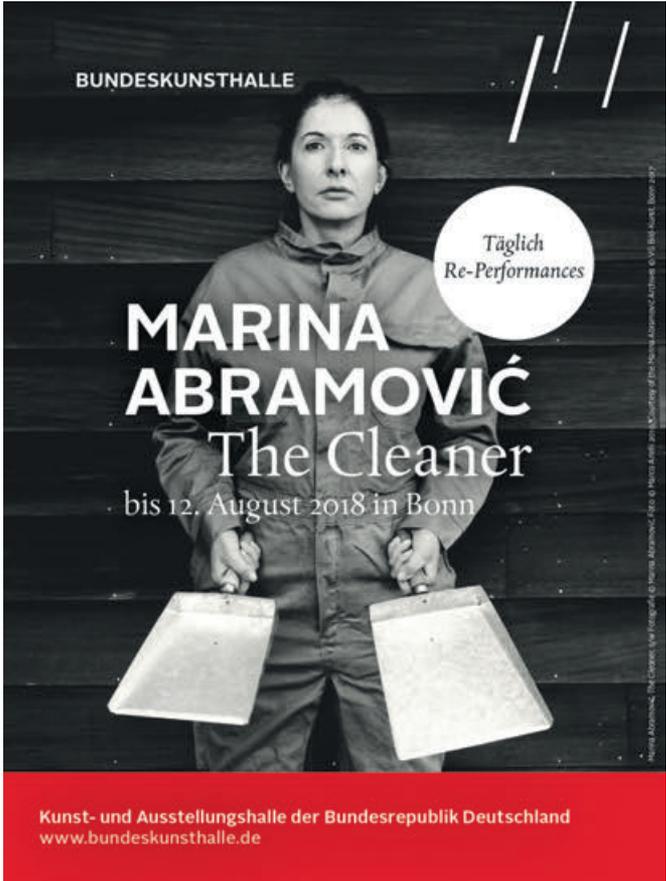
AUGENBLICKE
GESICHTER EINER REISE

OSCAR
NOMINIERUNG
2018

AB 31. MAI IM KINO
f/AUGENBLICKE.DERFILM

weltkino

Anzeige



BUNDESKUNSTHALLE

Täglich
Re-Performances

**MARINA
ABRAMOVIĆ**
The Cleaner

bis 12. August 2018 in Bonn

Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland
www.bundeskunsthalle.de

Das tödliche Verbot

In Irland ist Abtreibung bis heute strikt verboten. Was Frauen manchmal auch das Leben kosten kann, wie im Fall von Savita. Am 25. Mai stimmen die IrInnen ab, ob das so bleiben soll.

Die Zahnärztin Savita Halappanavar war 32 Jahre alt und in der 17. Woche gewollt schwanger, als sie das University Hospital Galway in Irland aufsuchte und über Rückenschmerzen klagte. Es war Sonntag, der 21. Oktober 2012. Eine Woche später ist Savita tot.

Im Krankenhaus sagte man ihr, sie werde das Kind verlieren. Nach einem Tag mit unerträglichen Schmerzen baten Savita und ihr Ehemann Praveen die Ärzte darum, die Schwangerschaft zu beenden. Man erklärte ihnen, das sei in Irland illegal, weil der Fötus noch einen Herzschlag habe. Am nächsten Tag, an dem die Schmerzen immer schlimmer wurden, verlangte Savita noch einmal die Beendigung der Schwangerschaft. Die Ärzte weigerten sich erneut. Eine Krankenschwester erklärte Savita, dass das Abtreibungsgesetz in Irland eine „katholische Angelegenheit“ sei. Die Inderin Savita, die erklärte, sie sei weder Irin noch Katholikin, protestiere vergeblich.

Am nächsten Tag ging es ihr noch schlechter. Sie hatte Fieber und, wie wir heute wissen, eine beginnende Sepsis. An diesem Nachmittag stellte ein Arzt fest, dass Savita sterben würde, wenn die Schwangerschaft nicht beendet würde. Sie wurde in den OP gebracht, wo der Fötus abging. Am Abend verlegte man sie in die High Dependence Unit. Dort verschlechterte sich ihr Zustand. Man brachte sie auf die Intensivstation, wo aus der Sepsis eine schwere Sepsis wurde.

Am Freitag begannen die Organe der Frau zu versagen, am Samstag hatte sie einen septischen Schock und multiples Organversagen. Gegen ein Uhr nachts kam eine Krankenschwester zu Praveen. Er erzählt: „Auf dem Weg zur Intensivstation fragte sie mich: ‚Sind Sie bereit, in Savitas letzten Minuten bei ihr zu sein? Wir verlieren sie.‘ Ich sagte: Ja.“ Savita Halappanavar starb am 28. Oktober 2012 um 1.09 Uhr.

Die *Irish Times* berichtete knapp zwei Wochen später als erste über den Tod der

Inderin. Bald darauf ging die Nachricht um die Welt.

An diesem Abend des 14. November versammelten sich Tausende Menschen mit Kerzen vor dem irischen Parlament. Weitere Tausende entluden ihre Wut und Trauer bei einer Demo in den Straßen von Dublin am nächsten Wochenende. „Nie wieder!“ riefen die DemonstrantInnen. Es war ein Wendepunkt in Sachen Abtreibung in der irischen Geschichte.

Der Grund für Savitas Tod liegt 29 Jahre vor 2012. Im September 1983 entschied Irland qua Referendum, Abtreibungen weiterhin zu verbieten. Die Abstimmung mündete im 8. Verfassungszusatz. Dort heißt es: „Der Staat erkennt das Recht des Ungeborenen auf Leben an und garantiert – mit angemessenem Blick auf das gleiche Recht der Mutter auf Leben – dieses Recht mit seinen Gesetzen zu verteidigen.“ Das bedeutet: Abtreibung ist nur legal, wenn die Gefahr für das Leben der Mutter so groß ist, dass nur eine Abtreibung ihren Tod verhindern kann.

Die Folge: Zehntausende Frauen und Mädchen, die seither für einen Schwangerschaftsabbruch das Land verlassen mussten, darunter viele tragische Fälle. Einer der entsetzlichsten, der so genannte „Fall X“, wurde 1992 bekannt: Ein 14-jähriges Mädchen, das durch eine Vergewaltigung schwanger geworden und selbstmordgefährdet war, wurde daran gehindert, nach Großbritannien zu reisen, um eine Abtreibung vornehmen zu lassen.

1997 folgte der „Fall C“: Eine 13-Jährige, ebenfalls schwanger nach einer Vergewaltigung, wurde gezwungen, das Kind auszutragen. Sie konnte gar nicht erst versuchen, über die Grenze zu kommen, weil sie in staatlicher Obhut lebte.

Es gab weitere Horror-Fälle wie „Fall D“, eine Frau, die ihre Schwangerschaft abbrechen wollte. Sie hatte erfahren, dass der Fötus so schwer behindert war, dass er sterben würde. Sie musste für die Abtrei-

bung nach Großbritannien fahren. Oder eine schwangere Litauerin mit einer schweren Krebserkrankung, die Irland ebenfalls verlassen musste, weil die Bekämpfung ihres Krebses den Fötus töten würde.

Doch mit dem Fall Savita war es anders. Während man von den anderen Frauen und Mädchen nur einen Buchstaben gekannt hatte, waren Savitas Name und ihr Gesicht nun in den Medien zu sehen. Und es gab einen Ehemann, dessen Herz in aller Öffentlichkeit gebrochen war. Und dann war da noch das Timing.

Savitas Tod – wegen einer „katholischen Angelegenheit“ – kam zu einem Zeitpunkt, als es so aussah, als hätte sich Irland aus dem Klammergriff der katholischen Kirche befreit. Eine ganze Serie von Skandalen um sexuellen Missbrauch durch Priester ab den 1990er-Jahren hatte die moralische Autorität der Kirche schwer erschüttert. Irlands Wirtschaft war – bis zum Finanz-Crash 2008 – rasant gewachsen und zum Zentrum einer boomenden Technologie-Industrie geworden, Tech-Giganten wie Facebook und Google hatten in Irland ihre europäischen Zentralen aufgebaut. Die jungen Leute waren gut ausgebildet und durch die Welt gereist, während gleichzeitig viele junge Menschen aus aller Welt nach Irland kamen. Wir waren, dachten wir, eine cosmopolitische, moderne und kultivierte Gesellschaft.

Der Tod von Savita, eine junge, schöne und gut ausgebildete Frau mit Migrationshintergrund, zeigte auf furchtbare Weise, wie stark verwurzelt die orthodoxen katholischen Vorstellungen noch waren – und sind – besonders, wenn es um Frauen geht.

Der 8. Verfassungszusatz war damals das Ergebnis einer Kampagne ultra-konservativer katholischer Gruppen gewesen, darunter das Opus Dei und die Ritter des Heiligen Columbanus. Das hatte gewaltige Auswirkungen auf das Leben der Frauen



Peter Muhly/AFP/Getty Images

„Ruhe in Frieden, Savita! Schäm dich, Irland!“ Frauen demonstrieren drei Wochen nach Savitas Tod vor dem irischen Parlament.

und Kinder in Irland. Und es bedeutete, dass jede ungewollt schwangere Frau und jedes Mädchen nach Großbritannien reisen musste oder in die Niederlande.

Obwohl Großbritannien als eine Art „Sicherheitsventil“ für das irische Abtreibungsproblem funktioniert, ist der Preis dafür hoch. Eine Irin muss die Abtreibung im Ausland bezahlen, etwa 600 Pfund (684 Euro), plus Reisekosten. Schwangerschaftsabbrüche nach der 12. Woche kosten etwa das Doppelte.

Eine weitere Auswirkung des 8. Verfassungszusatzes: Immer wieder weigern sich Ärzte und Krankenhäuser, den schwangeren Frauen zu sagen, wenn der Fötus eine schwere Behinderung hat – aus Sorge, die Frauen würden sich dann für einen Abbruch entscheiden. Und bei Frauen, die Krebs haben, passiert es immer wieder, dass sie erst behandelt werden, wenn der Krebs schon weit fortgeschritten ist. Denn die Ärzte vermuten, dass sie gegen das Gesetz verstoßen, wenn sie mit den Medikamenten den Tod des Fötus verursachen, ohne dass die Mutter bereits in akuter Lebensgefahr schwebt. Peter Boylan, der Vorsitzende des „Verbands der GeburtshelferInnen und GynäkologInnen“, berichtete mir, dass er Schwangere erlebt hat, die

dringend medikamentöse Behandlung gebraucht hatten, aber „die sehr krank werden mussten, bevor wir eingreifen durften.“

In einem vernichtenden Kommentar zum irischen Abtreibungsrecht erklärte Sir Nigel Rodley, Mitglied des UN-Menschenrechts-Komitees, im Jahr 2014, Irland behandle Frauen „nothing but a vessel“ – als ein Gefäß. Dieser Satz wurde bald zum Slogan auf Plakaten bei Protesten gegen das irische Abtreibungs-Verbot: „I am not a vessel“ (Ich bin kein Gefäß).

Savitas Tod war ein Schlüsselmoment und ausschlaggebend dafür, dass sich eine gewaltige Bewegung für das Recht auf Abtreibung formierte. Schon vorher hatte sich die Pro Choice-Bewegung anlässlich des 20. Jahrestages von „Fall X“ wieder lauter zu Wort gemeldet. Aber nun schoss eine Gruppe nach der anderen aus dem Boden, um für das Recht auf Abtreibung zu kämpfen. Bald waren es Hunderte, darunter Gewerkschaften, Parteien oder Initiativen gegen Häusliche Gewalt. Sie alle taten sich zusammen zur „Coalition to Repeal the Eighth Amendment“. Diese Koalition lancierte im März 2018, gemeinsam mit dem „National Women’s

Council“ und der „Abortion Rights Campaign“, die Kampagne „Together for Yes“.

Für Ende Mai steht in Irland also wieder ein Referendum an. Diesmal, 35 Jahre später, für das Gegenteil: für das Recht aller ungewollt oder gesundheitlich bedrohten Schwangeren auf Abtreibung.

Obwohl jede neue Umfrage immer wieder einen Trend zum „Ja“ zur Abschaffung des Abtreibungsverbotes zeigt, ist der Erfolg der Abstimmung für die GegnerInnen des Verbotes nicht sicher. Sollte die Mehrheit der IrInnen mit Ja stimmen, will die Regierung die Fristenlösung einführen, also die straffreie Abtreibung innerhalb der ersten zwölf Wochen.

Sollte die „Ja“-Kampagne jedoch nicht offensiv und einstimmig für die Fristenlösung eintreten und es zulassen, dass die neuerdings lauter werdenden „Bedenken“ gegen eine „uneingeschränkte Abtreibung“ sich verfestigen, dann werden sie verlieren. Ein paar Wochen bleiben noch.

KITTY HOLLAND

Die Autorin ist Redakteurin bei der *Irish Times*. Von ihr erschien das Buch „Savita: The Tragedy that shook a Nation“.



Aufmarsch russischer Sportlerinnen 1935 auf dem Roten Platz in Moskau. Da herrschte noch Disziplin.

FUSSBALL-WM IN RUSSLAND

Homo-Fußballerinnen treten an!

Neue Freiheiten und alte Repression gleichzeitig sind heute Alltag in Russland. Denn während der Westen Russland und seinen Staatschef mit Misstrauen und Häme überschüttet, geht das Leben für 146 Millionen RussInnen weiter. Sie wünschen sich mehr Offenheit, auch vom Ausland. Und die schweren Zeiten sind noch gar nicht so lange her: etwa 25 Millionen tote RussInnen in dem von Nazi-Deutschland angezettelten Krieg. Es gibt noch Überlebende. Und ihre Kinder. Und Kindeskinde. Auch das sollte gerade Deutschland nicht vergessen.

Wenn es in dem kleinen Gemeindeganz am Stadtrand von Moskau an der Tür klingelt, schreckt Sorina hoch. Sie geht zur Freisprechanlage, blickt auf den Bildschirm – und ist erleichtert. Es sind keine wütenden Nachbarn, keine Beamten, keine Neonazis, es ist ein bekanntes Gesicht. Sie öffnet ihrem Kollegen die schwere Eisentür, als wäre sie die Sicherheitskraft einer Bank. Dann setzt sie sich für das Interview zurück zu mir an den Tisch.

Es geht um starke Frauen im Fußball, um Homosexualität, um das Engagement in der schwindenden Zivilgesellschaft. Um Themen also, für die in Russland eine gewisse Vorsicht nicht falsch ist.

Sorina, 33, ist in Tomsk aufgewachsen, im westlichen Teil Sibiriens. Sie spricht

leise, blickt aus müden Augen. Ihren Nachnamen möchte sie nicht in einem Magazin lesen, auch nicht im fernen Deutschland. Als sie 14 war, blätterte ihre Mutter in ihrem Tagebuch. Und fand heraus, dass sie lesbisch ist. Seitdem ist das Verhältnis angespannt. Sorina studierte Architektur und baute mit Kommilitoninnen ein Fußballteam auf. Sie nannten es „1604“, nach dem Gründungsjahr ihrer Stadt.

Der Sport war neu für die Frauen, sie genossen die Bewegung, das Gerangel vor dem Tor, das gab ihnen Selbstvertrauen. Und stärkte ihr Gefühl auszubrechen, zumindest für ein paar Stunden. Im Team fand ein Austausch statt, der über den Sport hinausging. Sie halfen sich bei der Jobsuche und beim Studium.



Zeiten ändern sich. Aufmarsch russischer SportlerInnen von der „LGBT Sport Federation“ in Stockholm.

Sorina zog nach Moskau und stieß auf die „LGBT Russian Sport Federation“, den schwulesbischen Sportverband mit landesweit 1.700 Mitgliedern. Wieder formierte sie ein Team, suchte nach Plätzen und Sponsoren. Sie wollte andere motivieren, das macht ihr Spaß, das brachte aber auch Gefahren mit sich.

In Europa gilt die Zivilgesellschaft als Partnerin des Rechtsstaates, in Russland wird sie als Gegenbewegung betrachtet. Im Kreml besteht seit Jahren die Sorge vor einem Machtverlust, bestärkt durch Erschütterungen in Georgien, der Ukraine, den muslimischen Staaten im einstigen Sowjetreich. Konsequenz: eine verstärkte Repression. Seit der vorletzten Wiederwahl Wladimir Putins 2012 zum Präsidenten zählten MenschenrechtlerInnen mehr als 30 Gesetze und Gesetzesänderungen, die Bürgerrechte einschränken. In den Jahren 2014, 2015 und 2016 wurden jeweils um die 1.000 Menschen wegen

„staatsfeindlicher Aktionen“ festgesetzt – 2017 waren es rund 4.000 Menschen.

Sorina hält sich also mit politischen Kommentaren zurück. Doch trotz der geringen Akzeptanz der Homosexualität in Russland agiert die „LGBT Russian Sport Federation“ vergleichsweise offen. Gegenüber Vermietern präsentiert Sorina ihr Team allerdings als einen Kreis alter Schulfreundinnen. Die Freundinnen verlassen die Hallen in kleinen Gruppen und kommunizieren in geschlossenen Internetforen. „Und im Sommer warten wir einfach, bis ein Platz frei wird“, erzählt Sorina.

Doch um Fußball allein geht es nicht. Der LGBT-Verband organisiert Partys, Lesungen und Festivals. So auch in Moskau eine Vorführung des Films „Wonderkid“ über einen schwulen Jugendkicker in England. Sorina und ihre FreundInnen haben sich über Wochen auf diesen Tag vorbereitet. Nun befestigen sie Regenbo-

genfahnen an der Bühne. Am Eingang liegen Broschüren und Infozettel aus, auf dem Männer Händchen halten. Der Saal ist gut gefüllt, einige Gäste haben eine lange Anreise hinter sich.

Sorina wirkt zufrieden, aber rundum glücklich ist sie nicht. Die Veranstaltung muss an einem Sonntagnachmittag im deutschen Goethe-Institut stattfinden, wenn garantiert keine minderjährigen Sprachschüler vor Ort sind. Der Verband hatte jedem Publikumsgast die Anfahrtsbeschreibung persönlich geschickt. Keine Plakate, keine Flyer, keine Online-Werbung. Die AktivistInnen treten für einen Sport ohne Ausgrenzung ein – aber sie dürfen dabei nicht allzu sehr auffallen.

Sorina und ihr Team gehören zu der Generation, die sich an ein Leben ohne Putin kaum erinnern können. Aber sie weiß aus Büchern und Erzählungen, dass es um die Lage der Frauen am Anfang nicht schlecht bestellt war: Im März 1917



Mutig engagiert: Sportsoziologin Elena Erkina, Sportforscherin Ekaterina Kochergina und die Fußballerin Sorina.

hatten demonstrierende Frauen den Sturz des Zaren ausgelöst. Russland führte 1917 als erstes Land das Wahlrecht für Frauen ein und das Recht auf Abtreibung. Danach ging es für die Frauen rauf und runter, berichtet Ekaterina Kochergina vom Lewada-Zentrum, dem einzigen unabhängigen Meinungsforschungsinstitut in Russland. Frauen kämpften im Zweiten Weltkrieg mit an vorderster Front und in den 1970er-Jahren galten sie als „Heldinnen der Arbeit“. Die Sowjetunion schränkte viele Bürgerrechte ein, Frauen aber wurden nicht benachteiligt. Doch, klagt Ekaterina Kochergina: „Heute sind die historischen Wurzeln des Fortschritts kaum noch wahrnehmbar.“

Auf einem Konferenz-tisch hat die Forscherin Ordner mit Tabellen und Diagrammen ausgebreitet. „Frauen gehören in die Familie, denken heute viele“, sagt sie. „Und dieses Frauenbild ist politisch verordnet.“ „Männliches“ Weltmachtstreben und der Nationalismus sind unter Putin seit der Annexion der Krim 2014 enorm gewachsen. Die Ablehnung vieler RussInnen ist groß: gegen Europäer, Amerikaner und vor allem: gegen Minder-

heiten aus dem Kaukasus und Zentralasien. „Auch gegenüber Frauen wächst der gesellschaftliche Druck. Sie sollen mehr Kinder zur Welt bringen“, sagt Ekaterina Kochergina. „Die Geburtenrate ist bei uns aber nicht wesentlich geringer als in anderen Industrienationen.“

Das Riesenland Russland mit seinen rund hundert ethnischen Volksgruppen sucht noch immer nach einer übergreifenden Identität, zumal der Sieg im Zweiten Weltkrieg verblasst. Bis 2050 könnte die Einwohnerzahl von 143 Millionen um zwanzig Millionen sinken. So vermischen sich Frust, Ressentiments und Verschwö-

runge-theorien. Die Folge: Sexismus und Homophobie gehen oft Hand in Hand.

Wie schwer es ist, in diesem gesellschaftlichen Klima zu bestehen, merkte der LGBT-Sportverband im Winter 2014 bei den „Open Games“. Mehr als 300 Sportler aus Russland, Europa und Nordamerika nahmen an diesem Festival in Moskau teil, wollten ein Zeichen der Solidarität setzen. Der Verband verschickte Briefe, sprach bei Stiftungen und Botschaften vor, lud bekannte Gesichter ein. Und hatte Erfolg. Zumindest am Anfang.

Ein prominenter Gast der „Open Games“ kam aus den USA: Greg Louganis, Olympiasieger im Turmspringen und Ikone der LGBT-Bewegung. Ein anderer war die niederländische Sportministerin Edith Schippers. Beide waren beeindruckt von dem Mut der russischen AktivistInnen, doch sie verließen das Festival aus Termingründen vorzeitig. Kurz darauf ließ die Polizei die Sporthalle räumen, angeblich wegen Terrorgefahr.

Andere Sportstätten und Hotels zogen ihre Unterstützung plötzlich zurück – und begründeten das mit Überbuchungen, Stromaus-

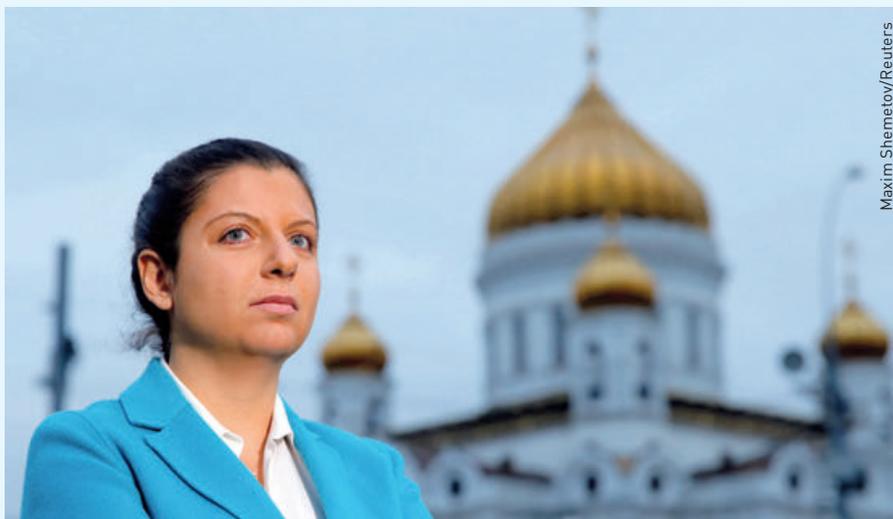
Das ist die Frauschaft „Puschkino“ 1911 in Moskau.



Weiter auf Seite 78 →

Wir wollen nicht mehr sein wie ihr!

Die Chefredakteurin Margarita Simonjan von „Russia Today“ erklärt, warum immer mehr RussInnen Putin lieben – und den Westen verachten. Ein wütender Warnruf.



Im Grunde sollte der Westen nicht darüber entsetzt sein, dass 76 Prozent der Russen für Putin gestimmt haben, sondern dass 95 Prozent der russischen Bevölkerung konservativ-patriotische, kommunistische und nationalistische Ideen unterstützen. Für die liberalen Ideen sind niederschmetternde fünf Prozent geblieben.

Und das ist eure Schuld, my western friends. Ihr wart es, die den „Russland gibt niemals auf“-Modus aktiviert habt.

Ich habe euch schon seit langer Zeit dazu geraten, normale Berater für Russland zu finden. Schmeißt diese ganzen Schmarotzer raus. Mit ihren kurzsichti-

ihren Attacken auf meinen TV-Sender RT, dem sie nicht verzeihen können, dass er die Meinungsfreiheit nutzt und der Welt zeigt, dass man sie eben in Wahrheit doch nicht nutzen darf. Mit all euren Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, den inquisitorischen Heucheleien und den Lügen – mit all dem habt ihr uns dazu gebracht, euch nicht mehr zu respektieren. Euch und eure so genannten Werte.

Wir wollen nicht so leben, wie ihr das tut – nicht mehr. Fünfzig Jahre lang wollten wir, erst insgeheim oder dann offen, so leben wie ihr. Aber das ist vorbei. Wir haben für euch keinen Respekt mehr, und auch nicht für jene bei uns, die ihr

Alliierten, die ehemals selber Imperien waren, zu studieren. Um zu erfahren, wie sie ihre Imperien vergeudet haben: ausschließlich wegen ihrer Arroganz. White man's burden, my ass. (Anm. d. Ü.: steht so im Original. Siehe Kipling „Die Bürde des Weißen Mannes“.) Was bedeutet, dass es auch in diesem Fall so enden wird, wie es in solchen Fällen immer endet.

Stattdessen habt ihr uns dazu gedrängt, uns um euren Feind herum zu versammeln. Sofort, nachdem ihr ihn zum Feind erklärt habt, haben wir uns um ihn herum vereint. Zuvor war er nur unser Präsident, der wiedergewählt werden könnte. Jetzt ist er zu unserem Anführer geworden. Wir werden nicht zulassen, dass ihr ihn stürzt.

Und ihr wart es, die diese Situation erzeugt habt. Ihr wart es, die Liberalismus dem Patriotismus entgegengestellt habt! Obwohl das keine sich gegenseitig ausschließenden Begriffe sein sollten. Ihr habt die Situation geschaffen, dass wir in diesem falschen Dilemma den Patriotismus wählten! Obwohl viele von uns, ich eingeschlossen, in Wahrheit Liberale sind.

Nun reißt euch zusammen! Es wird von Dauer sein.

MARGARITA SIMONJAN 

Ist das russische Gift ein Phantom – so wie Saddam Husseins Massenvernichtungswaffen?

gen Sanktionen, der herzlosen Erniedrigung unserer Athleten (selbst der Athleten mit Behinderungen), mit ihren „Skripals“ und der prahlerischen Missachtung der grundlegendsten liberalen Werte, wie etwa der Unschuldsumutung.

Zusammen mit der erzwungenen Umsetzung ultra-liberaler Ideen in ihren eigenen Ländern; mit ihrem Durcheinander nach den Wahlen in den USA, in Deutschland und in der Brexit-Zone; mit

unterstützt. Und auch nicht für diejenigen unter uns, die euch unterstützen.

Und dafür seid ihr verantwortlich. Die westlichen Politiker und Analysten, die Journalisten und Kundschafter. Überhaupt, unsere Menschen sind in der Lage, viel zu verzeihen. Aber Arroganz verzeihen wir nicht. Das würde keine normale Nation tun.

Euer einziges verbliebenes Imperium wäre gut beraten, die Geschichte seiner

Der Text erschien zuerst auf *Russia Today*, www.deutsch.rt.com

fällen, Klempnerproblemen. „Viele Leute wurden massiv eingeschüchtert“, sagt Sorina. „Die Behörden machen uns das Leben schwer.“ In einer Halle zündeten Vermummte eine Rauchbombe. Die Gäste waren geschockt.

Die Behörden passen sich auch dem wachsenden Einfluss der orthodoxen Kirche an. Wodurch über Jahrzehnte erkämpfte Frauenrechte zurückgedrängt wurden: Vor kurzem wurde ein Gesetz erlassen, das häusliche Gewalt *weniger* bestraft als früher. Abtreibungen werden erschwert, das Kindergeld wurde reduziert. Das Staatsfernsehen machte sich über die Opfer von Harvey Weinstein lustig, einige Frauen demonstrierten sogar vor der US-amerikanischen Botschaft für den der vielfachen Vergewaltigung beschuldigten Filmproduzenten. Dabei hat laut Umfragen jede zweite Frau in Russland Sexismus oder Belästigung erlebt. Eine Initiative zur Gleichberechtigung hängt seit Jahren im

ten in ganz Europa. Die Soziologin aus Sankt Petersburg erforscht die „Fanszenen“ in Russland. Nun möchte sie zur Weltmeisterschaft Angebote machen: Fanturniere, Begegnungsfeste, Konzerte und Workshops. Das soll dazu beitragen, die Eskalation von Gewalt zu vermeiden.

Erkina, 34, erzählt mit kräftiger Stimme von der Europameisterschaft 2016 in Frankreich, als russische Hooligans in Marseille brutal auf englische Fans einschlugen. Sie war vor Ort und wollte die bedrohliche Stimmung in sachliche Bahnen lenken. Sie sprach mit friedlichen Fans, informierte Journalisten, vermittelte zwischen russischen Funktionären und französischen Polizisten. Sie hatte kaum Schlaf, aber als die Aufregung verschwand, wurde sie von allen Seiten gelobt.

Erkina wurde ins Sicherheitskomitee des Russischen Fußballverbandes berufen, als erste und einzige Frau unter rund zwanzig Männern. „Manchmal schauen

der Politik, laut einer Umfrage des Lewada-Zentrums. Und bei den Frauen selbst liegt die Zustimmung zu dieser Frage gerade mal bei 30 Prozent. Elena Erkina: „Wir brauchen sichtbare Vorbilder, die zeigen, dass es auch anders geht.“

Die Fußball-WM in Deutschland 2006 strahlte auf alle Bereiche des Fußballs ab, auch auf die Frauenligen. Wie wird es im Sommer bei der WM sein? Die erste russische Fußball-Liga der Frauen zählt gerade mal acht Teams. Das Nationalteam nahm an zwei Welt- und fünf Europameisterschaften teil. Insgesamt gibt es in Russland nur rund dreißig größere Frauenvereine. Es sind also Verhältnisse wie in Deutschland vor zwanzig Jahren, als die Weltmeisterinnen zum Dank noch ein Kaffeeservice geschenkt bekamen.

In Russland aber hatten sich schon 1911 drei Teams zusammengefunden. Nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches war Sport für Frauen regelrecht propagiert worden. Doch schon unter Stalin fiel man auf ein traditionelles Frauenbild zurück. Es dauerte bis in die späten sechziger Jahre, ehe Frauen im Fußball wieder eine wahrnehmbare Rolle spielten. Erstmals beim Walentina-Tereschkowa-Pokal 1972 in Dnepropetrowsk, benannt nach der ersten Frau im Weltall, einer ehemaligen Näherin und „Heldin der UdSSR“. Doch erst Anfang der Neunziger ging es aufwärts. Langsam.

Elena Erkina von der russischen „Fanbotschaft“ und Sorina von der „LGBT Sport Federation“ freuen sich auf möglichst viele Gäste bei der Weltmeisterschaft. Das internationale Interesse könnte die Aktivistinnen vor Ort stärken.

„Denn bisher erreichen wir die Menschen, die wir sensibilisieren wollen, kaum. Wir bewegen uns in einem geschlossenen System“, klagt Sorina. Sie deutet auf die schwere Eisentür und lächelt. „Es wird Zeit, dass wir aus diesem System ausbrechen.“

RONNY BLASCHKE 

Die Sportlerinnen freuen sich auf „möglichst viele Gäste“ bei der Weltmeisterschaft.

Parlament fest. Und den einstigen „Heldinnen der Arbeit“ sind heute 450 Berufe ganz verwehrt. Werbespots und Anzeigen stellen sie als entblößte Objekte dar. Die Linie Aeroflot beurteilte die Kompetenz ihrer Flugbegleiterinnen nach Kleidergröße. Waldimir Putin forderte eine erfolgreiche Unternehmerin vor laufenden Kameras auf, sie „möge ihren demografischen Pflichten nachkommen“. Die Staatsmedien zeigen Putin gerne mit freiem Oberkörper, beim Jagen, Reiten oder Angeln. Und die Intellektuellen? Sie schweigen.

Welche Auswirkungen das für den Alltag von Frauen hat, beschreibt Elena Erkina. Es ist ein kühler Nachmittag im Moskauer Gorki-Park, der Lärm der Metropole ist weit weg. Auf einem kleinen Bolzplatz treffen sich Fußballfans aus Russland, Portugal und Neuseeland zu einem Freundschaftsturnier. Am Spielfeldrand gibt Elena Erkina dem französischen Fernsehen ein Interview. Danach schaut sie auf ihr Handy und beantwortet weitere Fragen, sie ist gut vernetzt mit Aktivist-

sie mich schief von der Seite an“, sagt sie und lacht. „Viele denken, Frauen haben im Fußball nichts verloren. Und wenn, dann höchstens als Übersetzerinnen oder Sekretärinnen. Es gehen heute zwar mehr Frauen in die russischen Stadien, aber meistens begleiten sie ihre Männer.“

Elena Erkina weiß, wie sie wann und wo welche Argumente vortragen muss. Gegenüber westeuropäischen Journalisten kann sie kritischer sein als in einem Hintergrundgespräch mit russischen Polizeivertretern, zum Beispiel. Sie ist Fußballdiplomat und denkt schon jetzt mit Bauchschmerzen an den August 2018, wenn die Weltmeisterschaft vorbei ist und die globale Aufmerksamkeit weiterzieht.

Auch im europäischen Spitzenfußball sind nur 3,7 Prozent der Führungspositionen von Frauen besetzt. Im russischen Fußball ist die Quote noch geringer, glaubt Elena Erkina. Offizielle Zahlen gibt es nicht. Nur sechs Prozent der russischen Männer wünschen sich Frauen in

Vom Autor erschien das Buch:
Gesellschaftsspielchen – Fußball
zwischen Hilfsbereitschaft und
Heuchelei (Die Werkstatt, 16,90 €)

JETZT BESTELLEN! 6 EMMA-AUSGABEN AUS DEM JAHR 2017 696 SEITEN FÜR 20€.



**EMMA 2017
6 Hefte nur
20 EURO**



Sechs EMMA-Ausgaben, das komplette Jahr 2017. Für nur 20 Euro (statt 45). Versand kostenlos. 696 Seiten Fakten, Ideen, Meinungen.

→ Coupon an: EMMA, Bayenturm, 50678 Köln → Fax: 0221 / 606060-29
→ E-Mail: shop@emma.de → oder unter www.emma.de/shop

Ja, ich bestelle den kompletten EMMA-Jahrgang 2017 für 20 € gesamt (6 Hefte). Versand gratis (ins EU-Ausland 5 €, Schweiz 10 €).

- Ich habe den Betrag am auf das EMMA-Konto Postbank Köln, IBAN: DE56 3701 0050 0500 0505 04, BIC: PBNKDEFFxxx überwiesen.
- Ich lege Bargeld bei.

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ/Ort

E-Mail

Datum, Unterschrift



Die Frau als Fan

Wenn am 14.6. die Fußball-WM startet, wird Dagrún Hintze (Foto) wieder mitfiebern. Dass die eingefleischte Fußball-Fänin richtig Ahnung von Fußball hat, ist dabei ein ernstes Problem. Über klugscheißende Männer und Frauen, die Mats Hummels „sooo süß“ finden.

Es gibt unter all meinen Freundinnen nur eine einzige, mit der ich ernsthaft über Fußball reden kann. Sie heißt Tania, ist Schriftstellerin und im Besitz einer Dauerkarte für den FC St. Pauli. Ihre Stimme kann man auch im Stadion hervorragend verstehen, und ihre Spielanalysen sind so scharf wie ihre Ansichten zu Politik und Literatur. Nur einmal habe ich an ihrem fußballerischen Sachverstand gezweifelt und wurde dafür auf der Stelle bestraft: Ich war in Marseille und im Besitz einer Karte fürs Halbfinale gegen den Gastgeber der EM 2016. Tania schickte mir eine SMS, in der sie prophezeite, dass Deutschland bei diesem Spiel ausscheiden würde, und zwar wegen Hirnblockade, was uns als Schreibenden ja durchaus vertraut sei. Ich las die SMS in größerer Runde vor, alle reagierten mit Kopfschütteln.

Wie die Sache ausging, ist bekannt und „Hirnblockade“ nicht die schlechteste Beschreibung für das, was die arme La Mannschaft befiel. Niemals wieder werde ich die Kompetenz meiner Freundin infrage stellen. Und auch weiterhin mit ihr in die Kneipe gehen, um Fußball zu gucken – allerdings keine Champions-League-Spiele mehr, bei denen Bayern München auf dem Platz steht wie in der letzten Saison. Denn natürlich ist Tania gegen Bayern (ich bin auch gegen Bayern, aber nicht in der Champions League) und lässt das auch den Rest der Kneipe wissen, indem sie bei Gegentoren theatralisch jubelt. Achtzig Männer um uns herum schwanken zwi-

schen Aggression und Faszination, einer pirscht sich heran und fragt: „Interessiert ihr euch wirklich für Fußball?“ Den Rest des Spiels stellt er uns Testfragen, die wir leidenschaftslos beantworten. Als ein Bayern-Tor fällt und ich mich darüber freue, nennt Tania mich „Kapitalistenschlampe“. Er: „Deine Freundin sagt Kapitalistenschlampe zu dir.“ Ich: „Ja, und?“

Noch am selben Abend finde ich von ihm eine Nachricht auf Xing, wir könnten doch mal einen Kaffee trinken gehen.

Wir gingen keinen Kaffee trinken, aber ich musste einmal mehr an die These von meinem Freund Jan, gebeuteltes HSV-Fan, denken: „Eine Frau, die was von Fußball versteht, bekommt jeden Mann.“ Ganz so weit würde ich nicht gehen, zumal ich nicht selten Männern begegne, die von Fußball wenig bis gar keine Ahnung haben und sich von zu viel diesbezüglicher Kompetenz auf weiblicher Seite eher bedroht fühlen. Derlei Kastrationsängste werden meist durch besonders selbstbewusste Bescheidwisserei kompensiert, was die Angelegenheit nur unerfreulicher macht: Nichts auf der Welt ist unsexyer, als sich Knalltüten-Kommentare anhören zu müssen, wenn's auf dem Platz gerade ernst wird. Während Frauen sich gern damit hervortun, Mats Hummels „sooo süß“ zu finden (was zweifellos der Wahrheit entspricht, allerdings nicht das geringste zur Sache tut, wenn der Elfmeter gegen Italien rein muss), geben die fußballerisch unterbelichteten Herren lieber den

Schlaumeier: „Wenn der HSV so weiter spielt, steigt er ab“ (der HSV steigt nicht ab, ganz egal, wie er spielt), „Müller muss dringend ausgewechselt werden“ (Müller wechselt man niemals aus, das hatte am Ende sogar Pep Guardiola begriffen und gilt selbst dann, wenn er an EM-Seuche leidet) oder, mein Lieblings-Idiotensatz, „Der Türke darf ja immer spielen, obwohl er nichts bringt“ (wer Mesut Özil jemals live erlebt hat und ohne Blindenhund unterwegs ist, weiß, dass es sich bei diesem Typen um einen der feinsten Spieler des Kontinents handelt).

Worauf wollte ich hinaus? Genau, Fußballsachverstand steigert die Attraktivität von Frauen – zumindest in den Augen jener Männer, die selbst welchen besitzen. Mein eigener Mann würde das bestimmt unterschreiben. Ich denke, er liebt mich für viele Dinge, für meine atemberaubende Schönheit zum Beispiel, meinen messerscharfen Verstand, meinen unglaublichen Humor, meine Großzügigkeit, dafür, dass ich fantastisch kochen kann und wahnsinnig gut im Bett bin – aber am allerallermeisten liebt er mich, weil ich am Samstagabend mit ihm *Sportschau* gucke.

Bitte nicht missverstehen: Leidenschaft für Fußball ist keine Taktik, um Männer aufzureißen. Leidenschaft für Fußball ist Leidenschaft für Fußball. Für ein Spiel, das nur einen Ball benötigt und zwei Tore. Und deshalb überall auf der Welt gespielt wird – und zwar ganz egal, wie viele Oligarchen und Scheichs sich noch eigene

Clubs kaufen und was für ein korrupt-krimineller Haufen die verdammte FIFA auch ist und unglückseligerweise erst mal zu bleiben scheint.

Ein Pass, eine Flanke, ein Torschuss – kann immer auch schiefgehen. Und manchmal eben wunderschön glücken. Genau diese Unwägbarkeit macht Fußball nicht nur zu einem einzigartigen Spiel, sondern zu einem Gleichnis aufs Leben. Man kann besser sein und trotzdem scheitern. Man kann mit Leidenschaft und Willen sein Glück zwingen, auch bei einem objektiv stärkeren Gegner. Das Schicksal (vulgo: Fußballgott) steht immer mit auf dem Platz.

Ich meine das übrigens vollkommen ernst. Und finde es bedauerlich, dass viele Frauen sich einer Erfahrung berauben, die viel weniger mit bierseligem Zeitvertreib zu tun hat als mit Nachdenken über das Leben: anhand von Fußballspielen.

Um weibliche Fans wirbt der Fußball schon deutlich länger, als viele meinen, nur wurde bei der Wahl der Mittel gern mal in die Vollidioten-Kiste gegriffen. Bereits zur Weltmeisterschaft 1966 wünschte man sich deutlich mehr Frauen vor den Fernsehern, also heuerte die BBC den Ex-Nationalspieler Jimmy Hill an, der die Regeln des Spiels so erklären sollte, dass auch ein weibliches Gehirn sie verarbeiten könne – wieso ausgerechnet ihm Expertise in Sachen neurobiologische Besonderheiten des anderen Geschlechts zugetraut wurde, verliert sich leider im Nebel der Geschichte. Nur ein paar Jahre später plante HSV-Präsident Peter Krohn, Frauen durch neue Spieler-Trikots in Rosa und Hellblau für den Fußball zu gewinnen.

„Diese Farben gefallen Frauen“, erklärte er und hätte sich über spätere Proteste weiblicher Fanorganisationen, die sich Stoppt Rosa! auf die Fahne schrieben oder – in Düsseldorf – „Ey Alter, Fortuna ist rot-weiß“, sicher schwer gewundert. In Österreich ging man so weit, Zuschauerinnen generell ermäßigten Eintritt zu gewähren (irgendwann klagte ein sich diskriminiert fühlender Mann dagegen), bei Sturm Graz erhielt der weibliche Teil des Publikums sogar rosafarbene Tickets. Und noch im Jahr des Sommermärchens 2006 rief der 1.FC Saarbrücken ein Spiel gegen die Sportfreunde Siegen zum Frauentag aus – Frauen hatten freien Eintritt und wurden

vom Stadionsprecher mit folgenden Worten begrüßt: „Liebe Frauen, das Grüne da unten ist der Rasen. Das Weiße sind die Tore. Das Rote, das ist der Gegner Sportfreunde Siegen. Jubeln dürft ihr erst, wenn unsere Jungs ein Tor gemacht haben.“

Es ist also gar nicht lange her, dass Frauen im Fußballkontext als putzig-grenzdebile Spezies behandelt wurden, die allerdings – verblüffend – mit eigenen Portemonnaies ausgestattet war. Und da wollte man selbstverständlich ran und will es bis heute. Immerhin: Kein PR-Mann, der bei Verstand ist, würde mehr

auf die Idee kommen, Trikots in Babyfarben könnten zu größeren Marktanteilen bei der weiblichen Zielgruppe führen. Doch weibliche Stimmen werden, sobald ein Gespräch in größerer Runde sich dem Fußball zuwendet, immer noch schnell überhört (für die Themen Wirtschaft und Politik gilt dasselbe). Was nur zum Teil daran liegt, dass Frauen sich zu wenig für diesen Sport interessieren, um ernsthaft mitreden zu können. Männer lieben nun mal die Komplexitätsreduktion – sind dann auch noch Geschlechtsgenossen und Bierflaschen zugegen, kann es ihnen passieren, dass sie sich plötzlich in der gemühtlichen Steinzeit-Höhle wähnen, wo die Frau im Bärenfell gefälligst eine gute Figur machen soll, aber kein Gegenüber auf Augenhöhe mehr ist. Direkt vor der Höhle wartet dann auch schon ein Team von RTL2. „Im Bett kann eine Frau so herrlich sein“, sagt Rudi Gutendorf, der als Trainer mit den meisten internationalen Engagements im Guinness Buch der Rekorde steht, bereitwillig in die Kamera. „Auf dem Fußballplatz wird sie mir aber immer schrecklich vorkommen.“ Und Willi Lemke, Ex-Manager von Werder Bremen, fügt hinzu: „Das beste Trainingslager ist eine Frau, die eigene natürlich.“ Berti Vogts wiederum formuliert die wirklich bemerkenswerte tiefenpsychologische Einsicht: „Hass gehört nicht ins Stadion. Die Leute sollen ihre Emotionen zu Hause in den Wohnzimmern mit ihren Frauen ausleben.“ Und der ehemalige Bundespräsident Johannes Rau antwortet auf die Frage, ob ein Fußballstadion nicht auch mal nach einer Frau be-

nannt werden könnte, von seiner Wolke herunter: „Und wie soll dann bitte so ein Stadion heißen? Vielleicht Ernst-Kuzorra-seine-Frau-ihr-Stadion?“

Wenn ich wieder einmal in einem Rudel männlicher Alphatiere feststecke, von denen nur die Hälfte wirklich über Fußball Bescheid weiß, mich aber entweder gar nicht erst zu Wort kommen lässt oder geflissentlich überhört (um dann, wenn Mathias wiederholt, was ich gerade gesagt habe, das einen interessanten Beitrag zu finden), aktiviere ich mein ganzes Mitgefühl

Liebe Frauen, das Grüne da unten ist der Rasen. Das Weiße sind die Tore.

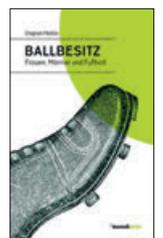


für diesen Testosteron-Quatsch, der ja auch furchtbar anstrengend sein muss, und werde laut und grob. (Und nein, sexy ist das ganz sicher nicht.) Irgendwann blähen sie irritiert ihre Nüstern und halten kurz mal die Klappe. In diesem kostbaren Moment von Ballbesitz gilt es, irgendetwas Tikitakamäßiges zur Verfügung zu haben, etwas, das mehr Kompetenz unter Beweis stellt als die Überlegung, ob es einer Mannschaft geholfen hätte, wäre sie öfter über die Außen gekommen (was sonst mit neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit ein konstruktiver Diskussionsbeitrag ist), etwas, das frau weiterhin airtime sichert. Spielsysteme und -philosophien bieten sich an, weil ihre Komplexität auch die meisten Männer an ihre Grenzen führt. Sind drei Sechser wirklich eine gute Idee? Sollte man die eigene Aufstellung nach dem Gegner richten? Hat nicht das Spanien der goldenen Generation immer sein Ding durchgezogen, ganz egal, wen Iniesta und Co. schwindelig spielten?

Gelingt solch ein überfallartiger Konter, werden aus röhrenden Zwölfendern ganz schnell wieder normalmoderne Männer, mit denen man sich vernünftig unterhalten kann.

DAGRUN HINTZE 

Der Text ist ein gekürzter Auszug aus „Ballbesitz – Frauen, Männer und Fußball“ (Mairisch Verlag, 11 €).





68

Wie frei waren die Genossinnen?







Ein typischer Studentinnen-Treff in einer WG 1968 in Berlin.

Die 68erinnen **Welche Rolle spielten sie?**

Im kollektiven Gedächtnis ist der Tomatenwurf. Von Genossin Rürger gegen den Genossen Krahl. War das schon Frauenbewegung? Nein. Aber es war der Vorfrühling der Frauenbewegung: Der Aufstand der Genossinnen gegen die Genossen. – Auf den beiden Vorderseiten, von links: Genossen (in der Mitte Dutschke) 1967, Genossinnen 1968 beim Polit-Protest und der „Aktionsrat zur Emanzipation der Frau“ vor der Frankfurter Paulskirche. Der „Internationale Vietnam-Kongress“ 1968 in Berlin.

13. September 1968. Klatsch. Die berühmte Tomate knallt an den Kopf des Genossen Krahl. Genauer gesagt, waren es sogar drei Tomaten, die an diesem denkwürdigen Tag auf das Podium flogen, ein halbes Pfund. Sigrid Rürger hatte sie vor dem SDS-Kongress in Frankfurt eingekauft. Eigentlich zum Kochen. Aber nun feuert die hochschwängere Soziologie-Studentin ihre Esswaren auf Hans-Jürgen Krahl und seine Genossen vom Sozialistischen Studentenbund (SDS). Denn Genossin



Eine Ausnahmefrau: die spätere ASTA-Vorsitzende Sigrig Fronius spricht am 7.2.1968 auf einer Vollversammlung der TU Berlin.

Sigrig ist sauer. Sauer darüber, dass die eigenen Genossen einfach so gar keinen Bock haben, der Frau zuzuhören, die auf dem 23. SDS-Kongress gerade eine Rede hält (siehe S. 91).

Helke Sander ist die erste Frau, die auf einem Kongress des 1946 gegründeten Studentenbundes, einem Linksausschusser der SPD, sprechen darf. Was an sich schon gewöhnungsbedürftig für die Jungs ist, die es gewohnt sind, selbst die großen Reden zu schwingen. Verschärfend hinzu kommt: Sander hat die Unverfrorenheit, nicht über „den Kapitalismus“ und „die Proletarier aller Länder“ zu sprechen, sondern über ihre eigene Lebenslage als Frau in einer Männerwelt, ob proletarisch oder nicht. Denn, so erklärt sie: Das Private ist politisch.

Selbst privilegierte Frauen, die studieren könnten, „merken spätestens, wenn sie Kinder bekommen, dass ihnen alle ihre Privilegien nichts nützen“, sagt Sander. „Sie werden auf Verhaltensmuster zurück-

geworfen, die sie meinten, dank ihrer Emanzipation schon überwunden zu haben. Das Studium wird abgebrochen oder verzögert, die geistige Entwicklung bleibt stehen oder wird stark gemindert durch die Ansprüche des Mannes und des Kindes.“ Deshalb fordert die Schauspielerin, Studentin an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin (DFFB) und Mutter eines neunjährigen Sohnes, „den Klassenkampf auch in die Ehe zu tragen und in die Verhältnisse. Dabei übernimmt der Mann die objektive Rolle des Ausbeuters oder Klassenfeindes.“ Und die Frau in die Rolle der Ausbeuteten. Ein paar Jahre später werden Yoko Ono und John Lennon das so formulieren: „Woman Is the Nigger of the World“.

Helke Sander, die Beruf, Studium und Mutterschaft unter einen Hut bringen muss, weiß, wovon sie spricht. „Man darf nicht vergessen, dass dies eine Zeit war, in der niemals ein Mann mit Kinderwagen auf der Straße gesehen werden konnte.

Kein Mann wäre auf den Gedanken gekommen, abends auf das Kind aufzupassen und stattdessen seine Frau zu einer Veranstaltung gehen zu lassen, oder sie durch irgendeine Form der ‚Mithilfe‘ zu entlasten“, schreibt Sander rückblickend. Also initiierte sie Anfang 1968 gemeinsam mit anderen Frauen in Berlin die ersten „Kinderläden“: selbstorganisierte Kinderbetreuung in den vielen leerstehenden Tante-Emma-Läden (siehe S. 89). Diese Kinderläden sollen die „autoritären Staatskindergärten“ ersetzen. Und sie sollen den gestressten Studentinnen ermöglichen, auch mal an Demos und Sit-ins teilzunehmen, die bis dato nur von den Kindsvätern besucht werden. Die fühlen sich zwar für die Weltrevolution zuständig, nicht aber fürs Babysitten.

Die Resonanz war groß: Zur ersten Einladung im Januar 1968 kamen rund 100 Frauen. Schon beim zweiten Treffen gründeten sie den „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“.



Sie erinnern sich gelassen – Silvia Kontos, Frankfurt; Cristina Perincioli und Sabine Zurmühl, Berlin: Frauen kamen nicht vor!

Als deren Sprecherin steht nun Helke Sander im September 1968 auf dem Podium und liest den Genossen die Leviten. Die hatten die Frauen bis dato stets damit vertröstet, dass zunächst der „Hauptwiderspruch“ gelöst, sprich: der Kapitalismus beseitigt sein müsse, bevor man sich dem „Nebenwiderspruch“ zuwenden könne: der Unterdrückung der Frauen. Doch Helke Sander will sich nicht länger vertrösten und zur Nebensache degradieren lassen. Und sie plädiert dafür, die „privaten“ Machtverhältnisse genauso ernst zu nehmen wie die politischen.

„Wir können die gesellschaftliche Unterdrückung der Frau nicht individuell lösen“, erklärt die Genossin. „Und wir können damit nicht auf Zeiten nach der Revolution warten, da eine nur politisch-ökonomische Revolution die Verdrängung des Privatlebens nicht aufhebt, was in allen sozialistischen Ländern bewiesen ist.“ Zuguterletzt droht sie: „Genossen, wenn ihr zu dieser Diskussion nicht bereit seid, dann müssen wir allerdings feststellen, dass der SDS nichts weiter ist als ein aufgeblasener konterrevolutionärer Hefeteig. Die Genossinnen werden dann die Konsequenzen zu ziehen wissen.“

Da die Genossen ganz augenscheinlich nicht zur Diskussion bereit waren, son-

dern die Rede der Genossin Sander mit Desinteresse strafte, zog Genossin Rieger Konsequenzen und griff in ihre Einkaufstasche.

Die Tomate war zweifellos ein heftiges Geschütz, das seine Wirkung nicht verfehlte. Aber war sie auch der „Startschuss für die Frauenbewegung“, wie dieser Tage rund um das 50-jährige 68er-Jubiläum manchmal behauptet wird?

„Vom Tomatenwurf haben ja ganz viele Menschen gar nichts mitbekommen“, erinnert sich Sabine Zurmühl, damals Studentin der Germanistik an der Freien Universität Berlin und spätere Mitgründerin der feministischen Zeitschrift *Courage*. Auch der „Aktionsrat zur Befreiung der Frau“ blieb ganz im studentischen Milieu verhaftet: „Ich glaube, dass

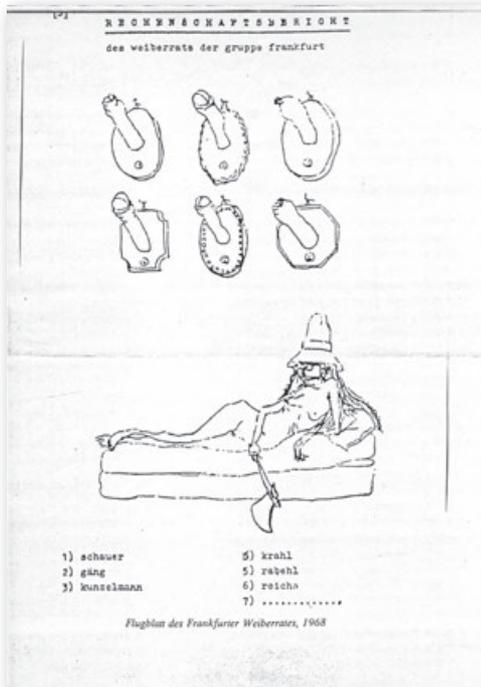
den nur diejenigen mitbekommen haben, die mit dem SDS was zu tun hatten.“ Zurmühl hatte nichts mit dem SDS zu tun. Die gelernte Journalistin dreht sich in der SDS-Versammlung, die sie ein einziges Mal besucht, auf dem Absatz wieder um. „Die Männer des SDS waren ja wirklich grauenhaft anzuhören. Deren Sprache war ein Code. Und den musste man beherrschen, sonst war man überhaupt niemand. Und die Frauen im SDS waren schon sowieso niemand.“

Das hatte auch der „Weiberrat“ begriffen, der sich in der Folge des Tomatenwurfs an der Frankfurter Uni gegründet hatte. Beim nächsten SDS-Kongress im November 68 in Hannover verteilen die Weiber ihr berühmt-berüchtigtes Flugblatt mit den abgetrennten Penissen der SDS-Chefideologen, präsentiert als Jagdtrophäen. Slogan: „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen!“ Die Weiber sind sauer, keine Frage.

Auch Silvia Kontos, damals Soziologie-Studentin an der Frankfurter Uni, ist erschüttert, und das schon länger. Die 21-Jährige hatte 1965 eine verstörende Erfahrung gemacht: eine „grauenvolle Abtreibung“.

Die schwangere Studentin im ersten Semester will Kinder, aber nicht jetzt.

Ihre grauenvolle Abtreibung war für Silvia Kontos wichtiger als die Revolution.



BEFREIT DIE SOZIALISTISCHEN EMINENZEN VON IHREN BÜRGERLICHEN SCHWÄNZEN!

Wir machen das Maul nicht auf!
wenn wir es doch aufmachen, kommt
nichts raus! wenn wir es auflassen,
wird es uns gestopft: mit kleinbür-
gerlichen Schwänzen, sozialistischem
bumszwang, sozialistischen Kindern,
liebe, sozialistischer Geworfenheit,
Schwulst, sozialistischer potenter
Geilheit, sozialistischem
intellektuellem Pathos, sozialisti-
schen Lebenshilfen, revolutionärem
gefummel, sexualrevolutionären
Argumenten, gesamtgesellschaft-
lichem Orgasmus, sozialistischem
emanzipationsgeseich GELABER!
wenn's uns mal hochkommt, folgt:
sozialistisches schulterklopfen,
väterliche betulichkeit; dann werden

wir ernst genommen, dann sind wir
wundersam, erstaunlich, wir werden
gelobt, dann dürfen wir an den
stammtisch, dann sind wir identisch;
dann tippen wir, verteilen Flugblätter,
malen Wandzeitungen, lecken Brief-
marken: wir werden theoretisch
angeturnt! kotzen wir's aus: sind wir
penisneidisch, frustriert, hysterisch,
verklemt, asexuell, lesbisch, frigid,
zukurzgekommen, irrational, penis-
neidisch, lustfeindlich, hart, viril,
spitzig, zickig, wir kompensieren, wir
überkompensieren, sind penisnei-
disch, penisneidisch, penisneidisch,
penisneidisch, penisneidisch. frauen
sind a n d e r s!

Flugblatt des Weiberrats 1968

Doch Abtreibung ist gesetzlich verboten und gesellschaftlich tabu. Silvia bekommt unter der Hand die Adresse eines Arztes in der Schweiz. Sie reist hin, der Arzt weigert sich. Schließlich landet sie auf dem Küchentisch einer „Engelmacherin“, die eine Seifenspülung macht. „Ich habe mir später mal die Sterbestatistik angeschaut, da ist mir noch im Nachhinein ganz schlecht geworden“, erzählt Kontos. Die Engelmacherin lässt sich ihren Dienst kräftig bezahlen, der Gynäkologe, zu dem sie anschließend geht, auch.

„Ich hatte noch nie eine so demütigen-
de Erfahrung gemacht“, sagt Silvia Kontos. „Dass eine Entscheidung, die mein
ganzes Leben prägt, vom Wohlwollen eines
Arztes abhängt – das fand ich absolut
unerträglich. Ich fand das alles so
furchtbar, dass mir klar war: Das darf
so nicht bleiben!“

Das findet nicht nur die Frankfurter
Studentin Silvia, das finden auch Hun-
derttausende Frauen, die bei illegalen
Abtreibungen ähnlich demütigende und
lebensbedrohliche Erfahrungen machen.
So manche hat eine Freundin, die bei
einem Abbruch im Hinterzimmer verblutet
ist. Die Wut der Frauen in Deutschland
über die Bevormundung wächst. Aber
noch bricht sie nicht aus.

Lediglich an einigen Unis kämpfen die
Weiberräte, die sich inzwischen auch in
weiteren Städten im Umfeld des SDS
gegründet haben, um einen ebenbürtigen
Platz an der Seite der marxistischen
Machos: Vor allem machen sie nun selbst
Marx-Schulungen, um mit den Genossen
mithalten und mitreden zu können.
Doch die sehen die revolutionäre Rolle
ihrer Genossinnen vor allem darin, sich
von ihnen Flugblätter tippen zu lassen
und sexuell zur Verfügung zu stehen.
Getreu dem Motto: „Wer zweimal mit
derselben pennt, gehört schon zum
Establishment!“ Doch die Strahlkraft der
Weiberräte erlischt außerhalb der
Uni-Mauern.

„Diese ersten Weiberräte waren eine
kleine Gruppe, und die Stoßrichtung war
in die Linke – in den SDS – hinein“, sagt
Silvia Kontos. „Das war aber noch nichts,
was sich an die Gesellschaft insgesamt ge-
richtet hat. Das war eigentlich erst der
§218. Der bedeutete den Ausbruch aus
dem studentischen Ghetto.“

Innerhalb der linken studentischen
Blase ist der Frauenaufstand bald niederge-
schlagen. Kinderläden, Rollenverteilung,
Sexzwang – alles bald wieder „Nebenwi-
derspruch“, dessen Auflösung sich höheren
Zielen unterzuordnen hat: der Weltrevolu-

tion beziehungsweise deren Vorbereitung
durch Marx-Schulungen.

So erklärt der „Aktionsrat zur Befrei-
ung der Frauen“ im Oktober 1969 die
Kinderläden als Mittel zum marxistischen
Zweck, wie die Filmemacherin und Akti-
vistin Cristina Perincioli in ihrem Buch
„Berlin wird feministisch“ berichtet:
„Durch Kinderladenarbeit sollten – dem
Protokoll zufolge – die Mütter soweit
,befreit‘ werden, dass sie sich ebenfalls der
Schulung ganz widmen könnten. Zu le-
sen waren die Schriften von Karl Marx,
Mao Zedong, Wladimir I. Lenin, Lin
Biao, Friedrich Engels, Werner Thönessen
und ein Text von Rosa Luxemburg.“ Fol-
ge: „Die feministische Intention wurde in
Westdeutschland von der Linken völlig
aufgesogen.“

1969 wird sich der Berliner „Aktions-
rat zur Befreiung der Frauen“ ganz auflö-
sen. Diejenigen, die die Frauen schon vor
der Revolution befreien möchten, darun-
ter Helke Sander, verlassen die Gruppe.
Die anderen, die marxistischen Hardline-
rinnen des Aktionsrates, gründen den
DDR-nahen „Sozialistischen Frauenbund
Westberlin“ (SFB), der seine Aufgabe so
beschreibt: „Wir organisieren uns zu-
nächst separat als Frauen, um in theoreti-
scher Arbeit die Ansatzpunkte zur spezifi-

schen Frauenagitation herauszufinden. Wir sehen dies als Voraussetzung, um unter der Führung der Kommunistischen Partei unsere Aufgabe im Klassenkampf zu übernehmen.“ Der Frankfurter „Weiberrat“ existiert zwar noch, theoretisiert sich bald darauf aber ebenfalls zu Tode.

Da stürmt in den USA die „Women’s Liberation“ schon Miss-Wahlen, besetzen in Holland die „Dollen Minas“ Herrentoiletten, legt in Frankreich das „Mouvement de Libération des Femmes“ (MLF) am „Grab des unbekanntes Soldaten“ einen Kranz für die „Frau des unbekanntes Soldaten“ nieder. Und bei allen ist das Recht auf Abtreibung eine der zentralen Forderungen.

In Deutschland hingegen beklagt die *Brigitte* noch im April 1971, dass die feministische Revolution hierzulande immer noch nicht ausgebrochen sei: „Deutsche Frauen verbrennen keine Büstenhalter und Brautkleider, stürmen keine Schönheitskonkurrenz und emanzipationsfeindlichen Redaktionen, fordern nicht die Abschaffung der Ehe und verfassen keine Manifeste zur Vernichtung der Männer. Es gibt keine Hexen, keine Schwestern der Lilith, wie in Amerika, nicht einmal Dolle Minas mit Witz wie in Holland, es gibt keine wütenden Pamphlete, keine kämpferische Zeitschrift. Es gibt keine Wut.“

Da irrte *Brigitte*. Auch die deutschen Frauen waren wütend. Über die demütigenden und nicht selten lebensgefährlichen Umstände, unter denen Abtreibungen stattfinden mussten. Über das diskriminierende Familienrecht, das ihnen ihre Bürgerinnenrechte aberkannte. Über die grassierende sexuelle Belästigung. Aber es bedurfte eines Funkens, der das Pulverfass entzündete.

Am 6. Juni 1971 erscheint der *Stern* mit dem berühmten Titelbild: „Wir haben abgetrieben“. Alice Schwarzer, die damals in Paris lebt und im MLF aktiv ist, hat die Selbstbeziehung-Aktion nach Deutschland geholt. Die *Stern*-Veröffentlichung wird innerhalb von Tagen zum nationalen Skandal – und Auslöser einer

Lawine. Frauen schweigen nicht länger. Sie reden über ihre Angst vor nicht gewollten Schwangerschaften. Über ihre Abtreibungen. Über Sexualität. Und über Gewalt. Sie reden überall, nicht mehr nur in den Universitäten, sondern in Büros, Fabriken und auf den Straßen. In zahlreichen Städten gründen sich Gruppen der „Aktion 218“. Zum ersten gemeinsamen Treffen in Düsseldorf kommen sieben Gruppen, schon zwei Wochen später sind es beim zweiten Treffen in Frankfurt 100 Frauen aus 20 Städten.

Der Aufbruch der deutschen Frauen ist nicht mehr zu stoppen. Längst geht es nicht mehr nur um den Kampf gegen den §218, sondern um andere Themen: Gewalt, Schönheitsdiktat, Zwangsheterosexualität und natürlich um das entmündigende Familienrecht. Jetzt fliegen auch in Deutschland Schweinshaxen auf Modenschauen und Steine in die Fenster von Pornoläden.

In Frankfurt organisiert Silvia Kontos mit ihren Mitstreiterinnen vom inzwischen gegründeten Frauenzentrum Abtreibungs-Fahrten nach Holland und platziert volle Windeln auf Kirchenaltäre. Cristina Perincioli initiiert in Berlin gemeinsam mit anderen Frauen die „Homosexuelle Aktion Westberlin“ und später das Frauenzentrum in der Hornstraße. Sabine Zurmühl bekommt am Ku’damm einen Zettel in die Hand gedrückt, auf dem steht: „Kommt ins Frauenzentrum!“ „Und ich dachte: Das ist was Tolles, da gehst du hin! Und ich habe da begriffen: Das, was wir jetzt hier machen, nennt sich ‚Frauenbewegung‘.“

Und Helke Sander? Die gründet die feministische Initiative „Brot und Rosen“, die 1972 ihr „Frauenhandbuch Abtreibung und Verhütungsmittel“ herausbringt, das reißenden Absatz findet.

Am 11./12. März 1972 laden die westdeutschen Frauengruppen der „Aktion §218“ zum ersten „Bundesfrauenkongress“ nach Frankfurt. Rund 450 Frauen aus 40 Städten reisen an. „Der Frankfurter Weiberrat, bisher eher be-

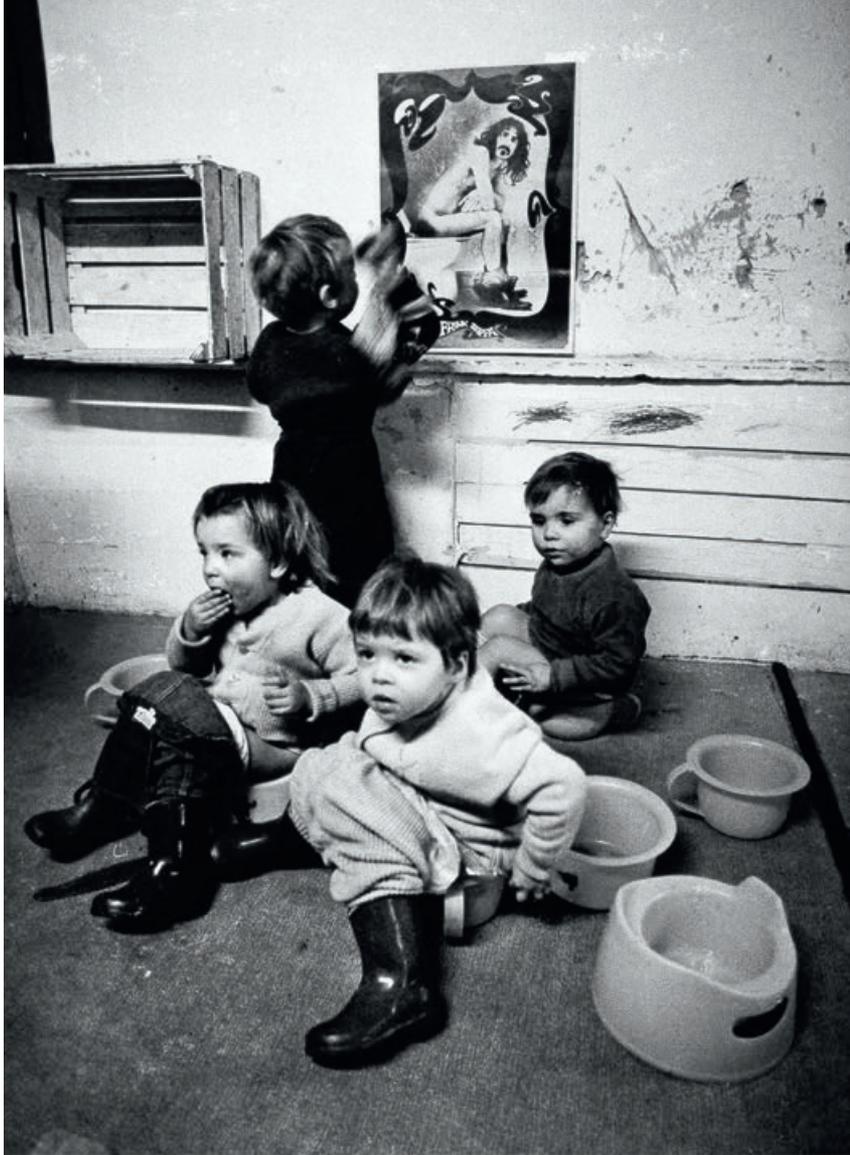
kannt dank seiner marxistischen Schulungsgruppen, erschien mit einem Lied auf den Lippen“, schreibt Alice Schwarzer damals in *Pardon*. „Da reimten sich auf der Melodie von Lotta continua die ‚Puppen‘ in der Werbung auf die ‚Leichtlohngruppen‘ in der Arbeit, und die Zeile ‚Schluss mit Objekt sein in Betten‘ auf ‚Frauen, zerreißt eure Ketten!‘. So ein wenig holprig klang das noch, trotzig und vor allem ungewohnt. Deutsche Frauen singen Kampflieder in eigener Sache – Ausdruck eines neuerworbenen Selbstbewusstseins, das ihnen, im Gegensatz zu den Amerikanerinnen und etlichen Europäerinnen, bis vor kurzem noch so ganz abgegangen ist.“

Jetzt aber ist es da, das Selbstbewusstsein, und es hat alle erfasst: Reporterin Schwarzer, angereist aus ihrer damaligen Wahlheimat Paris, notiert: „Es trafen aufeinander: geschulte Genossinnen und aufmüpfige Hausfrauen, interessierte Parteifrauen und versprengte Urfeministinnen. Zwei Tage lang wurde im Plenum und in vier Arbeitsgruppen heiß diskutiert.“ Es geht dabei um „die Funktion der Familie in der Gesellschaft“, „die Situation der erwerbstätigen Frau“ und die „Gründe für die Selbstorganisation der Frauen“.

Am Ende steht eine gemeinsame Resolution: „Frauen müssen sich selbst organisieren, weil sie ihre ureigensten Probleme erkennen und lernen müssen, ihre Interessen zu vertreten“, heißt es da. Und: „Die Gruppen, die zunächst größtenteils nur aus dem Kampf gegen den Abtreibungsparagrafen entstanden, haben erkannt, dass die Unterdrückung der Frauen in einem umfassenden gesellschaftlichen Zusammenhang zu sehen ist, der über die Abtreibungskampagne hinausgeht.“

Die deutsche Frauenbewegung ist geboren. Aber darüber demnächst mehr: zum 50. Jahrestag der neuen deutschen Frauenbewegung im Jahr 2021.

CHANTAL LOUIS 



Ein typischer Kinderladen in Berlin-Charlottenburg im Jahr 1969.

Genossen **Ihr seid unerträglich!**



Sie hielt die berühmte „Tomatenrede“ und ist eine der Gründerinnen der Kinderläden. 1937 wurde Helke Sander in Berlin geboren, die Eltern waren „Mitläufer“, der Vater ein „Tyrann“, der die „Pflicht zum Gehorsam gegenüber dem Mann“ einforderte. Sie heiratete 1959 in Finnland, bekam einen Sohn und arbeitete als Schauspielerin und Regisseurin. Zurück in Berlin ging sie zur „Deutschen Film- und Fernsehakademie“ und gründete 1968 den „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“. Später initiierte Sander die Gruppe „Brot und Rosen“ und das erste Frauenfilmfestival.

Ich wohnte in einer der ersten Kommunen in der Dernburgstraße, nicht aus Lust, sondern aus der Not heraus. Denn als alleinstehende Frau mit Kind bekam ich keine Wohnung. In der Zeit heftete ich den ersten Zettel an das schwarze Brett im SDS, um Frauen und Kinder zu finden, die in einer ähnlichen Lage waren. Dass es nicht einfach werden würde, war mir klar, denn die meisten Frauen waren jünger als ich. Mein Zettel war bald wieder abgerissen oder es standen blöde Bemerkungen von blöden Jungs darunter.

Im Sommer oder Herbst 1967 fing die „Springer-Kampagne“ an. Dafür hatten sich mindestens 20 oder 30 Arbeitskreise gebildet, die, auf die Stadt verteilt, tagten. In vielen Artikeln in der Springerpresse ging es um die Frage, wie eine Frau es einem Mann auch mit wenig Geld zu Hause nett machen kann. Diese Art Geschichten wurden aber in keinem einzigen Arbeitskreis analysiert.

Ich ging also zu diesem „Springer-Arbeitskreis“ und sagte: „Ihr habt etwas Wichtiges vergessen: die Analyse der an Frauen gerichteten Artikel. Damit entgeht euch eine vermutlich große Unterstützung.“ Aber die meinten nur: „Geh mal in die Küche. Da macht die Marianne so was Ähnliches.“ In dem Moment blieb bei mir nur Sprachlosigkeit. Ich ging aber tatsächlich in die Küche, habe so Marianne (Herzog) kennengelernt. Daraus entwickelte sich das erste Treffen des späteren Aktionsrats, denn im Unterschied zu mir kannte sie wenigstens andere Frauen.

Eine oder zwei Wochen später gab es das erste Flugblatt, das an der FU nur an Frauen verteilt wurde, und darin riefen wir auf zu einem Treffen. Diese Szene habe ich im „subjektiven Faktor“ nachgestellt. Das war irgendwie vollkommen verrückt, weil man das nicht kannte, Flugblätter nur an Frauen zu verteilen.

Zu diesem ersten Treffen kamen ungefähr 100 Leute. Es waren auch ein paar Männer dabei, die wir nicht wegschickten. Schon da gründeten wir die ersten fünf Berliner Kinderläden.

Das hatte nichts mit einem antiautoritären Konzept zu tun. Vielmehr wollten wir, ohne Geld zu haben und ohne zunächst auch nur daran zu denken, uns welches vom Senat zu holen, abwechselnd auf die Kinder aufpassen,

um damit regelmäßig ein paar freie Stunden Zeit zu bekommen. In der Diskussion ging es auch darum, dass man die Kindergärtnerinnen ansprechen sollte, aber auf eine politische Weise. Denn die hatten damals nur große Gruppen mit zwanzig, dreißig, vierzig Kindern zu betreuen.

Am Ende fragten wir uns, warum Frauen zwar einerseits die Kinder kriegen sollen, andererseits aber nicht mit definieren können, in was für eine Welt sie die Kinder hineingebären und wie die Erziehung überhaupt ablaufen soll. Mit einem Mal waren wir aus den praktischen Problemen heraus und steckten in den ganzen Kernfragen zur Frauenfrage drin.

Schon beim nächsten Treffen gaben wir uns den Namen „Aktionsrat zur Vorbereitung der Befreiung der Frauen“. Ein paar Wochen später haben wir dieses „zur Vorbereitung“ weggelassen. Wir haben nicht etwa angefangen mit dem Ziel, „jetzt werden wir eine Frauenbewegung“. Wir wollten zeigen, dass die Kinderfrage, die Mütterfrage und die Frage der Reproduktion in der Gesellschaft eng zusammenhängen.

Etwa ein Jahr lang trafen wir uns immer am Mittwoch im *Republikanischen Club*. Es war so neu, mit Frauen zu sprechen. Eine Frau sagte: „Wenn ich am Mittwochabend nach Hause komme, fühle ich mich so glücklich, das hält dann vor bis Donnerstag, Freitag, Sonnabend. Am Sonntag wird das Selbstbewusstsein schwächer, und ab Montag freue ich mich nur noch auf den Mittwoch.“

Man kann sich heute nicht mehr vorstellen, wie aufregend dieser Prozess auch intellektuell war. Wir hatten das große Bedürfnis, die Grundlagen der Frauenunterdrückung auch theoretisch zu erfassen. Niemand hat sich als Opfer gefühlt bei der Analyse von Unterdrückung. Es war eine intellektuelle Anstrengung, die endlich Erklärungen lieferte für bestimmte Erfahrungen, und darum förderte sie die Aktivität und die Befriedigung. Darum gab es das Wort „Opfer“ bei uns nicht, das heutzutage den Frauen oft nachträglich aus Unkenntnis der damaligen Situation untergeschoben wird. Ganz im Gegenteil: Wir waren die aktivsten, neugierigsten

und lustigsten Frauen, die das Bedürfnis hatten, ihren eigenen Ton zu singen.

In Berlin standen damals unendlich viele kleine Läden leer und waren superbillig zu haben. Viele Leute zogen weg von Berlin, und obendrein machten die Supermärkte nach und nach die Tante-Emma-Läden kaputt. Wir dachten, es wäre schön, alle paar Straßen einen Kinderladen zu gründen, um das leidige Zeitproblem für die Frauen auf eine praktische Art anzugehen. Die Männer wurden in die Überlegungen nicht einbezogen, denn sie hatten sich bis zu diesem Zeitpunkt nicht für die Probleme interessiert, die den Frauen durch die Kinder entstanden waren.

Doch in dem Augenblick, als wir die ersten Kinderläden in Gang gebracht hatten, kamen einige Männer wutschnaubend an und meinten plötzlich: „Das ist auch mein Kind, und ihr könnt nicht einfach irgendetwas gründen!“ Diese Männer nahmen uns die Sache dann relativ schnell aus der Hand und machten daraus den „Zentralrat der Kinderläden“. Das, wozu es sich dann entwickelte, hatten wir nicht gewollt. Doch als Aktionsrat bekamen wir sogar Hausverbot, Begründung: „Wir sind schon weiter als ihr. Denn wir sind schon bei der Emanzipation des Menschen!“

Viele von den Frauen, die jetzt die Kinderläden machten, blieben vom Aktionsrat weg, weil sie so stark mit dem Aufbau beschäftigt waren. Zum Teil waren sie ganz begeistert, dass sich ihre Männer plötzlich für das Kind interessierten, was vorher nicht der Fall gewesen war. Die Kinderläden wurden so zeitintensiv, dass die ursprüngliche Idee, Frauen mehr Zeit für sich selber zu verschaffen, um unter anderem auch über die öffentliche Erziehung nachdenken zu können, ins Leere lief. Die Frauen waren ja alle Linke, und die meisten kamen aus dem Umkreis von SDS und allgemeiner Studentenbewegung. Doch dieser Aufbau der Kinderläden hat uns praktisch von morgens bis abends und sogar nachts ununterbrochen gefordert.

Die Zahl der Kinderläden stieg sprunghaft an. Am ersten Abend wurden fünf gegründet, und in der nächsten Woche waren es schon fünf mehr. Die Frauen, deren Kinder in die Kinderläden gingen, hatten starke

Belastungen auszuhalten. Denn was dort gemacht wurde, entwickelte sich sehr stark zum Psychoanalytischen hin, und an den Folgen gingen nicht nur sehr viele Beziehungen kaputt. Die ursprüngliche Idee, Frauen Zeit zu verschaffen, verkehrte sich sogar in ihr Gegenteil. Der Kinderladen war jetzt ein „politisches Projekt“, das praktisch rund um die Uhr Einsatz forderte.

Bei der Rede, die ich im September 1968 bei der SDS-Delegiertenkonferenz in Frankfurt gehalten habe, ging es genau darum, dass wir gesagt haben: „Wenn ihr es im SDS ernst meint“, und davon sind wir ausgegangen, „dann ist es nur logisch, wenn wir das zusammen machen und ihr uns unterstützt“.

Was ankam, war die direkte Ansprache der Frauen. In allen Städten, aus denen SDS-Vertreter nach Frankfurt gekommen waren, gründeten sich Frauengruppen. So gab es schon bald mindestens 30 Frauengruppen. Deswegen konnte dieses berühmte „Schwänzeflugblatt“ auch so einschlagen, als es im Oktober 1968 bei der nächsten SDS-Delegiertenkonferenz in Hannover verteilt wurde.

Ich erinnere mich natürlich an Sigrid Rüter, die damals im SDS schon eine Position innehatte. Aber ich kannte sie gar nicht näher. Durch sie habe ich zum ersten Mal erlebt, was Zivilcourage ist. Denn sie hat sich dafür eingesetzt, dass ich bei der SDS-Delegiertenkonferenz reden konnte, ohne gut zu finden, was ich machte.

Sigrid Rüter ist diejenige, die in Frankfurt die Tomate warf, um eine Diskussion über meine Rede zu erzwingen. Sie war nicht so sehr daran interessiert, was wir als Aktionsrat gemacht haben, aber sie hat durchgesetzt, dass wir reden konnten. Das hat mich wirklich sehr beeindruckt.

Für die Genossen waren wir immer nur der „Nebenwiderspruch“. Das Wort *Feminismus* war ein Schimpfwort. Dennoch fingen wir an, es für uns wieder zu entdecken. Wir waren ja wirklich richtig abgeschnitten von unserer eigenen Geschichte. **HELKE SANDER** 

Der Text ist ein gekürzter Auszug aus: Ute Kätzel: Die 68erinnen (Rowohlt, vergriffen)



Helke Sander am 13.9.1968 auf der Delegiertenkonferenz in Frankfurt. Da staunen die Genossen (Hans-Jürgen Krahl re).



LIEBE GENOSSINNEN, GENOSSEN.

Ich spreche für den Aktionsrat zur Befreiung der Frauen. Wir stellen fest, dass der SDS innerhalb seiner Organisation ein Spiegelbild gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse ist. Nämlich dadurch, dass man einen bestimmten Bereich des Lebens vom gesellschaftlichen abtrennt, ihn tabuisiert, indem man ihm den Namen Privatleben gibt. Darin unterscheidet sich der SDS in nichts von den Gewerkschaften und den bestehenden Parteien. Diese Tabuisierung hat zur Folge, dass das spezifische Ausbeutungsverhältnis, unter dem die Frauen stehen, verdrängt wird, wodurch gewährleistet wird, dass die Männer ihre alte, durch das Patriarchat gewonnene Identität noch nicht aufgeben müssen. Man gewährt zwar den Frauen Redefreiheit, untersucht aber nicht die Ursachen, warum sie sich so schlecht bewähren, warum sie passiv sind.

Die Trennung zwischen Privatleben und gesellschaftlichem Leben wirft die Frau immer zurück in den individuell auszutragenden Konflikt ihrer Isolation. Sie wird immer noch für das Privatleben, für die Familie erzogen, die ihrerseits von Produktionsbedingungen abhängig ist, die wir bekämpfen. Die Rollenerziehung, das anerzogene Minderwertigkeitsgefühl, der Widerspruch zwischen ihren eigenen Erwartungen und den Ansprüchen der Gesellschaft erzeugen das ständige schlechte Gewissen, den an sie gestellten Forderungen nicht gerecht zu werden, bzw. zwischen Alternativen wählen zu müssen, die in jedem Fall einen Verzicht auf vitale Bedürfnisse bedeuten. (...)

Die Hilflosigkeit und Arroganz, mit der wir hier auftreten müssen macht keinen besonderen Spaß. Hilflos sind wir deshalb, weil wir von progressiven Männern eigentlich erwarten, dass sie die Brisanz unseres Konfliktes einsehen. Die Arroganz kommt daher, dass wir sehen, welche Bretter ihr vor den Köpfen habt, weil ihr nicht seht, dass sich ohne euer dazutun plötzlich Leute organisieren, an die ihr überhaupt nie gedacht habt und zwar in einer Zahl, die ihr für den Anbruch der Morgenröte halten würdet, wenn es sich um Arbeiter handeln würde.

Genossen, eure Veranstaltungen sind unerträglich. Ihr seid voll von Hemmungen, die ihr als Aggressionen gegen die Genossen auslassen müsst, die etwas Dummes sagen oder etwas, was ihr schon wisst. Warum sagt ihr nicht endlich, dass ihr kaputt seid vom letzten Jahr, dass ihr nicht wisst, wie ihr den Stress länger ertragen könnt, euch in politischen Aktionen körperlich und geistig verausgaben, ohne damit einen Lustgewinn zu verbinden. Warum diskutiert ihr nicht, bevor ihr neue Kampagnen plant darüber, wie man sie überhaupt ausführen soll? Warum kauft ihr euch denn alle den Reich? Warum sprecht ihr denn hier vom Klassenkampf und zu Hause von Orgasmusschwierigkeiten? Ist das kein Thema für den SDS?

Diese Verdrängungen wollen wir nicht mehr mitmachen. Wir konzentrierten unsere Arbeit auf die Frauen mit Kindern, weil sie am schlechtesten dran sind. Frauen mit Kindern können über sich erst wieder nachdenken, wenn die Kinder sie nicht dauernd an die Versagungen der Gesellschaft erinnern. Die politischen Frauen haben ein Interesse daran, ihre Kinder eben nicht mehr nach dem Leistungsprinzip zu erziehen. (...)

Wir wollen versuchen, schon innerhalb der bestehenden Gesellschaft Modelle einer utopischen Gesellschaft zu entwickeln. In dieser Gegengesellschaft müssen aber unsere eigenen Bedürfnisse endlich einen Platz finden. Wir haben einen so ungeheuren Zustrom, dass wir ihn kaum organisatorisch verkraften können. Unser Ziel ist zunächst, die Frauen zu politisieren, die schon ein bestimmtes Problembewusstsein haben. Dies ist am Besten möglich innerhalb der Universitäten. (...)

Genossen, wenn ihr zu dieser Diskussion, die inhaltlich geführt werden muss, nicht bereit seid, dann müssen wir allerdings feststellen, dass der SDS nichts weiter ist als ein aufgebläsender konterrevolutionärer Hefeteig. Die Genossinnen werden dann die Konsequenzen zu ziehen wissen.

HELKE SANDER



Erika Sulzer-Kleinemeier

Ulrike Meinhof 1969 vor einem Mädchenerziehungsheim in Guxhagen. Sie hatte gerade „Bambule“ gedreht, einen Film über Heime.

Meinhof „Nur Hass hilft gegen die Angst“

Der Weg von Ulrike Meinhof von der brillanten linken Journalistin zur RAF-Terroristin im Untergrund war dramatisch. Es ging ihr um Gerechtigkeit. Und um Revolution. Auch. Doch unter ihrem Hass aufs Establishment, steckte noch etwas anderes – wie bei so vielen Frauen in den militanten linksradikalen Organisationen: nämlich der Hass auf einen Mann. Die Frau, die gegen den Imperialismus und den Vietnamkrieg zunächst nur anschrieb und dann mit der Waffe in der Hand kämpfte, meinte damit ganz konkret auch ihren Ehemann Klaus Rainer Röhl (Foto re). Mit ihm gemeinsam hatte sie einst die linke Postille *konkret* gemacht. Ihre Tochter Bettina veröffentlichte jetzt einen Brief von 1970, in dem Meinhof schreibt: „Das einzige Mittel gegen die Angst ist der Hass. Wenn man sie wirklich hasst. Wenn man sich wirklich darüber im Klaren ist, daß das die Fressen sind, die als GIs in Vietnam, Persien, Kambodscha, in den Negerghettos, als Werkschutz die Politik des Imperialismus machen – dann kann man was gegen die Angst machen, sich scheiden lassen. Mein GI ist der Röhl. Und meine Angst. Mit der bin ich noch nicht fertig.“ A.S.



Dass Tomaten und Eier sehr gut geeignet sind, Öffentlichkeit herzustellen, wo andernfalls die Sache totgeschwiegen worden wäre, ist seit dem Schah-Besuch sattem bekannt. Als Verstärker von Argumenten haben sie sich schon mehrfach als nützlich erwiesen. Aber die Studenten, die da den Schah besudelten, handelten doch nicht in eigener Sache, eher stellvertretend für die persischen Bauern, die sich zur Zeit nicht wehren können, und die Tomaten konnten nur Symbole sein für bessere Wurfgeschosse. (...)

Die Tomaten, die auf der Frankfurter Delegiertenkonferenz des SDS geflogen sind, hatten keinen Symbolcharakter. Die Männer, deren Anzüge (die Frauen wieder reinigen werden) bekleckert wurden, sollten gezwungen werden, über Sachen nachzudenken, über die sie noch nicht nachgedacht haben. Nicht ein Spektakel für eine alles verschweigende Presse sollte veranstaltet werden, sondern die waren gemeint, die sie an den Kopf gekriegt haben. Und die Frau, die die Tomaten warf, und die, die die Begründung dazu geliefert hatten, die redeten nicht aufgrund entlehnter, mühsam vermittelter Erfahrung, die sprachen und handelten, indem sie für unzählige Frauen sprachen, für sich selbst.

Und es scherte sie einen Käse, ob das, was sie zu sagen hatten, das ganz große theoretische Niveau hatte, das sonst im SDS anzutreffen ist, und ob das alles haargenau hinhaut und ob auch der *Spiegel* ihnen zustimmen würde, wären sie doch erstickt, wenn sie nicht geplatzt wären. Ersticken doch täglich Millionen von Frauen an dem, was sie alle herunterschlucken, und essen Pillen dagegen – Contergan, wenn sie Pech haben, oder schlagen ihre Kinder, werfen mit Kochlöffeln nach ihren Ehemännern, motzen und machen vorher die Fenster zu, wenn sie einigermaßen gut erzogen sind, damit keiner hört, was alle wissen: Dass es so, wie es geht, nicht geht.

Der Konflikt, der in Frankfurt nach ich weiß nicht wie vielen Jahrzehnten wieder öffentlich geworden ist – wenn er es so dezidiert überhaupt schon jemals war –, ist kein erfundener, keiner, zu dem man sich

so oder so verhalten kann, kein angelesener; den kennt, wer Familie hat, auswendig, nur dass hier erstmalig klargestellt wurde, dass diese Privatsache keine Privatsache ist.

Der *Stern*-Redakteur, der die Sache griffig abgefieselt hat – seit Jahren schwele im SDS die Auseinandersetzung über die Unterdrückung der weiblichen Mitglieder –, hat nur noch nicht gemerkt, dass gar nicht nur von der Unterdrückung der Frauen im SDS die Rede war, sondern sehr wohl von der Unterdrückung seiner eigenen Frau in seiner eigenen Familie durch ihn selbst. Der *konkret*-Redakteur, der die Sache mit den Tomaten als einen Zwischenfall unter anderen auf der Delegiertenkonferenz erlebte und diese Frauen, die ausdrücklich den autoritären Ruf nach dem Gesetzgeber ablehnen, als „Frauenrechtlerinnen“ apostrophierte; auch der, wengleich gemeint, hat sich noch nicht getroffen gefühlt, wohl weil er nicht getroffen wurde.

Und Reimut Reiches Vorschlag für die Frauen, doch einfach den Geschlechtsverkehr zu verweigern, bestätigte Helke Sanders Vorwurf, dass die Männer den Konflikt noch ganz verdrängen, wollte auch er ihn doch in jene Privatsphäre zurückverweisen, aus der er eben erst durch Referat mit Tomaten ausgebrochen war.

Diese Frauen aus Berlin in Frankfurt wollen nicht mehr mitspielen, da ihnen die ganze Last der Erziehung der Kinder zufällt, sie aber keinen Einfluss darauf haben, woher, wohin, wozu die Kinder erzogen werden. Sie wollen sich nicht mehr dafür kränken lassen, dass sie um der Kindererziehung willen eine schlechte, gar keine oder eine abgebrochene Ausbildung haben oder ihren Beruf nicht ausüben können, was alles seine Spuren hinterlässt, für die sie in der Regel selbst wieder verantwortlich gemacht werden. Sie haben klargestellt, dass die Unvereinbarkeit von Kinderaufzucht und außerhäuslicher Arbeit nicht ihr persönliches Versagen ist, sondern die Sache der Gesellschaft, die diese Unvereinbarkeit gestiftet hat. Sie haben allerhand klargestellt.



Diese Kolumne von Ulrike Meinhof erschien am 7.10.1968 in *konkret*.

Sie haben nicht rumgejammert und sich nicht als Opfer dargestellt, die Mitleid beantragen und Verständnis und eine Geschirrspülmaschine und Gleichberechtigung und Papperlapapp. – Sie haben angefangen, die Privatsphäre, in der sie hauptsächlich leben, deren Lasten ihre Lasten sind, zu analysieren; sie kamen darauf, dass die Männer in dieser Privatsphäre objektiv die Funktionäre der kapitalistischen Gesellschaft zur Unterdrückung der Frau sind, auch dann, wenn sie es subjektiv nicht sein wollen. Als die Männer darauf nicht eingehen konnten, kriegten sie Tomaten an den Kopf.

Nicht dem permanenten Ehekrach soll das Wort geredet werden, sondern der Öffentlichkeit des Krachs. Die Reaktion der Männer auf der Delegiertenkonferenz und die auch der immer noch wohlwollenden Berichterstatter zeigte, dass noch erst ganze Güterzüge von Tomaten verfeuert werden müssen, bis da etwas dämmert. Die Konsequenz aus Frankfurt kann nur sein, dass mehr Frauen über ihre Probleme nachdenken, sich organisieren, ihre Sachen aufarbeiten und formulieren lernen und dabei von ihren Männern erstmal nichts anderes verlangen, als dass sie sie in dieser Sache in Ruhe lassen und ihre tomatenverkleckerten Hemden mal alleine waschen.

ULRIKE MEINHOF 



Robin Morgan (Mi) 1968 bei einem Protest gegen einen Miss-America-Schönheitswettbewerb in Atlantic City.

Morgan **Sisterhood Is Powerful!**

Als Mädchen war sie in den USA ein Kinderstar. Als junge linke Aktivistin ließ sie die Genossen hochgehen: mit ihrer Kampfansage „Goodbye to all that“ (1970) über den Frauenhass in der Linken. Da war Morgan schon berüchtigt. Sie hatte 1968 den ersten Frauenprotest gegen den Miss-America-Wettbewerb auf die Beine gestellt und die radikal-feministische Gruppe W.I.T.C.H. gegründet. 1970 erschien die von ihr initiierte Anthologie „Sisterhood Is Powerful“ – der Satz wurde zum internationalen feministischen Schlachtruf. Bis heute berät die 77-Jährige das Magazin *Ms.*, das sie ab 1989 für fünf Jahre als Chefredakteurin leitete. Ihr Podcast „Women’s Media Center Live with Robin Morgan“ läuft weltweit, zuletzt erschien von ihr der Gedichtband „Dark Matter“. Morgan glaubt, dass die Zeit reif ist für eine neue, echte Frauenrevolution. Warum, darüber hat sie mit EMMA-Redakteurin Alexandra Eul gesprochen.



Robin Morgan beim EMMA-Gespräch in ihrem Garten mitten im Greenwich Village.

Weggefährtinnen kennen dich als die Herausgeberin der Anthologie: „Sisterhood Is Powerful“. Der Slogan ist weltweit berühmt geworden. Wenn du diesen Spruch heute hörst, was denkst du dann?

Als ich das Buch gemacht habe, war das Wort „Sisterhood“ für mich noch etwas, was wir angestrebt haben. Heute ist die globale Frauenbewegung Realität: in Flüchtlingscamps im Gaza-Streifen genauso wie in den Reisfeldern auf den Philippinen. Wir befinden uns in einer weltweiten Krise, was Politik, Gewalt und die Umwelt betrifft. Und wir haben viele Belege, dass die Frauenbewegung mit dem, was sie schon vor 20, 30 Jahren gesagt hatte, Recht behalten hat.

Und das wäre?

Dass der Auslöser für einen aggressiven oder kriegerischen Umgang mit den Nachbarinnen und Nachbarn nicht nur auf Geografie, Ressourcen, Religion oder politischen Systemen beruht, sondern auch darauf, wie die Gesellschaft ihre Frauen behandelt. Wir Feministinnen

haben immer schon darauf hingewiesen, dass die Familie das Spiegelbild des Staates ist. Und wenn die Familie patriarchal organisiert ist, ist es der Staat auch.

Die Themen von heute sind also die Themen von damals – ist das nicht auch ein bisschen deprimierend?

Nein! Die Basis des erfolgreichen Graswurzel-Aktivismus heute ist die 40 oder sogar 50 Jahre lange Vorarbeit. Das ist so, als ob du eine Pumpe mit Wasser füllst – und erst mal passiert gar nichts. Die Pumpe ist rostig und sie quietscht und es kommt nichts raus. Aber du bleibst dran, und du bleibst dran – und irgendwann fließt das Wasser. Wenn wir mal einen Schritt zurücktreten und die Geschichte betrachten, dann waren wir ganz schön schnell!

Wissen die Frauen in den Graswurzel-Organisationen eigentlich, auf wessen Schultern sie stehen?

Viele schon. Als *Ms.* oder auch EMMA in den 70er-Jahren gestartet sind, da haben

uns die Leute ja noch für verrückt erklärt und gesagt: Der Sache gebe ich sechs Monate, dann hat sich das erledigt. Aber wir sind immer noch da! Feminismus ist zurzeit sogar angesagt. Was ich urkomisch finde! Selbst Shaking-Your-Ass-Beyoncé ist jetzt Feministin. Gut so. Es gibt so viele Teenagerinnen, die Beyoncé schätzen und die werden durch sie dann vielleicht neugierig.

Manche sprechen vom Ausverkauf des Feminismus.

Es hat schon immer die gegeben, die behaupten, der Feminismus sei zu puritanisch – und andere, die behaupten, er sei einfach nicht puritanisch genug. Oder auch: Feminismus sei rassistisch. So ein Unsinn! Women of colour waren von Anfang an in der Frauenbewegung dabei. Die Medien haben das einfach nur verschwiegen.

Schätzen die jungen Feministinnen euch Pionierinnen denn angemessen?

Nein, tun sie nicht. Aber ich werde mich sicherlich nicht in die Großmutter verwandeln, die sagt: Du weißt ja gar nicht, wie gut du es hast, ich musste noch sechs Meilen durch den Schnee laufen, in Socken! Stattdessen sage ich ihnen: Ihr schuldet uns gar nichts. Und hier kommt ein kleines, schmutziges Geheimnis: Wir haben das alles auch gar nicht für euch getan – wir haben es für *uns* getan. Wobei es natürlich ganz nett wäre, ein kleines Danke zu hören. Frauen wird viel zu wenig gedankt. Im Gegensatz zu Männern, die verleihen sich ja quasi die ganze Zeit Medaillen.

Und was ist mit den Konflikten innerhalb der feministischen Szene?

Wir dürfen keine Zeit mit diesen Debatten verlieren. Ich frage mich einfach nur: Sind die Frauen daran interessiert, nicht verprügelt oder vergewaltigt zu werden und selbstbestimmt mit ihren eigenen Körpern umzugehen? Und interessiert sie das alles nicht nur aus egoistischen Motiven, sondern auch wegen der anderen

Frauen? Prima, dann arbeite ich mit ihnen! Ich war immer eher eine Aktivistin als eine Theoretikerin. Es ist viel leichter, die Frau von nebenan zum Problem zu erklären – weil sie angeblich zu korrekt oder auch nicht korrekt genug ist – als gegen die eigentliche Macht zu kämpfen. Denn das kann dich umbringen. Oder dazu führen, dass du gefeuert wirst. Oder dass du das Sorgerecht für deine Kinder verlierst. Oder ins Exil geschickt wirst.

Wie sieht es mit einem so umkämpften Thema wie der Prostitution aus? Für die einen eine Verletzung der Menschenwürde, für die anderen „ein Job wie jeder andere“.

Für mich vertreten Frauen, die Prostitution als Beruf wie jeder andere bezeichnen, ganz einfach keine feministische Position. Diese „Sexarbeiterinnen“ werden von der Industrie der sexuellen Ausbeutung finanziert. Der Begriff Feministin ist ja nicht geschützt. Jede kann sich so nennen. In Amerika gibt es sogar „Feministinnen für das Leben“. Die sind gegen Verhütung und gegen Abtreibung.

Wie war das eigentlich damals, als ihr Ende der 1960er-Jahre aufgestanden seid?

In meinem Fall war es der Zeitpunkt, als ich 1970 „Goodbye To All That“ geschrieben habe. Da habe ich mich zwar schon als Women's Liberationist, also als eine Frauenbefreierin bezeichnet, aber nicht als Feministin. Da habe ich damals noch einen großen Unterschied gemacht. Ich war ja noch in der Linken aktiv.

Warum hat sich das dann geändert?

Ich bin mit „Sisterhood Is Powerful“ auf Lesereise gegangen und habe kleine Städte im ganzen Land besucht. Und da habe ich so viele Frauen getroffen – Schwarze und Weiße und Latinas, Alte und Junge, Heterosexuelle und Lesbische. Die eine hat sich für Frauen in Gefängnissen eingesetzt. Die andere hat in den Vorläuferinnen von Planned-Parenthood-Abtreibungskliniken gearbeitet. Und noch

andere haben einfach Ampeln repariert, damit ihre Kinder nicht überfahren werden. Und alle diese Frauen hatten ein ernsthaftes Interesse daran, was die anderen taten. Und ich dachte mir: Oh mein Gott, das ist die Bewegung, die ich will! Nicht diese Szene, die man damals an der Ost- und der Westküste und in Chicago fand: Eine von der Linken kontrollierte „sozialistisch-feministische Bewegung“, wie diese Frauen es nannten. Mit Männern, die Politik machten – und mit Frauen, die Kaffee kochten.

Du hast dich aus diesem Milieu freigeschrieben.

(stöhnt) Oh ja! Ich hatte einfach genug! Die Reaktionen auf die Frauenbewegung innerhalb der Linken waren ja auch wahnsinnig gewaltsam. Wir mussten mit allen Männern schlafen. Wir Frauen sind auf den Treffen im wahrsten Sinne des Wortes gesteinigt worden. Unsere Gegner haben mit Tomaten und Eiern angefangen – und dann haben sie sich Steine gegriffen. Wir Frauen wurden als Konter-Revolutionäre und Bourgeoisie beschimpft, weil wir Feministinnen waren. Irgendwann ist mir einfach der Kragen geplatzt – und ich habe „Goodbye To All That“ geschrieben, eine Abrechnung. Ich habe damals weinend an der Schreibmaschine gesessen. Und weil ich in dem Artikel Namen genannt habe, gab es für mich auch keine Rückkehr mehr. Ich habe alle Türen zugeschlagen. Aber dann habe ich plötzlich von Frauen gehört, die gesagt haben: Ach, du auch? Das war so,

als hätte ich einen Geist aus der Flasche gelassen.

Ruft ihr euch eigentlich heute noch an, nach so einer Trump-Wahl, und sagt: Mädels, wir müssen wieder auf die Straße? Nein. Ich habe mit manchen Frauen von W.I.T.C.H. noch Kontakt, mit anderen nicht. Die meisten von uns sind ja gar nicht mehr so aktiv wie ich. Aber sie sind natürlich immer noch Feministinnen, und sie waren auch auf dem Frauenmarsch. Aber es ist nicht mehr ihr Lebensinhalt.

Deiner schon. Warum bist du drangeblieben?

(lacht) Ich weiß es nicht. Eine Freundin sagt immer: Du fühlst dich am wohlsten, wenn du dich richtig weit aus dem Fenster lehnen kannst! Und wahrscheinlich werde ich selbst auf dem Sterbebett so etwas sagen wie: Moment, was ist, wenn wir versuchen würden ... Ganz wie Alice Schwarzer. Und auch Gloria Steinem. Ich bezeichne solche Frauen als Langstreckenläuferinnen. Und ich bewundere sie sehr, weil ich den Preis kenne, den sie zahlen für das, was sie tun.

Gibt es eigentlich etwas, was du bereust.

Ich hätte aus meiner Ehe viel früher rausgehen sollen. Mein Selbstbetrug war atemberaubend! Ich bin durch das Land gereist und habe Frauen erklärt, wie sie für ihre Rechte aufstehen können. Und dann bin ich nach Hause gekommen und habe auf dem Sofa in meinem Arbeitszimmer geschlafen – weil mein Mann mal wieder betrunken war und getobt hat. Aber er war auch ein guter Mann und zumindest am Anfang ein guter Vater für meinen Sohn Blake. Und ein toller Poet, zumindest als er jung war. Und er war schwul. Ich wusste, wenn ich ihn heirate, rastet meine Mutter aus. Aber irgendwann wurde er dann zum feministischen Prinzen. Ein feministischer Prinz kommt zusammen mit seiner Frau von einer Demonstration nach Hause, reibt sich das Tränengas aus den Augen und sagt: Wow,

„Die extreme Linke und die extreme Rechte sind beide viel zu verliebt in ihren Penis.“

ich bin wirklich erschlagen. Und dann legt er sich aufs Sofa und nimmt sich eine Ausgabe von *Ms.* oder *EMMA* und liest. Und sie reibt sich das Tränengas aus den Augen und geht in die Küche und macht das Abendessen. Und er ruft: Hier ist ein echt guter Artikel, den solltest du lesen!

Eine deiner Weggefährtinnen, die einen hohen Preis bezahlt hat, ist im vergangenen Jahr gestorben: Kate Millett.

Wir haben uns in den späten 1960ern kennengelernt. Kate und ich sind uns dann häufiger begegnet, weil wir ja beide Aktivistinnen und Künstlerinnen waren – und wir sind Freundinnen geworden.

Nicht alle sind freundschaftlich mit Kate umgegangen, manche Frauen aus der Bewegung haben sie fertiggemacht.

Ja, Kate wurde erstmals angegriffen, als bekannt wurde, dass *Time* sie nach dem Erscheinen von „Sexual Politics“ (auf Deutsch: „Sexus und Herrschaft“) für den Titel posieren lassen wollte. Das hat sie damals unter dem Druck der Bewegung abgelehnt. Jede Frau, die es wagte, zum Feminismus mit ihrer eigenen, individuellen Stimme – unabhängig vom anonymen Kollektiv – beizutragen, wurde damals bespitzelt und niedergemacht. *Time* hat das Porträt trotzdem gebracht, und Kate wurde als angeblicher „Star“ verdammt. Es war ja schon schmerzhaft genug, den ganzen Hass von den Männern zu erleben, aber von anderen Frauen, sogar von Feministinnen, das war vernichtend. Zum Glück war Kate zwar schüchtern, aber sie hatte ein Ego in der Größe von Montana. Und mein Ego hatte das Ausmaß von Godzilla, der gerade Cleveland gefressen hatte. Was sehr hilfreich war, denn weil wir ehrlich über unsere Bisexualität gesprochen hatten, wurden wir sozusagen in Stereo attackiert: Von den homophoben, heterosexuellen Frauen in der Bewegung, denen wir zu lesbisch waren – und von den Lesben, denen wir nicht lesbisch genug waren. Mich langweilt dieses Zentral-Komitee-Denken im Stil von „Das ist die ein-

zige richtige Art, Feministin zu sein“ bis heute.

Wofür lohnt es sich, stattdessen zu kämpfen?

Für die Selbstbestimmung über den eigenen Körper. Das schließt alles mit ein, von der Lust über die sexuelle Gewalt bis hin zur Abtreibung. Oder für Nahrung – die meisten Frauen auf diesem Planeten haben nicht genug Essen. Oder für Wasser. Oder für Frieden. Und gegen den Aufstieg der Fundamentalisten: sowohl der Evangelikalen in den USA – die christlichen Taliban – als auch der islamischen Fundamentalisten und ultra-orthodoxen Juden. Das ist der ultimative Backlash des Patriarchats. Ich bin fest überzeugt, dass die alle miteinander verbandelt sind – obwohl es so aussieht als wären sie miteinander im Krieg.

Wie meinst du das?

Wir wissen in soziologischer Hinsicht, dass die gefährlichste Zeit für eine misshandelte Frau die ist, in der sie ihm sagt, dass sie ihn verlassen wird. Wenn sie einfach nur sagt: „Herman, ich gehe!“ Das sollte keine Frau tun, sie sollte einfach gehen. Denn der Moment, in dem sie das sagt, ist der Moment, in dem er „seinen Besitz“ tötet. Und das ist genau das, was gerade auf globaler Ebene passiert. Das exponentielle Wachstum und auch die Effizienz der Frauenbewegungen, von Kenia bis China, hat so eine immense Kraft entwickelt, dass wir einen globalen Backlash des Patriarchats erleben. Als ob alle Frauen, sprich: die halbe Weltbevölkerung, gesagt hätte: „Herman, wir gehen!“

Es gibt also für dich eine Parallele zwischen der Wahl eines Machos wie Trump und dem Islamischen Staat, der Frauen verklavt?

Ja. Vielleicht sind einige dieser Männer gar nicht clever genug, um das selbst zu begreifen. Aber das spielt keine Rolle. Wir haben es mit einer systemischen Reaktion zu tun. Es ist ein Kampf um Leben und Tod. Und ich denke, dass

Frauen gesamthistorisch betrachtet auf eine einzigartige Weise qualifiziert sind, diesen Kampf zu führen.

Ist es in den USA gefährlicher geworden, eine aktive Feministin zu sein?

Ja. Aber die, die nur aus Style-Gründen dabei sind, realisieren das noch nicht. Für sie wird die Reaktion eine bittere Erfahrung werden. (*lacht*) Bisher schützt uns die Inkompetenz der Trump-Regierung. Sonst wären Frauen wie ich vielleicht schon im Lager. Und es wird alles noch schlimmer werden, wenn nicht endlich jemand aufsteht und sagt: Habt ihr denn gar keinen Anstand mehr, das hier muss aufhören! Wie in der McCarthy-Ära. Und dann werden andere folgen. Ihr habt immerhin eine Frau an der Macht, die bei Verstand ist und die zur Anführerin der freien Welt geworden ist. Ich wünschte, wir hätten eine Angela Merkel!

Was ist mit den Männern, ziehen manche mit?

Nicht schnell genug – aber immerhin bewegen sie sich ein bisschen. Man sieht heute ja häufiger Männer mit Kinderwagen. Und ich kenne zumindest einige Männer, die darauf bestehen, dass ihre Vorstände zur Hälfte mit Frauen besetzt sind. Nur die extreme Rechte und die extreme Linke, die beiden sind immer noch viel zu sehr verliebt in ihre Schwänze.

Gibt es noch etwas, was du den EMMA-Leserinnen sagen möchtest?

Als die frühere Chefredakteurin von *Ms.* möchte ich einfach nur Danke sagen – an Alice und euch EMMA-Frauen. Und auch an die Leserinnen und Leser von EMMA. Den Kampf und auch die Qual und die Triumphe – und die Blamagen – der Frauenbewegung über so lange Zeit auszuhalten und zu dokumentieren, das ist unbezahlbar. Aber sowas wird ja leider häufig immer erst dann klar, wenn wir verschwunden sind ...



Im Netz

www.robinmorgan.net





phyllis-chesler.com

Die Amerikanerin Phyllis Chesler 1972 in Israel. Rechts: Die bis heute aktive Phyllis in ihrer Wohnung in New York.

Chesler **Auch Frauen können sexistisch sein**

Phyllis Chesler, 77, hat viele Tabus gebrochen. Sie hat 17 Bücher verfasst, darunter den internationalen feministischen Klassiker „Frauen, das verrückte Geschlecht?“. So manches, was wir Frauen heute über unsere inneren und äußeren Hürden wissen, geht auf Cheslers Pionierinnengeist zurück. Das aktuelle Thema der emeritierten Psychologie-Professorin behandelt wieder ein Tabu: den politischen Islam. Davon ist die amerikanische Jüdin doppelt betroffen. Ihr neuestes Buch über Ehrenmorde ist gerade auf Englisch erschienen. Dennoch ist die Kämpferin manchmal resigniert. Warum, darüber hat sie mit EMMA-Redakteurin Alexandra Eul bei einem Treffen in ihrem New Yorker Apartment gesprochen.



Phyllis, deine Weggefährtinnen kennen dich als die Autorin des bahnbrechenden Buches „Frauen, das verrückte Geschlecht“. Wie schätzt du die Situation der Frauen heute ein?

Ich bin sehr entmutigt. Die universalen Werte, für die wir eingetreten sind, sind der Ideologie des Kulturrelativismus geopfert worden. Es ist nicht mehr erlaubt, selbst die barbarischsten Menschenrechtsverletzungen an Frauen zu kritisieren, sobald sie zum Beispiel von Muslimen begangen werden. Ich bin in den 1960er-Jahren als Braut eines Afghanen in Afghanistan in Gefangenschaft gehalten worden. Ich habe also den Frauenhass der Prä-Taliban-Ära selbst zu spüren bekommen. Schon damals hat der fundamentalistische Islam dieses wunderschöne Land mit dem Schwert unterjocht. Heute weigern sich ausgerechnet die als modern geltenden Feministinnen, das Kopftuch zu kritisieren. Oder die Genitalverstümmelung. Oder Ehrenmorde. Oder den Femizid. Oder Gewalt im Namen der Ehre. Oder Zwangsheirat. Jede, die das anprangert, wird als „Rassistin“ verleumdet.

Und die Muslime und Musliminnen?

Die Menschen, die vor allem endlich zwischen Islam und Islamismus unterscheiden müssen, sind die Muslime selbst! Stell dir mal vor, du lebst in Marokko oder in der Türkei. Die liberalen Musliminnen und Muslime sind von den Regierungen im Westen nie genug unterstützt worden. Die arbeiten lieber mit Islamisten zusammen.

Es gibt im Iran, in Saudi-Arabien, in Tunesien oder auch in Ägypten sehr mutige Frauen, die sich gegen dieses System der Gewalt auflehnen.

Ja, und diese Frauen sind mutiger als die Frauen im Westen. Muslimische Feminis-

tinnen, die gegen Ehrenmorde engagiert sind, fragen sich: Was stimmt mit den westlichen Feministinnen nicht? Warum lassen sie uns so fallen? Warum wollen sie nicht begreifen? Und ich muss sagen: Ich bin da mit meiner Weisheit ein bisschen am Ende. Auch weil ich mich so schäme.

Warum fällt es den Frauen im Westen so schwer, sich mit den Frauen in den arabischen Ländern zu verschwestern?

Gute Frage! Ich denke, dass viele westlichen Feministinnen einfach zu große Angst davor haben, es sich mit der linken Intelligenzia zu verschmerzen. Und mit den eher links orientierten Universitäten, wo sie lernen und lehren. Oder mit den linken Stiftungen, die ihre Arbeit finanzieren. Manchmal wird ihre Arbeit ja sogar direkt aus dem Iran und Saudi-Arabien gesponsert. Und deswegen müssen sie Pro-Islam sein.

Was sollten wir universalistischen Feministinnen also tun?

Wir haben keine Kontrolle über das, was gerade in Ägypten oder in der Türkei passiert. Aber wir sollten eine Kontrolle darüber haben, was in unseren eigenen Ländern passiert. Und das bedeutet: Gesetze erlassen, die Frauen aller Religionen schützen – und auch die, die nicht religiös sind. Wir brauchen Schutzräume für Frauen und Mädchen, die vor Gewalt im Namen der Ehre fliehen. Und wir sollten die Burka verbieten, dieses Gefängnis aus Stoff.

Wie war denn die Stimmung, als die Women's Lib Ende der 1960er-Jahre losgelegt hat?

Das war wirklich eine Revolution! Wir hatten ein Fenster in der Geschichte, das sich so nie wieder geöffnet hat. Und die Illusion, dass uns das ganze Patriarchat zu Füßen liegen wird. Hunderte, ach Tausende Frauen sind alle zur selben Zeit aus ihren Häusern herausgetreten. Es war eine Erlösung, fast wie eine Party. Frauen wurden zu Verbündeten. Alleine das war schon revolutionär. Vorher hatten wir ja nur Bücher von Männern gelesen und

auch die meisten unserer Professoren waren Männer. Und wir glaubten, wir würden unsere Revolution innerhalb eines Jahrzehnts erledigen. Wir waren allgegenwärtig, sogar die Medien haben positiv über uns berichtet. Es war in den 60er- und 70er-Jahren bei weitem nicht so hart, eine Feministin zu sein, wie es dann später in den 80er- und 90er-Jahren werden sollte.

Und warum bist du auf die Straße gegangen?

Ich hatte mein ganzes Leben nur darauf gewartet! Wenn du früher als Mädchen aufgewachsen bist, warst du einfach weniger wert. Du solltest das Leben deiner Mutter leben. Und wenn du das nicht konntest oder nicht wolltest, dann warst du eine schlechte Tochter. Und wenn du zur Schule gegangen bist, dann haben sie dir gesagt: Für dich gibt es keine Zukunft, warum verschwendest du hier deine Zeit? Und wenn du dann einen Freund hattest, der dich schlecht behandelt hat, dann hast du gedacht: Das liegt an mir, ich bin hässlich und schrecklich. Selbstverständlich bist du auf der Arbeit sexuell belästigt worden. Wenn du nicht mit dem Boss ins Bett gegangen bist, hast du deinen Job verloren. Und du wusstest gar nicht, dass es direkt um die Ecke eine politische Analyse gibt, dank der plötzlich dein ganzes Leben einen Sinn ergibt. Wir Frauen hatten bis dahin isoliert und alleine gelitten und gekämpft.

Ist das heute anders?

Ich weiß es nicht ... Vielleicht ist es heute alles etwas unpolitischer und ichbezogener. Und der Hype der Identitäts-Debatte, der Fokus auf den Lesbisch-Schwul-Bi-Transgender-Wahnsinn, der ja inzwischen an einen Kult grenzt, macht es noch schwerer. Das ist wie eine Verschwörung. Wobei ich sagen würde, dass lesbische Frauen sehr bewusst sind, vielleicht sogar bewusster als heterosexuelle Frauen. Aber wir haben es jetzt vor allem mit der Politik von schwulen Männern zu tun. Sie haben die Homo-Ehe erkämpft. Sie sind es, die jetzt die Leihmutterchaft befeu-

ern, eine immense Ausbeutung von Frauen. Und ausgerechnet manche heutige Feministin ist für die Leihmutterchaft. Ich verstehe das Leid der unfruchtbaren Frauen sehr gut. Aber heißt das, dass jemand anderes ausgebeutet werden darf?

Wie sagst du zur Trump-Regierung?

Der hat keinen blassen Schimmer, was er da eigentlich tut. Er ist daran gewöhnt, Deals zu machen und niemandem Rechenschaft abzulegen. Und er ist nicht daran gewöhnt, eine Weltmacht zu sein. Er ist ein Sexist. Aber das waren seine Vorgänger auch. Bill Clinton! Er hat Monika Lewinskys Leben für immer ruiniert. Ja, er war charmant und hatte diese magnetische Ausstrahlung. Aber er hat seine Macht ausgenutzt. Obama hatte immerhin viele starke Frauen um sich. Und Trump hat seine Tochter. Das ist wirklich wie am königlichen Hof: Jeder ist dein Feind, und du kannst nur deinem eigenen Blut vertrauen.

Gibt es in den USA als Reaktion auf Trump gerade so etwas wie eine wiedererwachende Frauenbewegung?

Ach, wenn du nur Recht hättest! Ich befürchte, du irrst! Es ist jedenfalls nicht meine Bewegung, wenn du dir einfach nur eine pinke Pussy-Mütze aufsetzt. Und die wichtigsten Probleme, mit denen Frauen zu kämpfen haben, sind ja auch nicht Transgender-Rechte. Frauen haben Probleme mit der Kinderbetreuung. Sie werden Mütter und verlieren ihre Mobilität. Sie müssen bei ihrer Karriere zurückstecken. Wenn ihr Ehemann stirbt, krank wird oder sie verlässt, kippen sie, wenn sie nicht reich geboren sind, in Armut.

Du hast 1986 das Buch „Mothers on Trial“, Mütter vor Gericht, veröffentlicht. Ist es seither nicht besser geworden?

Ein bisschen. Aber die meisten Probleme sind noch schlimmer geworden. Zum Beispiel beim Inzest. Wenn eine Mutter heute bemerkt, dass der Vater die Tochter oder den Sohn missbraucht, wird ihr An-

walt ihr sehr wahrscheinlich raten: „Sagen Sie nichts! Sonst verlieren Sie das Sorgerecht!“ Denn die Mutter wird als verrückt und rachsüchtig dargestellt. Und über den womöglich ja sogar charmanten Vater wird gesagt: Warum sollte dieser Mann seinen Kindern so etwas antun?

Du hast damals das angebliche „Verrücktsein“ als Waffe gegen die Frauen beschrieben. Was ist der neue Wahnsinn?

Guck dir doch den IS mal an. Die müssen keine fragwürdigen Diagnosen stellen. Diese barbarischen Kulturen verschleiern Frauen einfach, zwingen sie dazu, Sexsklaven zu sein und Babys zu produzieren. Sie müssen das nichtmal rechtfertigen.

Bist du enttäuscht, dass der Fortschritt für die Frauen ausbleibt?

Es geht nicht um mich. Wir haben es mit einem politischen Problem zu tun, dass nur durch eine Revolution gelöst werden kann. Aber wie das so ist mit den Revolutionen: Sie gehen langsam und in kleinen Schritten voran. Wir haben den Missbrauch nicht abgeschafft, aber wir haben ihn immerhin öffentlich gemacht. So wie auch das Thema Abtreibung und die sexuelle Gewalt.

Würdest du sagen, dass die neue Feministinnen-Generation sich genug mit diesen Problemen beschäftigt?

Mir scheinen ihre Ansprüche zu hoch. Sie denken, dass sie diese ganzen Rechte ja schon immer hatten – und dass sie sie auch niemals verlieren werden. Sie scheinen gar nicht zu wissen, auf wessen Schultern sie eigentlich stehen. Und wenn sie an die Hochschule gehen, dann lesen sie auch nicht die Radikalsten und Visionärsten von uns oder lernen etwas über unsere Geschichte. Sie lesen postmoderne, post-kolonialistische Schriften. Und dann heißt es: Rassismus-Vorwurf über alles. Feministisches Wissen wird ausgelöscht, Generation für Generation für Generation – wie Dale Spender es schon brillant dokumentiert hat. Das passiert gerade wieder.

Mit welchen Folgen?

Die Frauen sind permanent mit individualistischen Körperfragen beschäftigt. Ich finde das schon reichlich narzisstisch. Es mag daran liegen, dass ich Großmutter bin – aber wenn mir auf der Straße halbnackte junge Frauen begegnen, dann mache ich mir Sorgen. Ich würde selbstverständlich niemals einer Frau die Schuld für eine Vergewaltigung geben, selbst wenn sie splitterackt über die Straße rennt. Aber wie Beyoncé oder Kim Kardashian rumzurenen, die nur 10.000-Dollar teure Bikinis tragen – das hat doch keine Würde! Wenn ich mir das Ausmaß anschau, in dem gerade jüngere Frauen den Feminismus als die Freiheit interpretieren, sich wie Idiotinnen zu verhalten – das ist schon enttäuschend.

Du hast 1997 das Buch „Letters to a Young Feminist“ geschrieben. Dafür bist du von jungen Feministinnen angefeindet worden.

Ja. Ich denke, unser Verbrechen ist, dass wir noch da sind. Wir sind nicht tot, und wir setzen unsere Arbeit fort, auf eine sehr fortschrittliche Art. Was ihnen in die Quere kommt. Ich habe mal eine wirklich erschütternde Erfahrung mit einer Besprechung in einem Buch gemacht. Das Kapitel hieß: „Letter to an Older Feminist“. Sie haben mich interviewt und sie waren sehr freundlich – und dann war ich die einzige Feministin, die sie kritisiert haben. Tenor: Erkenne uns endlich an! Und ich dachte: Interessant! Wir hätten niemals bei unseren Müttern nach Anerkennung geheischt. Wir befanden uns ja in einem Zustand der offenen Rebellion! Aber sie, sie hängen immer noch an unserer Tüte – während sie gleichzeitig zu beißen. Sie wollen, dass wir ihnen Aufmerksamkeit schenken, dass wir sie bemuttern und füttern. Ich will nicht verehrt werden, dass ist albern. Aber das Vermächtnis, der Schatz, den wir übereicht haben, der sollte doch zumindest respektiert werden.

Du hast ja viel über diese fehlende Solidarität zwischen Frauen geschrieben ...

... wobei auch wir Frauen unterschiedliche Meinungen haben dürfen, sogar müssen! Das heißt aber nicht, dass wir deswegen

gleich Feindinnen sein müssen. Auch wenn viele Frauen das so erleben, Stil: Wenn wir in dieser einen Sache nicht einer Meinung sind, dann heißt das, das du mich hasst! (*lacht*) Ich würde deswegen das Wort „Solidarität“ durch „Respekt“ ersetzen! Feministische Ideologinnen respektieren andere Feministinnen nicht. Und eine Ideologin zu sein ist etwas sehr Gefährliches, weil es dich blind dafür macht, wo die Realität die Ideologie korrigiert oder zumindest in Frage stellt.

Also müssen Frauen lernen, sich mit mehr Respekt zu begegnen.

Ja. Es geht darum, sich als ehrenhafte Gegnerinnen anzuerkennen. Sich ins Gesicht sagen zu können: Ich stimme nicht mit dir überein. Aber das macht dich nicht zu meiner Feindin. Frauen müssten also von dem emotionalen Vokabular lernen, das Männern schon lange vertraut ist. Die haben einen schweren Streit im Büro – aber danach gehen sie einen trinken. Frauen machen so etwas nicht. Wir streiten – und dann sprechen wir nie mehr miteinander.

Darum geht es ja auch in deinem Buch „Woman’s Inhumanity to Woman“. Und um die Hass-Attacken innerhalb der Frauenbewegung, wie gegen Kate Millett, die im vergangenen Herbst gestorben ist.

Ja, wie alle Frauen haben auch Feministinnen die sexistischen Werte internalisiert.

Hinzu kommt, dass es Mädchen und Frauen zwar erlaubt ist, sich aggressiv gegenüber anderen Frauen zu verhalten, aber niemals gegenüber Männern. Und sie haben Kate gemobbt und die Bisexuelle zu einem Coming-Out als Lesbe gezwungen. Andererseits konnte auch Kate ganz schön fies sein, besonders wenn sie zu viel getrunken hatte oder aus Schmerz und Wahnsinn durchgedreht ist. Aber sie hat auch unzählige junge Feministinnen für ihre Künstlerinnen-Community auf der Farm begeistern können. Keine kleine Herausforderung!

Welche Rolle hat Millett für dich gespielt?

Es war ein Privileg, ihre Freundin zu sein! Kate war diese Frau, die geraucht hat, Wein getrunken hat und ihren morgendlichen Kaffee immer aus so einer französischen Schale getrunken hat. Ihr Buch „Sexual Politics“ war das früheste und einflussreichste Buch der Zweite-Welle-Feministinnen. Sie hat die Welt herausgefordert – wenn nicht gar für immer verändert. Sie war unermüdlich und unachgiebig darin, im Namen der Freiheit der Frauen die dunkle Seite zu entlarven. Und sie hat immer geleugnet, dass psychische Krankheiten existieren – obwohl sie natürlich zerfressen war davon. Aber sie hat trotzdem weitergeschrieben und gemalt und Skulpturen geschaffen – und deswegen ist sie für mich lebenslang von großer Bedeutung geblieben.

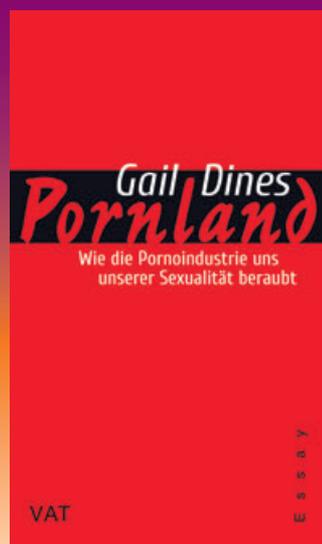
Wie haben Feministinnen reagiert, als dein Buch über die Grausamkeit der Frauen herauskam, in dem du unter anderem die Attacken gegen Millett analysiert hast? Die meisten führenden Feministinnen haben versucht, mich von dem Thema abzubringen. Sie hatten Angst, dass die Männer es gegen uns verwenden würden. Dass wir uns zu angreifbar machen, wenn wir in der Öffentlichkeit schmutzige Wäsche waschen. Aber als das Buch dann veröffentlicht war, haben einige Frauen mich beiseite genommen und gefragt: „Warum hast du das nicht früher veröffentlicht? Das hätte uns doch geholfen.“ Aber was damals passiert ist, ist auch nicht spezifisch für den Feminismus. Es ist etwas, was in der Natur der Menschen liegt, insbesondere der des weiblichen Menschen. Männer würden dir ins Gesicht blicken, wenn sie dich erstechen. Frauen bekommen es hin, dass sich alle deine Freundinnen gegen dich wenden. Sie meiden und sie verleumden dich. Und darin liegt ihre größte Macht: im psychischen, im gesellschaftlichen Netzwerken. Das führt schon unter kleinen Mädchen zu einer tiefliegenden Konformität. Deswegen ist es so wichtig, dass wir das Problem erkennen: Weil wir so die Chance haben, uns zu widersetzen. ♀



Im Netz

Phyllis-chesler.com

Anzeige



PORNLAND

**DIE DEUTSCHSPRACHIGE AUSGABE
DIESER KLARSICHTIGEN ANALYSE DER
PORNOGRAFISIERUNG DER GESAMTEN
KULTUR EXKLUSIV BEI EMMA.**

**IM EMMA-SHOP ZU 10 € – ODER GRATIS
ALS GESCHENK ZUM ABO (SEITE 57)**

**WWW.EMMA.DE/SHOP
WWW.EMMA.DE/ABO**



Die feministische Bloggerin Sarah Rubal heute. – Die Art linker Inszenierungen von „Männlichkeit“, die Sarah ankotzen.

2018 **Alles** **beim Alten!**

Dieser Text ist ungeheuerlich. Zeigt er doch, dass sich in der Linken in den letzten 50 Jahren anscheinend nichts geändert hat. Die Frauenbewegung war die wirkungsmächtigste soziale Bewegung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – und ihre Folgen wirken immer weiter. Sie hat unser Leben, die ganze Gesellschaft und (fast) die ganze Welt verändert. Nur ein Milieu scheint sie komplett verschont zu haben: die Linken! Sagt Sarah Rubal. Sie ist 34 Jahre alt, studierte Ethnologin, professionelle Autorin und allein-erziehende Mutter von drei Kindern. Ihre Leidenschaft gehört der Politik: Sie will die Welt verbessern! Darum ging sie in die *Linke* – und flüchtete sodann zu den Frauen. Sie initiierte zusammen mit Mitstreiterinnen das Bloggerinnen-Kollektiv *Die Störenfriedas* – und kann sich nun endlich auch für Frauen einsetzen, das heißt: auch für sich selbst. Was mit den Genossen unmöglich war, denn die sind knallharte Frauenunterdrücker.



Imago/Lars Berg

Manchmal fragen mich Männer, die ich von früher kenne, warum ich Feministin bin. „Ist doch klar, dass der Kapitalismus an der Unterdrückung der Frau schuld ist“, sagen dann die, mit denen ich früher in verrauchten Keller zusammen saß und über die Weltrevolution diskutierte, mir auf Demos die Stimme heiser brüllte, die Fingerspitzen blau von der Farbe auf unseren Flugblättern und das Herz voll Leidenschaft für die Rettung der Welt.

„Wenn der Widerspruch in den Produktionsverhältnissen überwunden ist, dann endet auch die Unterdrückung der Frau.“ Das sagen sie und lächeln, ganz so, als sei es fast schon traurig, mir nach all den Jahren noch immer oder schon wieder das Offensichtlichste erklären zu müssen. Nachsichtig, denn ich bin ja eine Frau, und außerdem habe ich Kinder und bin eigentlich schon lange ein wenig bürgerlich. Ich sehe sie an, diese nicht mehr ganz jungen Männer, von denen ich die meisten schon früher ziemlich dämlich und langweilig fand und die heute noch viel langweiliger sind und in mir steigt Wut auf.

Ich erinnere mich daran, dass es schon vor 20 Jahren immer die Männer waren,

die sprachen, laut, mit dröhnender Stimme, die uns in endlosen Monologen darzulegen versuchten, wie sehr sie den Durchblick hatten, jeder von ihnen mindestens ein neuer Rudi Dutschke oder gleich Che Guevara. Von uns Frauen, von uns ganz jungen Frauen, sprach nur selten eine. Wir waren nur Zierde, wir durften nur dabei sein, um zu bewundern und um Kuchen zu backen. Sprach eine von uns, so musste sie damit rechnen, von den Männern, den alten und den jungen, regelrecht auseinander genommen zu werden. Zu viel Gefühl, zu wenig revolutionäre Haltung. Ihr Frauen, ihr bringt es einfach nicht. Hormone, PMS und all das. All das schwang immer mit, wenn sie sich diese männerbündischen Blicke zuwarfen, mit spöttisch zuckenden Mundwinkeln. Die meisten unter uns liefen rot an, begannen zu stottern und sagten nie wieder etwas. Dann gab es die Wochenenden, die „Teach-Ins“, in denen wir „Das Kapital“ lasen und viel tranken und rauchten und wenn es dunkel und spät wurde, dann teilten die Männer die Frauen unter sich auf, denn Eifersucht und so, ey, das ist voll bürgerliches Besitzdenken, das müssen doch auch wir verstehen. Am nächsten Morgen saßen sie dann zusammen, die Männer, und belobten einander für ihre Eroberungen. Kaum verhohlen ihre Verachtung und ihr Sexismus gegenüber den Frauen, mit denen sie die Nacht verbrachten. Und wenn die Frauen dazu kamen, dann schwankten die zwischen Scham und Trotz. Die meisten gingen mit geknickter Würde und zerstörtem Ruf, denn noch bevor der Fairtrade gehandelte Kaffee in den Tassen kalt wurde, wusste jeder der anwesenden Männer, ob die Frau rasiert war und ob sie es auch anal gemacht hatte. Schon damals war ich wütend. Ich wusste es nur noch nicht.

Als gute Antikapitalistin verriet ich meine Genossen nicht. Ich war ihnen zu Diensten, stellte ihnen meine Vagina zur Verfügung, damit sie an und in mir ruhen und rasten konnten nach dem erschöpfenden Kampf gegen: Nazis, die imperialistische Verschwörung und all die Bösen da draußen.

Vermutlich fragen sich einige jetzt, ob ich meine Jugend irgendwann in den späten 60ern und den 70ern verbracht habe. Aber nein, so alt bin ich noch nicht. Als ich eine radikale Linke war, endeten gerade die 90er, das neue Jahrtausend begann. Was uns damals auf die Straßen trieb, waren die Ereignisse beim G8 Gipfel in Genua und der Irakkrieg, das einte uns. Wir alle wollten sie abstreifen, die bürgerliche Moral, all dieses kranke Zeug in unseren Köpfen. Was uns trennte, war unser Geschlecht.

Wir sprachen viel über Unterdrückung und Ausbeutung damals, doch über die älteste und mächtigste Unterdrückungsform der Welt, nämlich die der Frauen, sprachen wir nicht. Es ist leicht, sich über die bösen Kapitalisten zu empören, über die ureigenen Privilegien zu sprechen hingegen nicht. Geschlechterrollen wurden in linken Kreisen höchstens pro forma in Frage gestellt, für einen echten Wandel traten nur die wenigsten ein und so blieb und bleibt auch unter linken – und damit auch grünen – Idealisten alles, wie es seit Jahrtausenden ist.

Frauen werden vergewaltigt, als Kinder verheiratet, verstümmelt, erniedrigt, ermordet, geschlagen, geschwängert, zur Abtreibung oder zur Schwangerschaft gezwungen, betatscht, gestalkt, beschimpft, schlechter bezahlt, ausgegrenzt und diskriminiert – immer durch Männer. Der Frauenhass hat viele Gesichter, sogar in uns drin zeigt er sich in unserem Selbsthass auf unsere Körper und in unserem mangelnden Vertrauen in unsere Fähigkeiten.

Aber ich sah sie nicht, die Misogynie, damals, denn ich wollte mir meine eigene Unterdrückung nicht eingestehen. Ich wollte nicht wahrhaben, dass sie, meine Genossen, die doch von einer besseren, einer anderen Welt träumten, nicht auch für meine Befreiung kämpften, sondern nur für ihre eigene. Der Marxismus als Befreiungs-ideologie half mir zwar, die Welt und all ihre Widersprüche zu sortieren und zu benennen. Für meine eigene Unterdrückung aber hatte er keine Worte, im Gegenteil: Er machte mich blind und stumm gegenüber dem alltäglichen Sexismus, dem

ich und so viele andere Frauen unter linken Männern ausgesetzt waren.

Ich schreibe diesen Text 20 Jahre später, nach Silvester 2016/17, während einer Debatte um das vermeintlich rassistische Vorgehen der Kölner Polizei. Und nachdem Laurie Penny einen Text in der *taz* veröffentlicht hatte, in der sie das männliche Establishment anflehte, doch bitte, bitte endlich die Bedeutung des Feminismus anzuerkennen, da dieser gegen den Rechtsruck helfe. Sie ermahnte die Frauen, auch nur ja gute Feministinnen zu sein, damit die Rechten nicht gewinnen.

Meine Timeline auf Facebook ist voll von antifaschistischen Seiten, die sich über *Racial Profiling* empören, die aber zu der Gewalt gegen Frauen in der Kölner Silvesternacht ebenso schweigen wie zur alltäglichen Gewalt gegen Frauen.

In mir bricht sich heute eine Wut Bahn, die ich viel zu lange unterdrückt habe, fast 20 Jahre lang, doch jetzt finde ich Worte für sie. Frauen haben mir beigebracht, sie in Worte zu fassen, sie überhaupt zuzulassen. Es war ein schmerzhafter Prozess, zu erkennen, dass die, die ich für meine Kampfgefährten hielt, in vielen Fällen eigentlich meine Gegner sind. Männer aus linken Zusammenhängen beschwerten sich in den Kommentarspalten über „Polizeigewalt“ und „No-Go-Areas“ und warnen davor, das „sei nur der Anfang“ einer neuen rassistischen Agenda der Polizei. Sie schrecken noch nicht einmal davor zurück, uns Frauen zu raten, doch einfach zu Hause zu bleiben, um Ärger zu vermeiden. Auf die Ereignisse an Silvester 2015 haben sie mit ohrenbetäubendem Schweigen reagiert. Dass Köln eine „No-Go-Area“ für Frauen war, ja, dass Deutschland voll ist von „No-Go-Areas“ von Frauen, geschaffen von biodeutschen Puffgängern in den Rotlichtvierteln oder von nichtbiodeutschen Männerhorden, die „Party“ machen wollen, das interessiert sie nicht.

Linke Männer sind für Prostitution. Wo sie sonst die kapitalistische Ausbeutung anprangern, sehen sie in den Augen der Frauen auf den Straßen und in den Laufhäusern nur ihre eigene „sexuelle Befrei-

ung“. Ihre Nutten und ihre Pornos wollen sie nicht aufgeben. Das *male bonding*, die Bindung zwischen Männern, selbst aus diametral entgegengesetzten politischen Lagern, ist stärker als die Liebe zu Gefährtinnen, Frauen, Müttern, Töchtern; als jeder vermeintliche Kampf für Gerechtigkeit und Freiheit.

Wie das funktioniert, sah man jüngst, als ein AfD-Politiker der Vergewaltigung bezichtigt wurde und linke Männer flugs an die Unschuldsvermutung erinnerten – das müssen sie auch, denn sie selbst haben genug Dreck am Stecken. Auch sie belästigen und stalken Frauen in ihren eigenen Reihen oder tolerieren, dass ihre Genossen es tun. So groß die politischen Gräben auch sein mögen, wenn es um die patriarchalen Privilegien geht – und sei es nur das Recht, an Silvester in Gruppen aufzutreten und für Frauen eine zumindest gefühlt bedrohliche Situation entstehen zu lassen – stehen Männer zusammen und bringen lästige Frauen ganz schnell zum Schweigen.

Auch die Unfähigkeit der Partei *Die Linke* und auch der *Grünen*, sich kritisch zu Prostitution zu äußern, spricht Bände über dieses Versagen. Linke Männer verlangen, dass wir über die uns angetane Gewalt schweigen, wenn sie nicht zur politischen Agenda passt. Statt über das Frauen angetane Leid zu sprechen, ziehen die Linken die Rassismuskarte; benutzen sie als Silencing-Methode, bis sogar die vergewaltigten Frauen selbst Angst davor haben, die Hautfarbe ihrer Vergewaltiger zu benennen. Die ultimative politische Unterwerfung unter die eigene Unterdrückung.

Solange es das Patriarchat gibt, solange gibt es keine Freiheit, solange kann es immer nur Privilegien für einzelne, durch Männer bestimmte Gruppen geben. Zu

diesen privilegierten Gruppen gehören auch und insbesondere linke Männer.

Reden wir nicht über Rassismus. Reden wir über Geschlecht und Misogynie, reden wir über die Vergewaltigungskultur und die ermordeten und vergewaltigten Frauen des vergangenen Jahres, der vergangenen Jahrtausende, reden wir über männliche Gewalt und wer die Kriege anzettelt, unter denen wir leiden. Und reden wir auch über den Sexismus und die Misogynie der linken Männer innerhalb der Parteien und außerhalb, die lieber noch den Geringsten unter ihnen schützen als eine einzige Frau vor einem Übergriff.

Männer mögen sich in Sachen Besitzverhältnisse, Rasse und Herkunft feindlich gegenüberstehen, wenn es um den Zugriff auf Frauenkörper geht, sind sie sich einig. Die Linken sind nicht so besessen von der Gebärfähigkeit der Frauen wie die Rechten, ihnen geht es um die freie Verfügbarkeit von Sex.

„Nun habe dich nicht so“, ist ein Satz, den ich auf linken Veranstaltungen und später auch in der Partei *Die Linke* unzählige Male gehört habe. Und es ist auch der Satz, den ich aus der aktuellen Debatte heraushöre. Erst einmal gilt es doch den Rassismus zu bekämpfen, den Rechtsruck zu verhindern, um das lästige Frauengedöns können wir uns doch noch kümmern, wenn für die Männer die Welt wieder in Ordnung ist. Die Wahrheit hinter dieser Debatte ist, dass die *Grünen* Angst um ihre linken Privilegien haben. Sie haben am meisten zu verlieren, wenn die Mitte der Gesellschaft mehr nach rechts rückt, sie haben ganz plumpe, körperliche Angst davor, demnächst von ein paar Rechten eins aufs Maul zu bekommen, wenn sie mit ihren Jutebeutel in der Innenstadt unterwegs sind. Wenn linke Männer andere Männer vor Rassismus verteidigen, dann verteidigen sie in Wirklichkeit sich selbst.

Feminismus ist kein Label, das man sich umhängen kann, um die eigenen Interessen voranzubringen. Er hat seinen Ursprung in der jahrtausendealten Unterdrückung von Frauen und seine Agenda ist die Befreiung der Frauen in allen gesell-

In mir bricht sich heute eine Wut Bahn, die ich 20 Jahre lang unterdrückt habe.

schaftlichen Zusammenhängen. Solange auch nur eine von uns von einem Mann unterdrückt, ausgebeutet, vergewaltigt, geschlagen oder anderweitig benutzt wird, hat der Feminismus seine Berechtigung. Er muss nicht aufgewertet oder legitimiert werden. Männliche Gewalt ist es, die unsere Welt zerstört und die Linke scheitert immer wieder daran, diese Gewalt auch nur zu erkennen, geschweige denn, sie zu benennen und das liegt daran, dass die Linke selbst ein männliches Projekt ist, ein Teil der patriarchalen Weltordnung.

Der Feminismus ist kein Mittel zum Zweck. Er ist nicht einer von vielen Kämpfen um gesellschaftliche Gerechtigkeit und die liberale Zivilgesellschaft, um die jetzt alle zittern. Für uns Frauen bedeutet diese liberale Zivilgesellschaft keine Zuflucht, keine Freiheit, denn sie macht uns zu Sexobjekten, die devot und halb-nackt von Werbeplakaten herunterlächeln oder in Pornos millionenfach inszenierte Vergewaltigungen über sich ergehen lassen, an denen sich unsere Partner, Väter, Kollegen, Freunde und Vorgesetzte aufteilen, sie liefert unsere Schwestern der Prostitution aus und nennt die täglich erlebte sexuelle Gewalt zynisch „Wahlfreiheit“. Sie lässt zu, dass wir in den sozialen Netzwerken, im Netz überhaupt, mit Hass überschüttet werden, nur weil wir Frauen sind. Dass wir uns in jedem billigen Vorabendfilm eine Vergewaltigung ansehen müssen, weil es die „Story“ aufwertet und zu Musik tanzen, die uns erzählt, Vergewaltigungen sei der Sex, den wir verdienen.

Diese liberale Gesellschaft entfremdet uns von uns selbst, beutet unsere Körper aus und nimmt uns das Recht, über uns und unsere Körper selbst zu bestimmen. Warum sollten wir für diese Gesellschaft, die unsere Kämpfe so lange mit Füßen getreten hat, kämpfen? Weil sie das kleinere Übel ist? Was ist, wenn dieses kleinere Übel für uns nicht mehr genug ist?

Die Ereignisse der Silvesternacht 2016 bzw. das Verhalten linker Männer, die sich über angebliche „No-Go-Areas“ für Männer aufregen und „Rassismus“ krakelen, bestätigen mich in einer Entscheidung, die

ich schon vor langer Zeit traf: Ich bin keine Linke mehr. Ich bin eine radikale Feministin. Man kann nicht beides sein, radikal links und radikale Feministin. Ich kämpfe den ältesten Befreiungskampf der Welt gegen die älteste Unterdrückungsform der Welt. Ich kämpfe ihn für mich und meine Töchter und alle die Frauen, auch die, die Feminismus scheiße finden. Ich kämpfe ihn gegen rechts und gegen links und gegen die Mitte und gegen jeden, der glaubt, Gewalt gegen und Unterdrückung der Frauen irgendwie rechtfertigen zu können. Ich kämpfe ihn auch und insbesondere gegen linke Männer und ihre Verlogenheit. Ihr habt uns – verraten, wieder und wieder.

Jüngst las ich einen Zeitungsartikel. Demnach veröffentlichte die FAO, die Welternährungsorganisation, eine Studie, die zeigte, dass, wenn Frauen in ländlichen Regionen die gleichen Chancen hätten wie Männer, 150 Millionen Menschen weniger Hunger leiden würden weltweit. Warum?

Weil Frauen das Geld besser einsetzen und erfolgreicher wirtschaften. Ich schnitt den Zeitungsartikel aus und trage ihn seither bei mir. Wenn ich sie treffe, die bartragenden linken Männer meiner Jugend, jetzt gealtert und ein bisschen wehleidig, und sie mich fragen, warum ich dieses ganze Feminismusding auf einmal so verbissen sehe und mich dann noch vorwurfsvoller fragen, warum ich auf keine Demos mehr gehe, jetzt, wo doch alles so schlimm sei, dann hole ich den Zeitungsartikel hervor und zeige ihn ihnen.

Der Feminismus muss nicht links oder rechts werden, er muss nicht die Welt retten vor dem Rechtsruck, nur damit wir Frauen im nächsten Augenblick wieder die dressierten Sexobjekte der linken Weltverbesserer sein dürfen. Wer die Welt retten will, muss aufhören, links zu sein und damit beginnen, Feminist zu werden.

SARAH RUBAL 

 **Weiterlesen**

Der Text ist ein gekürzter Auszug aus der gerade erschienenen Streitschrift „Störenfriedas – Feminismus radikal gedacht“ (Books on demand, 24.90 €).

 **emma.de**

40 Jahre Frauenbewegung (1/12), Die Frauen und 68 (3/08), So fing es an! (3/01)

Anzeige



FRAUENRECHTE
SIND
MENSCHENRECHTE

EIN FILM VON EVI OBERKOPFLER UND EDITH EISENSTECKEN

MONIKA HAUSER

EIN PORTRAIT

ab 3. Mai im Kino

barnsteiner-film

Reisen

Hamburg. Frauenhotel Hanseatin! Sehr gute Lage! Günstig! Individuelle, sehr gepflegte Zimmer. Viele Bio-Produkte zum Frühstück im wunderschönen Frühstückscafé. Weitere Informationen und aktuelle Angebote unter www.frauenhotel.de

„bertingen“ – immer noch Frauenort, aber jetzt kurz vor St. Peter-Ording! EZ, DZ, FeWo. T 04862/217 95 99. www.frauenpension-bertingen.de

Im Süden von Sylt die Sonne genießen Im Haus ATLANTIS werden 4 gemütliche, ruhige FeWos vorzugsweise an Frauen vermietet. 3 min. zum Strand, annepovel@web.de, www.atlantis-hoernum.de, T 0170/5276255

Ibiza Westküste in strandnaher Design-Villa 2 Zimmer/Bad/WC zu vermieten. Schöner Garten mit großem Pool, für Frauen mit Sinn für Ästhetik und Liebe zu Katzen. E-Mail: ibi-za@gmx.de

ANDALUSIEN Fincas für Frauen mit eigenem Pool, 1 Autostunde östlich von Malaga, zu Fuß in 10 min. mitten im malerischen weißen Bergdorf Cómpea, traumhafter Blick auf Berge und Meer, T/Fax 030/8510-2232, www.casa-emilia.de

Frauenwanderreisen mit Bergwanderführerin – Hüttenwandern in den französischen Alpen, Österreich, Schweiz, Italien, England, Wanderwochenenden im Elbsandstein, Zittauer, Harz, Schneeschuhwoche im Riesengebirge, T: 030/67308273 www.marmotte-wanderreisen.de

Ein Katzenprung zum Meer Nur für Frauen – Ferienappartementanlage mit Sauna mitten im Ostseebad Ahrenshoop. **Haus Emma** ein Frauenort mit Pfiff. T 038220/6040, www.haus-emma.de

Über 30 Jahre! FRAUEN UNTERWEGS – FRAUEN REISEN! Von Andalusien bis Zypern, von Wellness bis Wandern: Städtereisen, Rad-, Wander- & Kanutouren, Segeln, Bade- & Bildungsurlaub, Gesundheit, Yoga & u.v.m.! Alle Reisen unter www.frauenunterwegs.de, Potsdamer Str. 139, 10783 Berlin, T 030/215 10 22

WomenFairTravel – Reisen für Frauen mit Weltblick: sinnlich, ökologisch, kreativ und aktiv. Weltweit, in kleinen Gruppen, über 200 Angebote. T 030/200 05 20 30 www.womenfairtravel.com

Freundschaft

Österreich 55, religiös, lesbisch, introvertiert, (akad.). Kein Sport, aber Arbeit in Garten, Feld und Stall (Sensenmähen, Holz hacken, ausmisten ...). Keine großen Reisen, aber Pflege der näheren Umgebung (Nutztiere, Garten, Wald ...). Lieblingsbuch: Marianne Gronemeyer „Das Leben als letzte Gelegenheit“. Am wohlsten fühlt sich der Mensch unter seinesgleichen – wo sind/ist meinesgleichen? Chiffre 4925

Frau sucht Frau

Neuanfang Frau mit Herz und Verstand, mit Feinsinn und Gespür, mit Freude an körperlicher und geistiger Bewegung, vielseitig interessiert, 50+, Akadem., groß, schlank, von ebensolcher Sie für eine dauerhafte, liebevolle und lebendige Partnerschaft gesucht. Raum NRW bevorzugt. Chiffre 4926

Raum MA: Das Leben ist viel zu schön, um es alleine zu verbringen. Nette Sie, 65 J., sucht Sie für eine liebevolle Beziehung, vielleicht bis ans Ende unserer Zeit. Chiffre 4927

Tiefes Wasser mit Humor sucht Gefährtin, die den Weg des Herzens mit mir, 58 J. gemeinsam weitergeht. Der Weg zu immer mehr Achtsamkeit und Verstehen, Liebe und Mitgefühl. Ich wünsche mir eine innige Freundschaft, die sich zur Liebe hin entwickelt, wenn es sein darf. Du, empfindsam, zärtlich, solltest Hunde, Katzen und Natur mögen, Rhein-Lahn, Westerwald-Taunus +100km. Chiffre 4928

Sie, 68, sucht liebe Frau, Raum HH/Ostsee. Chiffre 4929

Ich, weiblich, noch eine kurze Zeit 69 Jahre, möchte eine liebevolle Lebensgefährtin kennenlernen, mit der ich einen gemeinsamen Weg finden und gehen kann ... Ehrlichkeit, Vertrauen und Geborgenheit sind mir sehr wichtig. Solltest du dich angesprochen fühlen, dann melde dich einfach ... Chiffre 4930

Achtsam miteinander verbunden sein und doch jede auf ihrem Weg bleiben dürfen, sich im Austausch im Inneren berühren ... Lebendige, natürl., bodenständige u. jung gebliebene Frau (64/158) mit Herz u. Verstand, Humor, Freude am Leben, Natur, Musik, Reisen, Lesen, sportl. Aktivitäten, gemütl. Häuslichkeit ... sucht liebevolle, zuverlässige, positiv denkende Weggefährtin (gerne jünger), die mit mir meine Träume lebt und bei Gleichklang unserer Herzen, mit mir den Rest des Lebens verbringen möchte. Rhein-Main und überall. Chiffre 4931

ÜBERALL Ich, Nina, +/-60 reise gern. Bist du +/-60, die lesbisch liebt + als Lesbe lebt, der Stern, der in meinem Reishimmel aufgeht? Freue mich, von dir zu lesen: nina.amazone@t-online.de

Dies & Das

Mit mir wird's harmonisch! Klavierschülerin im Raum 6/7 hat noch Termine frei. T 01525/3566907

Wohnmobil, biete Beteiligung an meinem Wohnmobil in Hamburg und Umgebung. Näheres unter T 0152/33597668.

Workshop: „Ein Kind gehört zur Mutter – außer, die Mutter ist lesbisch.“

Noch in den 1990ern verloren Mütter das Sorgerecht für ihre Kinder, wenn den Gerichten bekannt war, dass die Mütter lesbisch lebten. Nicht wenige mussten mit der Drohung des Kindesentzugs leben. Aus Furcht verheimlichten sie ihre Partnerin und einen elementaren Teil ihrer Persönlichkeit. Die Forschung über die repressiven Auswirkungen auf das Leben frauenliebender Frauen hat gerade erst begonnen. **Der Dachverband Lesben und Alter e.V.** möchte dazu beitragen, diesen Teil der Nachkriegs- und Lesbengeschichte sichtbar zu machen und veranstaltet einen **Workshop** im geschützten Raum. Angesprochen sind lesbische Mütter und/oder Partnerinnen, die den Sorgerechtsentzug oder dessen Androhung erfahren haben.

13. – 15.7.2018, Frauenbildungshaus Zülzich. Leitung: Dr. Kirsten Plötz und Vera Ruhfus. Kosten für Anreise, Unterkunft und Verpflegung werden z.T. übernommen.

Nähere Infos zum Workshop unter www.lesbenundalter.de. Kontakt und Anmeldung: Fon 0160-92219549. E-Mail: kontakt@lesbenundalter.de. **Anmeldungen bitte bis 22. Juni 2018.**

Ihre Atempause an der Ostsee!



Haus am Meer
Hotel für Frauen

- Villa unmittelbar am Meer •
- Direkt am Feenwald gelegen •
- Mit idyllischem Garten •
- Sechs komfortable Zimmer •
- Fünf separate Bungalows •

Telefon: +49 38203 7357-0
www.HausamMeer-Nienhagen.de

DIE BARKE
Bestattung & Begleitung
in Frauenhänden

Wir sind Bestatterinnen und 'Seelen-Hebammen'. Liebevolle Begleitung ist unser Herzensanliegen – überall in Deutschland seit 1999!

Ajana Holz & Merle von Bredow
Tel 0700-361 797 33 (12c/min)
Büro 07977-911 874
www.die-barke.de - info@die-barke.de

Infos & Preise

Kleinanzeigen/Marktplatz: www.emma.de (unter: Anzeigen)

Kontakt anzeigen@emma.de, T 0221/606060-14.
Nächster Anzeigenschluss: 18.5.2018

Weiterbildung zur feministischen Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungstrainerin

„Jede Frau und jedes Mädchen kann sich wehren!“ nach Sunny Graff
(Autorin: „Mit mir nicht“ und „Mädchen sind unschlagbar“)

Die Fortbildung dauert zwei Jahre und findet berufsbegleitend an Wochenenden/Blöcken in Karlsruhe statt. Start: 28./29. Juli 2018. Kontakt: 0721/38 48 92 77 oder regina.speulta@jede-kann-sich-wehren.de. www.jede-kann-sich-wehren.de



Lernen Sie die taz neu kennen: täglich mit der taz-App und am Samstag mit der gedruckten taz am Wochenende.

10 Wochen taz für 10 Euro.
taz.de/10wochen

Print-à-porter

Unabhängiger taz-Journalismus.
Getragen von Vielen.

TAZ VERLAGS- UND VERTRIEBS GMBH
BERLIN, RUDI-DUTSCHKE-STRASSE 23
AB SOMMER 2018: BERLIN, FRIEDRICHSTRASSE 21

Unter Schwestern

In Plauen an der tschechischen Grenze heilt Cathrin Schauer (li) mit ihrem Verein KARO die Not der Frauen in der Prostitution. Sabine Constabel (Mi) und Solveig Senft von SISTERS e.V. haben sie besucht.



Ein Wochenende in Sachsen. Da, wo Deutschland aufhört und Tschechien anfängt. Da, wo Asylantenheime schon mal brennen, und Gerichtsverhandlungen, in denen es um Kinderbordelle geht, auch mal über zehn Jahre dauern können. Da, wo die Luft frisch ist, Wohnraum fast nichts kostet, es dafür aber zu wenig Arbeit für zu viel Arbeitssuchende gibt.

Wir haben also mit Tristesse gerechnet. Hätte auch zu dem gepasst, was man von der Prostitutionsszene im grenznahen Osten der Republik so weiß. Doch dann kam Cathrin: knallrote Haare, schwarze Hose, bunte Stiefel und ein breites freundliches Willkommenslächeln. Das ist also auch der Osten.

Wir sind da, wo Cathrin Schauer-Keplin mit KARO einen Schutzwall gegen die wuchernde Gewalt gegen Frauen und Kinder errichtet hat. Natürlich möchten wir alles sehen: die Büroräume, die Wohnung für die Opfer, das Schutzhaus, die Babyklappe, die Therapie- und Beratungsräume. Die Orte, wo Frauen und Kindern geholfen wird, sie eine Chance auf ein Leben jenseits von Gewalt und Prostitution bekommen.

Die Größe von KARO ist beeindruckend. Alleine das Schutzhaus bietet Platz für 20 Frauen und Kinder. Große helle freundliche Zimmer. Jedes Einzelne ist liebevoll und sehr gemütlich eingerichtet. Wohlfühlräume.

Ein Sportraum, in dem Stepper, Trampolin und Bälle zur Bewegung einladen. Küchen, in denen Frauen gerade lecker riechendes Essen zubereiten. Und ein riesiger Gemeinschaftsraum mit Spielecke und dem Quäken eines Babys, das gerade mal eine Woche alt ist. Wir merken schnell: Das Konzept von KARO lässt kein Chaos zu. Und keine Unachtsamkeit, keine Lieblosigkeit und keine Gleichgültigkeit.

Und dann die Therapieräume, in denen gesprochen, gelacht, geweint und geträumt wird. Und gemalt und gebastelt und gebaut. Später, im Bürogebäude, Listen und Pläne, plötzlich merkt man, dass hier elf Menschen arbeiten. In Voll- und Teilzeit. Ziemlich organisiert das Ganze.

An den Wänden hängen übergroß die Schecks der Spender, die über die vielen Jahre die Arbeit von KARO ermöglicht haben. Und Cathrin erzählt, dass überhaupt alles damit anfing, dass sie von Alice Schwarzer eine riesige Spende bekommen hatten. Alice hatte bei Jauch 125.000 Euro gewonnen und die an KARO gespendet.

Die MitarbeiterInnen von KARO sind ständig unterwegs. In den Wohnungsbordellen in Plauen ebenso wie auf dem Straßenstrich in Cheb, auf dem ausgemergelte Mädchen von Sexkäufern auch schon für fünf Euro benutzt werden können. Wobei

„benutzt“ viel zu harmlos ausgedrückt ist – misshandelt und gefoltert trifft es da schon eher.

Kinder, die in die Autos mit deutschem Kennzeichen steigen; junge Mädchen, denen das Crystal schon jeden Zahn geraubt hat und die taumelnd am Straßenrand stehen. Zerstörte Haut, zerstörte Körper, zerstörte Seelen. Den gemeinen Freier stört das nicht. Im Gegenteil. „Elend fickt sich gut“ hat ein Sexkäufer zu einer unserer Aussteigerinnen gesagt.

Cathrin erzählt, wie sie an einem Abend einen, aus dessen Auto gerade ein kleiner Junge gestiegen war, zur Rede gestellt hat. Und als der dann sagte: „Meine Freundin ist schwanger“, ist ihr doch tatsächlich die Hand ausgerutscht. Als würde es etwas nützen. Solange nicht mal bestehende Gesetze durchgesetzt werden.

Im Moment ist Sachsen gerade im Begriff, eine Durchführungsverordnung für das Prostituiertenschutzgesetz zu erarbeiten. Der Landtag hat dazu „Experten und Expertinnen“ zur Anhörung eingeladen. Dass KARO nicht dabei ist, erst ein- und dann wieder ausgeladen wurde, erstaunt uns nicht. Cathrin auch nicht. Denn niemand von KARO könnte PolitikerInnen berichten, dass „alles ganz in Ordnung“ ist und Prostitution „kein Problem“. Da holt man sich dann lieber ein paar von den Lobbyistinnen des Sexgewerbes in den Landtag, die die gern gehörten Lügen von den glücklichen Sexarbeiterinnen auftragen.

Die Lebenslage der tausenden von Frauen, mit denen es KARO in all den Jahren zu tun hatte und die mitunter so traumatisiert sind, dass sie nicht mehr sprechen, essen und schlafen können, bleibt unerzählt und ungehört. Wieder mal.

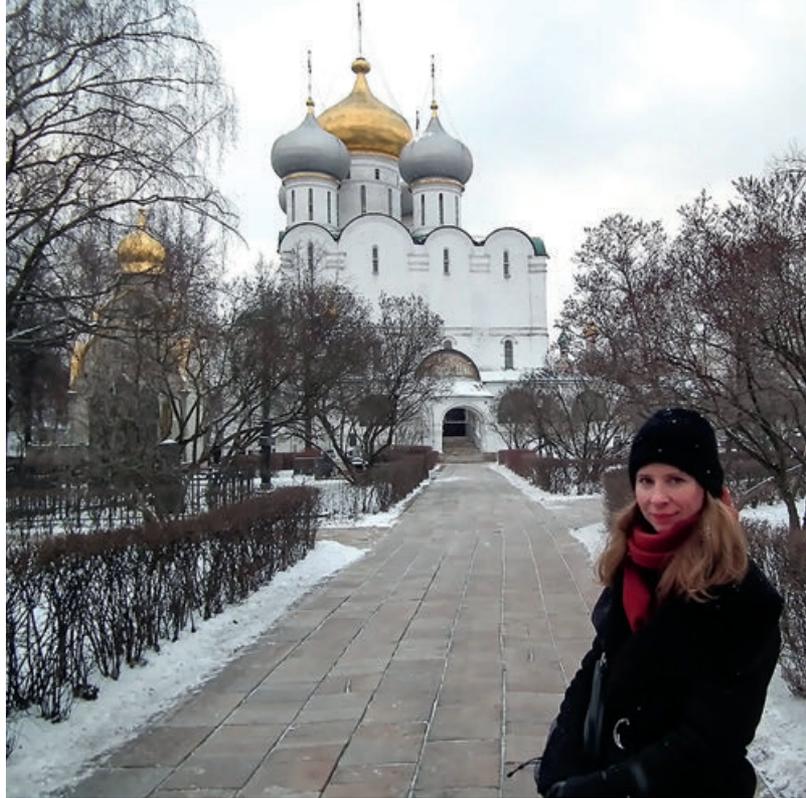
Im großen hellen Treppenhaus bei KARO hängen Collagen und Bilder an der Wand, die die Bewohnerinnen in den Therapiestunden gefertigt haben. Sie sind verstörend ehrlich, geben Einblicke in das Seelenleben der Frauen und Kinder. Politiker und Politikerinnen sollten sich mal nach Plauen bemühen und um eine Führung durch dieses Treppenhaus bitten.

Doch die Kommunalverwaltung hat kein Interesse, ein so erfolgreiches Projekt finanziell abzusichern. SISTERS aus Stuttgart wird also nun auch in Plauen eine Ortsgruppe gründen und die lebenswichtige Arbeit von KARO unterstützen. Wir freuen uns drauf. **SABINE CONSTABEL, VORSITZENDE VON SISTERS E.V.**

SISTERS – für den Ausstieg aus der Prostitution e.V. wurde 2015 gegründet. Mitglied – zahlendes oder aktives – kann Jede und Jeder werden. www.sisters-ev.de, www.karo-ev.de

Nicht alle Russen heißen Wladimir

Grundsätzlich sind an allem, was im Westen schief läuft, die Russen schuld – so vermitteln es jedenfalls Medien und Politik. Stimmt das? Doreen Blask über ihr Russland.



Der Russe steht vor der Tür“, hieß es zu Zeiten des Kalten Krieges. Und er hatte keine guten Absichten. Heute kursieren wieder entsprechende Ausdrücke. Wieder geht es gegen „den Russen“.

Ich habe eine Zeit lang in Russland gelebt, habe ab 1999 in Moskau an der Staatlichen Lomonossow-Universität Russische Philologie studiert. Nach dem Studium habe ich ein Jahr lang bei der *Moskauer Deutschen Zeitung* gearbeitet. Es war eine intensive Zeit, die mich Russland, seine Menschen, die Literatur, Kultur und vor allem Sprache lieben und immer wieder besuchen lassen.

Die westliche Russland-Berichterstattung empfinde ich als extrem einseitig. Es kommen nur schlechte Nachrichten aus Russland. Russland wird zum Inbegriff von Bedrohung und zum Synonym Russlands wurde Wladimir Putin.

Doch dieses Russland-Bild entspricht nicht der Realität. Achtbarkeit, regionale Kenntnisse in Verbindung mit Empathie – Fehlanzeige! Stattdessen nehmen Klischees und Stereotype einen großen Teil der Berichterstattung über Russland ein, am liebsten schreiben Journalisten über den Zustand der russischen Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, über Pressefreiheit und Menschenrechte.

Mich stört, wenn der Westen ständig mit erhobenem Zeigefinger auf Russland zeigt. Nach dem Motto: Wir sind die Guten, ihr seid die Schlechten. Sicherlich haben es zum Beispiel Homosexuelle in Russland schwer. Aber das ist kein Grund zur Selbstgerechtigkeit. Die mussten auch in Deutschland jahrzehntelang für ihre Rechte kämpfen. Es leben heute noch Menschen in Deutschland, die wegen ihrer Sexualität vor nicht allzu langer Zeit festgenommen, verhaftet und verurteilt worden sind.

Und aus russischer Sicht? „Die Propaganda kommt nicht mehr aus Russland, sondern aus dem Westen. Es ist die Angst vor

einem erstarkenden Russland“, platzt es aus meiner Freundin Zlata Karlova aus Moskau heraus. „Früher habe ich BBC, CNN, *Bloomberg* und *Euronews* geschaut. Diese Kanäle meide ich jetzt. Denn sie hetzen nur noch gegen Russland“, klagt Zlata. „Übrigens nehmen sie ihre Informationen aus unseren unabhängigen Medien wie dem Radiosender *Echo Moskwy* und dem Fernsehsender *Dozhd*. Ich halte diese Kanäle für unprofessionell, sie zeigen eine verzerrte Realität“, sagt Zlata.

Die Präsidentschaftswahl hat Wladimir Putin am 18. März mit knapp 77 Prozent der Stimmen gewonnen. Ohne Frage hat der Druck aus dem Westen dazu beigetragen, dass Putin so viele Stimmen erhalten hat. „Sogar die Intelligenzija, ja, sogar Moskau hat für Putin gestimmt. Das ist beispiellos, und der Westen hat dies mit seinen Sanktionen und seiner Russophobie selbst zu verantworten“, meint Zlata Karlova.

Seit Wladimir Putin im Jahr 2000 das Amt des Präsidenten übernahm, ist der Lebensstandard der meisten Russen gestiegen. Das Land erholte sich im Vergleich zu den 1990er Jahren wirtschaftlich, die Armut schwand, eine Mittelschicht entstand.

Gleichzeitig ist im europäisch-russischen und deutsch-russischen Verhältnis viel schief gelaufen. Stichwort: Ukraine-Konflikt und Wiedereingliederung der Krim in die Russische Föderation. Die gegenseitigen Wirtschaftssanktionen aber schaden allen Beteiligten. Wichtig wäre eine Entspannungspolitik auf Augenhöhe.

Wir Deutschen, wir WestlerInnen dürfen Russland nicht aus Europa hinausdrängen, meine ich. Das ist gefährlich für den Frieden, fürchte ich. Deutschland hat meiner Meinung nach eine ganz besondere Verpflichtung, sich um einen friedlichen Dialog mit Russland zu bemühen. Schließlich war es Deutschland, das bislang zweimal einen Krieg gegen die Russen begonnen hat. Und im letzten Weltkrieg starben über 25 Millionen Menschen auf sowjetischer Seite. **DOREEN BLASK, 40, ROSTOCK**

„Hat nicht Deutschland eine besondere Verpflichtung, sich um einen friedlichen Dialog mit Russland zu bemühen?“

Heimat DDR, Abtreibung, Schönheit-OPs



Es ist leider immer noch so, dass Informationen zu Schwangerschaftsabbrüchen von durchführenden Ärztinnen und Ärzten wie Geheiminformationen oder harte Drogen gedealt werden. Frauen, die sich in existenziellen Notlagen befinden, müssen wie Bittsteller zu Beratungsstellen laufen und wissen oftmals nicht, an welche Ärzte sie sich wenden können. Die überfällige Diskussion zu §219a zeigt, dass Schwangerschaftsabbrüche nach wie vor ein Tabuthema sind. Aus dem Geist vieler

Gesetze atmet nur eines: die Mehrheitsgesellschaft der Männer und der konservativen Welterhalter, die von den wirklichen Lebenswelten der sich in Notlagen befindlichen Frauen nur eines wissen: nämlich gar nichts. **NATASCHA BINGENHEIMER, Stadtverordnete Dreieich, Kreistagsabgeordnete Kreis Offenbach**

Es ist doch ungeheuerlich, dass in unserer Zeit eine Ärztin, die Frauen in Not hilft, zu einer Geld- oder Gefängnisstrafe verurteilt wird. Ich dachte, das Thema ist längst vom Tisch! Ich erkläre mich mit der Ärztin Kristina Hänel solidarisch und kämpfe mit ihr für das Recht auf körperliche Selbstbestimmung! **EVELIN BERGMANN-KEMPF, BERLIN**

Vielen Dank „What Works“. Nachdem Frauen jahrelang vorgebetet wurde, sie müssten sich nur „besser qualifizieren“, „anders kommunizieren“ etc., haben viele Frauen im Beruf erfahren müssen, dass es daran nicht liegt. Männliches Fehlverhalten ist immer noch mit einem Rede- bzw. Wahrnehmungstabus belegt. **ANNE SCHMIDT**

Dank für Ihre Artikelserie „DDR: Verlorene Heimat“. Mich beschämt die soziale Ungerechtigkeit, die wir (?) unseren ostdeutschen Landsleuten angetan haben. Sie haben so umfangreich und treffsicher die Probleme der ostdeutschen Männer beschrieben, wie das weder die *Zeit* noch der *Spiegel* auch nur annähernd getan haben. Meine Frau ist seit vielen Jahren Ihre Abonnentin. Ich lese mit. Ich werde weiterhin die Schiefelage unserer Gesellschaft anprangern und um Verständnis für die „Abgehängten“ werben – in Gesprächen und in Leserbriefen. **JÜRGEN KIRSCHNING, BERLIN**



Es ist Täter-Versteherei der primitivsten Art, zu behaupten, in Sachsen gebe es so viele Nazis, weil die armen, perspektivlosen Männer sich verzweifelt nach Zärtlichkeit sehnen. Was sollen wir Ost-Frauen und eigenverantwortlich lebenden Ost-Männer denn nach so einem Artikel tun? Alltags-Sexisten und Alltags-Rassisten entgentreten, indem wir ein bisschen mit ihnen kuscheln? **MARGIT BRAUSE, 36, LEIPZIG**

Wir widmen der jeweils neuen Ausgabe immer einen EMMA-Clubabend. Das letzte Mal war es das Dossier zum Thema DDR. Rich-tig spannend! Ich hatte auch ein persönliches Interesse an dem Thema, da mein Mann in der DDR aufgewachsen ist und 1989 als Flüchtling in den Westen kam. Da er viele Geschwister hat, habe ich nun eine riesengroße Schwiegerfamilie in Sachsen. Die unterschiedliche Sozialisierung ist immer wieder spürbar, aber durchaus nicht immer nur negativ! **ANGELIKA KOENEN, EMMA Club Bonn-Siebengebirge, Königswinter, emmaclubbonn.weebly.com**



Sehr gut finde ich, dass ihr eure S – also unsere – Themen immer wieder in den geschichtlichen Zusammenhang stellt. Und es fällt mir jedes Mal beim Lesen auf, dass die EMMA sprachlich ziemlich gut aufgestellt ist: In euren Artikeln haben die vom Aussterben bedrohten Fälle Genitiv und inzwischen auch Dativ noch ihren Platz und werden sogar korrekt verwandt. Artikel, die ich lesen kann, ohne mich vor Schmerzen zu krümmen. Das hat Seltenheitswert in Zeiten der Verflachung der Sprache. Denn sprachliche Differenzierungen ermöglichen differenziertes Denken. Und als Fan kultureller Vielfalt freue ich mich, wenn diese auch auf sprachlicher Ebene erhalten bleibt. **BIRGIT HALWAS, 58, ROSTOCK**

Der Lübecker Women`s March zum internationalen Frauentag hatte „100 Jahre Frauenwahlrecht“ zum Thema. Der Dauerregen konnte mich – und etwa 300 andere – nicht davon abhalten, für unsere Rechte auf die Straße zu gehen. Ein bisschen neidisch schielt frau da nach Spanien, wo die Spanierinnen mit einem Generalstreik tatsächlich Teile des öffentlichen Lebens lahmgelegt haben. Ja, leider sind all diese Demos und Aufmärsche immer noch nötig. Deshalb: „Frauen erhebt euch gegen Rassismus und Sexismus! Unsere Antwort: Feminismus!“ **UNDINE KNAPPWOST, Forstwissenschaftlerin und Cafébetreiberin, Großbrode**





Unaussprechlich?

Marlies Krämer hat ihre Klage für die weibliche Form in Sparkassen-Formularen verloren (siehe Seite 58). Anlässlich des BGH-Urteils – Frauen sollen sich mitgemeint fühlen –, gab es von den EMMAonline-LeserInnen reichlich Protest. Vereinzelt aber auch Gestöhne: Gibt es denn nichts Wichtigeres?!

Schon 1997(!) hatte Marlies Krämer mit ihren unermüdlichen Schriftwechseln Erfolg: Seither steht in deutschen Personalausweisen: „Unterschrift der Inhaberin/des Inhabers“. Ich bin tief beeindruckt von ihrer Ausdauer. Wer steht ihr eigentlich zur Seite, öffentlich gesehen, außer EMMA? **SILVIA HALL**

Was für eine beeindruckende Frau ist Marlies Krämer. Mit solch einem unermüdlichen Kampfgeist! Danke!
EVA KASPROWICZ, 27, DAKAR, SENEGAL



Nachdem in Österreich und Kanada eine Änderung der Nationalhymne offenbar möglich wurde, sollten wir hier auch endlich die Sprache der

patriarchalischen strukturierten Gesellschaft hinterfragen. Bin jetzt bald 68 Jahre alt und jung und Leserin der ersten Stunde, und habe am eigenen Leben erfahren, welch unendlich wichtige Funktion EMMA in dieser Zeit hatte und hat. Keep on running! **JUTTA WISDORF, 68, SCHLESWIG HOLSTEIN**



Sprechen Sie Ihre Bankberaterinnen darauf an, sollte es in den Formularen Ihrer Bank vorkommen! Die Nachfragen werden sich häufen und Arbeit verursachen. Dann wird es

geändert werden. **CHRISTINA RAVFRU, 36, AMMERSEBEK/HAMBURG**

Konto bei der Sparkasse wechseln und Briefe und Formulare zurück an den Absender schicken! Alle mitmachen!
KIRKE BENUSI, BERLIN

Wir Frauen nehmen viel zu viel einfach so hin. Was es wohl für einen Aufstand gäbe, wenn Männer mit „Kundin“ oder „Kontoinhaberin“ angesprochen werden würden?
HELENA FANDER, 33, KOBLENZ



Ja, wir haben „andere Probleme“, wie: Altersarmut vor allem bei Frauen; Benachteiligung im Beruf; geringere Bezahlung; nach wie vor sehr hohe Gewalt gegen Frauen; Objektivierung von Frauen in der Werbung; einen Backlash gegen Frauenrechte; das Urteil gegen Kristina Hänel; der Durchmarsch der „Väterrechtler“ und der Maskulisten ... Und das Urteil des BGH passt genau da rein. **INGE KLEINE, 52, MÜNCHEN**

Sprache ist ein Herrschaftsinstrument. Die Sprache bestimmt das Denken und das Denken das Handeln. Dessen muss man – und frau – sich bewusst sein.
TRINE GUTJAHR, AUGSBURG

Ich will nicht „mitgemeint“ sein, sondern als eigenständiges Wesen wahrgenommen werden! **BRITTA BOENTE, MÖNCHENGLADBACH**

Ich bin dafür, flächendeckend die nächsten Jahrhunderte nur mehr die weibliche Sprachform zu verwenden! Zwecks ausgleichender Gerechtigkeit und so ...
EVELYN, 44, BAYERN



Toll, diese Frau! Mir geht diese respektlose und ignorante Sprache schon lange auf den Geist, denn Sprache schafft immer Realität. Typisch, dass Frau Krämer jetzt von vielen blöd angemacht wird, weil sie dagegen angeht. Und besonders auffällig ist, dass dann gerade Frauen sich nicht solidarisch zeigen. Traurig. **ULLA R., 58, MÜNCHEN**

Werbung entdeckt? Dann schickt sie uns!
Jetzt auch auf www.emma.de/sexismus



Lesbischer Valentinstag?
Thomas: „Im besten Fall haben sie bei Aldi angefangen, nachzudenken“.



Sabine: „Diese Knaller-Werbung habe ich im Lidl-Prospekt gefunden. Cool, oder?“



Alexandra: „Ich lief mit meiner Liebsten die Zürcher Bahnhofstraße lang und dachte, mich trifft der Schlag ...!“ Beldona AG, Baden-Dättwil, Schweiz, kundenservice@beldona.com

Alice Schwarzer: Meine algerische Familie



Mein Name ist Nadjib Khengkhar. Ich bin der Informatiker und Journalist, der das deutschsprachige Onlinemagazin „Algerien Heute“ aus seinem kleinen Büro in Geesthacht bei Hamburg seit neun Jahren am Leben hält, um die deutschsprachigen LeserInnen über Algerien aktuell zu

informieren. Ich persönlich halte „Meine algerische Familie“ für das beste deutschsprachige Buch über Algerien, weil es authentisch, objektiv und sehr informativ ist. **NADJIB KHENKHAR, GEESTHACHT, www.algerien-heute.de**

Ich habe die Lesung in Wien besucht – und ich bin sehr berührt. Es ist ein schönes Buch, so direkt – Liebe und Hass. Ich finde, es ist (bisläng) das beste Buch von Alice Schwarzer ... Wer die Menschen aus dem Maghreb kennt, versteht diese große Zuneigung unmittelbar. Dieser Versuch, Erfahrungen zu beschreiben, ist ja selbst schon in dem Geist der großen gegenwärtigen Autorinnen und Autoren des Maghreb geschrieben; und diese Assimilation, die nicht nur Einfühlung, sondern eben Miterleben ist, zeichnet dieses Buch aus, das das Land, das ich sonst in Büchern von Sansal und anderen finde, so lebendig werden lässt, ja, ihm überhaupt wieder Bedeutung verleiht. So führt auf scheinbar dokumentarische Weise Alice Schwarzer die Sprache als Sprechen über Erfahrung und Wirklichkeit wieder ein. Ich habe das Buch auch als feministische Antwort auf Houellebecques „Unterwerfung“ gelesen;



als Gegenentwurf, der zugleich dieselbe Gefahr benennt und offensiv angeht – also keine Dystopie, sondern die genaue und emphatische Beschreibung einer Entwicklung, in der die Kräfte des Lebens und des Widerspruchs noch überhand haben, aber die Kräfte der Zerstörung und des Todes eben auch nicht einfach geleugnet werden – und die Tatsache, dass Frauen und Männer nur gemeinsam diesen Kräften werden widerstehen können. **TJARK KUNSTREICH, WIEN**

Sie differenzieren aus meiner Sicht als einer der wenigen, was in diesem Land mit seiner so oft und viel geprüften Bevölkerung wirklich abgeht. Mein Vater (Moauffak Ben Abdelkader Ben Fareh Mouammed Toaba) rückte 1944 als 18-Jähriger, bis zu diesem Zeitpunkt ein Schafhirte, freiwillig zum französischen Militär ein und diente bis 1960. Er war Analphabet, musste zwangsläufig Französisch als Dienstsprache erlernen, wie auch Lesen und Schreiben. „Stationen“ seiner Verwendung waren u.a. Madagaskar, Indochina, fallweise seine eigene „Heimat“. Meine Eltern (Foto) lernten sich in unserem jetzigen Heimatort Absam/Tirol kennen, wo er Besatzungssoldat war. **CATTANI BRUNO TOABA, ABSAM, TIROL**



Ich hatte das Glück, Sie live im Schauspielhaus zu erleben und danke Ihnen für das Buch „Meine algerische Familie“. Ich wusste wenig über dieses Land und seine Menschen, und es hat mich sehr erschüttert, über die „Schwarzen Jahre“ zu lesen. Diesen Bürgerkrieg habe ich gar nicht wahrgenommen.

BRIGITTE SIMON-ENDERL, 69, HAMBURG

Liebe Frau Schwarzer, gestern habe ich im ICE Ihr Buch „Meine algerische Familie“ in einem Stück durchgelesen. Hervorragend, Klasse! Endlich mal wieder richtig schöne Reportage und authentisches Gespräch. **THILO BAUM, GERSFELD**

1962, kurz nach der Unabhängigkeit, ging ich mit meinem späteren Ehemann nach Oran, Algerien, 1963 wurde mein ältester Sohn in Oran geboren und bis Ende 1964 habe ich mit meiner Familie dort gelebt. Darum war Ihr Buch so aufschlussreich für mich. Danke dafür. **INGRID KRÜGER**

Kein Kopftuch für kleine Mädchen!

Das Verhüllen hat die gleiche Ursache wie die westliche Pornografisierung des Äußeren: den Blick des Mannes auf die Frau, und die Beurteilung nach „Verwertbarkeit“: als „sexy Bitch“ in der westlichen Welt, sowie als keusche Unsichtbare in der östlichen. **DAGMAR PERLES, 54, CELLE**

Ich bin auch Muslimin, Elhamdulillah. Und ich weiß, dass das Kopftuch ja gerade die Frauen vor den ach so lüsternen Blicken der Männer schützen soll. Daher hat es meiner Meinung nach etwas fast schon Pädophiles an sich, kleine Mädchen in Kopftüchern stecken zu wollen. Denn so wird doch suggeriert: „Du weckst sexuelle Gelüste. Daher hast du dich zu bedecken!“ Also ich trage keins. Und ich bin Laizistin, also für eine strikte Trennung von Staat und Religion. Daher sollten generell alle religiösen Zeichen und Symbole an Kitas, Schulen, Unis etc. verboten sein. Denn dort, wo Bildung herrscht, hat doch der Glaube nichts zu suchen! **DEMET, 34, BAUNATAL**

Verschleierung von Mädchen unter 14 Jahren (wenn nicht gleich bis zur Volljährigkeit) gehört meines Erachtens absolut verboten! Zunächst gilt auch im BGB die Religionsmündigkeit ab 14. Zudem habe ich als sozial Arbeitende, mal ganz abgesehen von der sexualisierenden „Verleumdung“ gegenüber den Frauen/Mädchen, die ihre Haare offen tragen, oft genug erlebt, wie physiologisch anstrengend das Tragen des Hijab für Kinder – vor allem im Sommer – ist. Tragt mal so ein „Unterkopftuch“ – z.T. bis auf Handgelenklänge, um auch die Arme als „sexuellen Reiz“ zu bedecken, plus dickem Obertuch bei 30 Grad. Womöglich noch mit dem Druck, den Ramadan ohne Essen, z.T. sogar ohne Trinken, bis abends durchzuhalten – für Kinder im Grundschulalter. Eine absolute Kindeswohlgefährdung. Das Verbergen der Haare, das ja eigentlich den Beginn der Geschlechtsreife signalisiert, sexualisiert die Kinder eher zusätzlich. Wie kleine Mädchen im Schwimmbad mit seltsamen Bikinis, die sie absolut nicht bräuchten. Mal ganz abgesehen von all den weiteren Argumenten, die auch bei erwachsenen Frauen gegen (Voll- oder Teil-)Verschleierung sprächen. Bei erwachsenen Frauen aber durchaus diskutabel sind, bei Kindern: ein absolutes No-Go, das staatlich reglementiert gehört! **MARUSCHKA JEHLE**



MAKE FEMINISM GREAT AGAIN!

Größen: S, M, L, Bio & Fair-Trade, 50/50 Baumwolle/Tencel.
Preis 24.80 €.
 Portofrei.
 3 T-Shirts **21.80 €** pro Stück.

DAS NEUE BUCH!

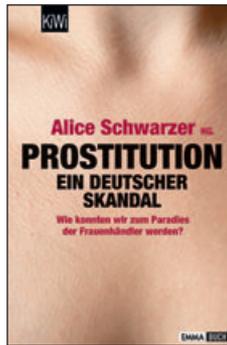
Alice Schwarzer ist seit 25 Jahren mit dieser Familie befreundet: mit den drei Schwestern ihrer Generation, den sieben Brüdern und den Nichten und Neffen. Und was sie an ihrem Beispiel über Algerien erzählt, ist so anrührend wie beunruhigend. Entscheidet Algeriens Schicksal auch über unseres? **KiWi, Hardcover, 22 €**



Die Biografie: vom ersten Tag Alice bis zum ersten Tag EMMA. Alice Schwarzer, wie sie bisher niemand kennt. Mit 107 Fotos, meist privat. **KiWi, 12,99 €**



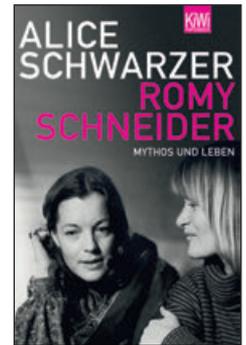
Das von Alice Schwarzer herausgegebene Buch apropos Silvester 2015 in Köln ist aktueller denn je. 4 der 8 AutorInnen sind MuslimInnen. **KiWi, 7,99 €**



Unentbehrlich für die nicht endende Debatte: Analysen, Stimmen von Prostituierten, Forderungen für ein neues Gesetz! **KiWi, 9,99 €**



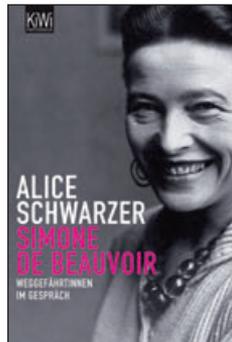
Der aktuell wieder heiß diskutierte Klassiker von 1975 über Sexualität und Macht (erschienen in neun Sprachen). Aktualisiert. **Fischer, 9,95 €**



„Wir sind die beiden meistbeschimpften Frauen in Deutschland“, sagte Romy 1976 zu Alice. Die Biografie. Mit aktuellem Vorwort. **KiWi, 8,99 €**



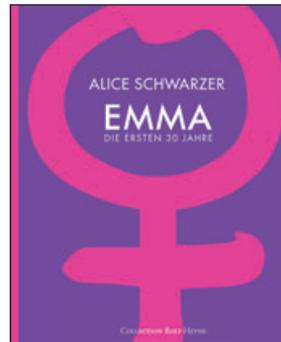
Ein Filmporträt von Alice Schwarzer von 1973: Simone de Beauvoir aus größter Nähe. Dt. & frz. Version, 45 Min + Booklet mit Fotos. **EMMA-DVD, 10 €**



Endlich wieder aufgelegt! Die legendären Gespräche von Schwarzer und Beauvoir, 1972 bis 1982. Über Liebe, Politik & Mütter. **KiWi, 7,95 €**



Der Einfluss der Pornografie: Vom Waxing bis zum Blow-Job. Eine Studie der Genderprofessorin. Gail Dines: Pornland. **Nur 10 €.**



30 Jahre EMMA-Geschichte. 426 Seiten Texte und Bilder aus 280 EMMA-Ausgaben. Eine wahre Fundgrube – und ein prächtiges Geschenk. **C. Heyne, jetzt nur noch 15 €**



48 Frauen, die Europa geprägt haben, Vorbilder & Idole. Ein prächtiger Bildband von Bettina Flitner. 224 Seiten. Mit Texten von Alice Schwarzer. **Knesebeck, nur 18 €**

MAKE FEMINISM GREAT AGAIN!

Ich will das EMMA-Shirt!
 Das Stück zu 24.80 €.
Ab 3 T-Shirts zahle ich 21.80 €.

-Stück **Größe S**
64 cm lang, 47 cm breit
 -Stück **Größe M**
66 cm lang, 50 cm breit
 -Stück **Größe L**
68 cm lang, 53 cm breit
- Längenmaß: von Schulternahmt bis Saum.

Bücher von Alice Schwarzer

- Meine algerische Familie, HC 22 €
- Lebenslauf, TB 12,99 €
- Der Schock, Hg., TB 7,99 €
- Prostitution, Hg., TB 9,99 €
- Die Antwort, HC 10 €
- Der kleine Unterschied, TB 9,95 €
- Beauvoir-Interviews, TB 7,95 €
- Romy Schneider, TB 8,99 €
- 30 Jahre EMMA, HC 15 €
- Frauen mit Visionen, Broschur 18 €
- Der große Unterschied, HC 10 €
- Marion Dönhoff, TB 9,99 €
- Beauvoir, Filmportrait v. Schwarzer, DVD 10 €
- Gail Dines, Pornland 10 €
- Die ganze EMMA 2017 (6 Hefte) 20 €**

Bestellung über www.emma.de/shop

EMMA, Shop, Bayenturm, 50678 Köln, Fax 0221/606060-29, T -14
 So wird bestellt: 1. Gewünschtes ankreuzen. 2. Bar zahlen oder vorab auf EMMA-Konto Postbank Köln, BIC: PBNKDEFF, IBAN: DE56 3701 0050 0500 04 überweisen (Verwendungszweck: Name & Stichwort Shop). **Der Versand innerhalb Deutschlands ist gratis** (ins Ausland zusätzlich 5€).

Ich lege Bargeld bei (nur Euro). Ich habe den Betrag überwiesen am:

Vorname, Name (deutlich schreiben)

Straße, Nummer

PLZ, Ort

Datum

Telefon

E-Mail

Unterschrift

Darum darf die Dame sitzen bleiben. Feministischer Meteoriteneinschlag. Gegen Islamisten und Evangelikale. Enkel ohne Kinder?

Auch in Zeiten von Alice Schwarzer und der Emanzipation gilt: Man gibt zuerst der Dame die Hand. Diese darf dabei sitzenbleiben. **gofemin.de**

Die MeToo-Debatte spricht nicht nur Frauen an. Auch Männer finden das Verhalten anderer Männer widerlich und sagen das auch. Darin liegt eine Chance, die es zu der Zeit, als Alice Schwarzer – 1978 – gegen den *Stern* wegen Sexismus prozessierte, noch nicht gegeben hat. **Ute Frevert, Historikerin, in einem Zeit-interview**

Das zweite Sachbuch, das mir (mit 15) in die Hände fiel, war *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen* von Alice Schwarzer. Damals, Mitte der siebziger Jahre, war das ein feministischer Meteoriteneinschlag in die deutsche Öffentlichkeit – aber auch in meine Pubertät. Schwarzer beschrieb anhand von Protokollen sexualisierte Gewalt, und ich war geschockt. (...) Mein erster Kontakt mit dem Feminismus war also Schmerz. Auf der anderen Seite setzte *Der kleine Unterschied* das, was ich von klein auf im weiteren Umfeld erlebt hatte, endlich in einen Kontext. **Die Zeit, Bernd Ulrich**

Der Nachwendestreit zwischen emanzipierten Ost- und Westfrauen war, sehr holzschnittartig formuliert, lange Zeit die Entscheidung zwischen dem Modell Alice Schwarzer und

dem Modell Angela Merkel. (...) Schwarzer machte Politik für Frauen – und Merkel ist eine Politikerin. Schwarzer wurde nicht müde, die männlichen Strukturen, den männlichen Blick und die hierarchischen Strukturen unserer Gesellschaft zu beschreiben und zu kritisieren, während Merkel darum nie große Worte machte, sondern ihre ganze Energie darauf verwendete, in dieser von Männern dominierten Welt ihren Weg bis ganz nach oben zu gehen. **Die Zeit, Jana Hensel**

Wenn Alice Schwarzer beispielsweise nach der Kölner Silvesternacht 2015/16 von „entwurzelten, brutalisierten und islamisierten jungen Männern vorwiegend aus Algerien und Marokko“ spricht, so ist diese Aussage nicht unbedingt falsch: Es gibt viele Männer aus dem Maghreb, Illegale, die ziellos durch Europa mäandern und dabei immer weiter verrohen – die Täterlage zu Köln dazu war relativ klar. Warum also der Aufschrei? **taz, Edith Kresta**

Die feministische Blogautorin Meredith Haaf bezichtigte neulich die Frauenrechtsorganisation „Terre des Femmes“ und das feministische Magazin EMMA des Rassismus, weil beide ein Kopftuchverbot für junge Mädchen forderten. Ohne mit der Wimper zu zucken, rückte sie beide Institutionen in eine argumentative

Nähe zur AfD. Die Konsequenz einer derartigen Diffamierungskultur ist offensichtlich: Ganze Themengebiete werden tabuisiert und somit den Rechtsextremen für ihre Propaganda überlassen. **FAZ, Judith Sevinç Basad**

Anlässlich der neu entflammten Debatte darüber, ob der Islam zu Deutschland gehört oder nicht, setzt sich Frauenrechtlerin Alice Schwarzer dafür ein, Fundamentalismus zu ächten. Dazu zählt sie den Islamismus, aber auch den Evangelikalismus. „Die Brutstätten des Islamismus sind orthodoxe bis radikale Moscheen und Islamverbände“, schreibt Schwarzer. **Pro – Christliches Medienmagazin, Anna Lutz**

1979 war das Jahr der Islamischen Revolution im Iran. Eine der ersten Intellektuellen, die schon damals das Ausmaß des religiösen Fundamentalismus erahnten, war Alice Schwarzer. Einen Monat nach der Rückkehr Ayatollah Khomeinis aus dem Exil besuchte sie Teheran, zusammen mit 17 Aktivistinnen des „Internationalen Komitees zur Verteidigung der Rechte der Frauen“. Nach ihrer Rückkehr schilderte sie in der *Zeit* ihre Eindrücke: „Aus der heiligen Stadt Qom verkündete Khomeini den Schleierzwang, die Aufhebung der Koedukation und die Annullierung des Familiengesetzes, das unter dem

Schah zumindest theoretisch die Scheidung erlaubt hatte. Im Fernsehen erschienen die Ansagerinnen fortan nur noch verschleiert.“ **Die Welt, Rainer Haubrich**

Die Genderstudies vertrieben sich die Zeit mit der Frage, wie der Geschlechterunterschied sich in diesem oder jenem Diskurs manifestiert hat. „Dabei sterben da draußen Frauen!“, hört man Alice Schwarzer und die ihren rufen. **taz, Heide Oestreich**

Von sexueller Belästigung sind nach Einschätzung von Alice Schwarzer vor allem Frauen betroffen, die in Männerberufe drängen und dann als Konkurrenten wahrgenommen werden. „Dafür ist die sexuelle Belästigung eine ideale Waffe: Sie ist beschämend für die Opfer und degradiert die Frauen auf den Status eines Objekts“, sagte die Herausgeberin der feministischen Frauenzeitschrift EMMA. Außerdem treffe es Frauen in „Lächel-Berufen“, in denen es zum Berufsbild gehöre, zur Verfügung zu stehen, wie Schauspielerinnen, Verkäuferinnen oder Stewardessen. **FAZ**

Ich bin froh, dass ich nicht gesagt habe: Kinder oder Karriere. Neulich musste ich lachen, als Alice Schwarzer sagte, sie hätte jetzt gerne Enkel. Aber Kinder wollte sie nie. Eins ohne das andere geht nicht. **Margot Käßmann im Interview in Chrismon**

EMMA

Emma Frauenverlags GmbH
Bayenturm, 50678 Köln

Redaktion 0221/60 60 60-0
Fax -29

redaktion@emma.de
www.emma.de

Büro Schwarzer Fax -29
www.aliceschwarzer.de



EMMA ist erhältlich im Bahnhofs- und Flughafenbüchhandel in Deutschland, Österreich und der Schweiz

Herausgeberin
Alice Schwarzer

Grafik
Irina Rasimus,
Silvia Kretschmer

Repräsentanz Markenwerbung
Getz & Getz Medienvertretung,
T 02205/86179, Fax 85609,
info@getz-medien.de

Abonnements
Inland: 48 €, Ausland: 48 € (75 Sfr)
zzgl. Versandkosten, außer A und CH. EMMA-LeserInnen-Service,
Postfach 810640, 70523 Stuttgart,
T 0711/7252-285, Fax -333,
emma@zenit-presse.de

Rechte
Alle Rechte vorbehalten. Copyright aller Beiträge bei EMMA. Für namentlich gezeichnete Beiträge sind AutorInnen selbst verantwortlich. Für unaufgeforderte Texte und Fotos keine Haftung. Rücksendung nur bei frankiertem Umschlag.

Büro der Herausgeberin
Margitta Hösel

Titel
My Stealthy Freedom

Lithographie
purpur, Köln

Bankverbindung EMMA-Verlag,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE 63 3705 0198 0017 9929 75
BIC COLSDE33

EMMA erscheint zweimonatlich,
jeweils am letzten Donnerstag eines jeden geraden Monats. Die nächste Ausgabe erscheint am 28. Juni 2018. Einzelverkaufspreis 7,90 €

Redaktion Alice Schwarzer
(verantwortl.), Alexandra Eul,
Chantal Louis, Angelika
Mallmann, Margitta Hösel

Verlag T -14, Fax -29
Anett Keller (Leitung)

Druck
L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG
DruckMedien, Geldern

Register-Nr. HRB 7742 Köln
UID-Nr. DE 122 777 305

Ersterscheinungstag als Monatszeitschrift: 26.1.1977

LeserInnenbrief-Redaktion
Angelika Mallmann,
briefe@emma.de

(Klein)Anzeigen, Shop & Marktplatz T -14, Fax -29

Vertrieb
PARTNER Medienservices GmbH,
PF810420, 70521 Stuttgart

onlineredaktion@emma.de

Die EMMA



am 28.6.2018

Wie Frauen die **Bienen retten** und damit die Welt. **Meine beste Feindin**. Frauen unter sich. Die **mutigsten Iranerinnen in Deutschland**. Das wäre ein echter Fortschritt: der **Tod der Kleinfamilie**. Ein **Kind von 68ern** packt aus. Wie der **Gebärmutterhalskrebs** besiegt werden kann. Wo heute **Frauen noch Hexen** sind. **Jenny Erpenbeck** über ihre verlorene Schule. **Marlene Streeruwitz** über Ingeborg Bachmann.



Alice Schwarzer über **Irmgard Keun**. Christine Thürmer erzählt: So wandere ich **alleine um die Welt**. Und warum **Rebel Girls** die richtigen Gutenacht-Geschichten für Mädchen sind!



Ingeborg Bachmann in Rom, wo sie auch starb.



Das EMMA-Shirt MAKE FEMINISM GREAT AGAIN! >> Jetzt bestellen!



**DAS
EMMA-SHIRT:
24.80 €**

Ab 3 T-Shirts kostet das Stück nur 21.80 €. Portofrei!
Das T-Shirt besteht aus 50/50 Baumwolle/Tencel
und ist Bio & Fair-Trade. Bestellen: Seite 113

